Felix Mendelssohn Bartholdy Briefe

1830 - 1847.

63
<36631517500019
S
<36631517500019
Bayer. Staatsbibliothek

B. Sandb.
460 a

Mendelssohn-Bartholdy

Briefe

aus den Jahren 1830 bis 1847

von

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Herausgegeben von

Paul Mendelssohn Bartholdy

und

Prof. Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy.

Billige Ausgabe.

Sechste Auflage in einem Bande.

Leipzig.

Hermann Mendelssohn.

1889.

Erster Theil.

Briefe

aus den Jahren 1830—1832.

Herausgegeben von

Paul Mendelssohn Bartholdy

und

Professor Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy.

Vorwort.

Im verflossenen Jahre erging durch eine Anzeige in den öffentlichen Blättern die Bitte an die Besitzer von Briefen Felix Mendelssohn Bartholdy's, dieselben dem Professor Droysen oder mir, zur Vervollständigung einer von uns beabsichtigten Herausgabe mitzutheilen.

Es lag hierbei eine doppelte Absicht zu Grunde.

Wir wollten erstens dem Publikum in Mendelssohn's eigenen Worten, welche stets sein Inneres treu und unverfälscht wiederspiegeln, ein möglichst vollkommenes Charaktergemälde von ihm darbieten, und zweitens glaubten wir, daß die in einer solchen Briefsammlung enthaltenen biographischen Elemente bei einer eigentlichen, der Zukunft vorbehaltenen Lebensbeschreibung wirksame Dienste leisten, und einst als Vorarbeit oder Grundlage zu derselben gebraucht werden könnten.

Der baldigen Erfüllung unserer Absicht, in der ursprünglich angestrebten Ausdehnung, stellten sich jedoch Schwierigkeiten entgegen, und ich bin daher zu dem Entschluß gekommen, den Plan vorläufig innerhalb engerer Gränzen auszuführen.

Nachdem nämlich Mendelssohn im Jahre 1829 seine erste sebstständige Reise nach England zurückgelegt hatte, ging er von Berlin aus, wohin er auf kurze Zeit zu einer Familienfeier gekommen war, im Jahre 1830 nach Italien, — von da durch die Schweiz nach Frankreich, und Anfangs 1832 zum zweitenmale nach England.

Aus dieser Zeit, welche gewissermaßen einen in sich abgeschlossenen Lebensabschnitt bildet, und unzweifelhaft wegen der

in ihr empfangenen bedeutenden Eindrücke großen Einfluß auf Mendelssohn's Entwickelung gehabt hat (— es mag hier daran erinnert werden, daß er bei dem Antritt der Reise erst 21 Jahr alt war —), ist eine Anzahl von Briefen vorhanden, welche an seine Eltern, seine Schwestern Fanny und Rebecka, und an mich gerichtet sind. Ich habe ihnen einige Briefe aus denselben Jahren an befreundete Personen, theils vollständig, theils im Auszuge hinzugefügt, und übergebe sie hiermit, ihrem wesentlichen Inhalte nach, dem Publikum.

Wer Mendelssohn persönlich gekannt hat, und sich ihn lebendig vergegenwärtigen will, oder wer den allgemeinen, aus der Kenntniß seiner musikalischen Schöpfungen entstehenden Vorstellungen, von seinem Wesen und Sein eine bestimmtere, der Wirklichkeit entsprechende Form zu geben wünscht, der wird die Briefe nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Neben diesem besonderen Interesse bieten sie aber auch ein allgemeineres dar, indem sie beweisen, wie vollkommen sich Mendelssohn's charaktervolle Natur und Kunst gegenseitig durchdrungen und bedingt haben.

In Rücksicht hierauf ist es mir als eine Pflicht erschienen, die Briefe aus dem stillen Familienbesitze, für den sie ihrem Ursprung und ihrer Form nach ausschließlich bestimmt und berechnet waren, in die Oeffentlichkeit hinaustreten zu lassen, und sie dadurch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Sie beginnen mit einem Besuche bei Goethe. Mögen ihnen denn auch dessen Worte als bezeichnendes Geleit dienen:

„Was in der Zeiten Bildersaal
„Jemals ist trefflich gewesen,
„Das wird immer einer einmal
„Wieder auffrischen und lesen."

Berlin, im März 1861.

Paul Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Weimar, den 21. Mai 1830.

Eines so heitern frischen Reisetags, wie des gestrigen, weiß ich mich gar nicht zu entsinnen seit meiner Reisepraxis. Früh Morgens war der Himmel grau und bedeckt, die Sonne kam erst später durch; dazu kühle Luft und Himmelfahrtstag; die Leute waren geputzt, und ich sah sie in einem Dorfe in die Kirche gehen, in einem anderen wieder herauskommen, wieder in einem anderen Kegel schieben; bunte Tulpen gab's überall in den Gärten, und ich fuhr schnell und sah mir alles an. In Weißenfels gaben sie mir einen kleinen Korbwagen, und in Naumburg gar eine offene Droschke; die Sachen wurden hintenauf gepackt, sammt dem Hut und Mantel; ich kaufte mir ein Paar Maiblumensträuße, und so ging's durch das Land, wie auf einer Spazierfahrt. Hinter Naumburg kamen Pförtner-Primaner und beneideten mich; dann fuhren wir dem Präsidenten G. in einem kleinen Wägelchen, das schwer an ihm zu tragen hatte, vorbei, und seine Töchter oder Frauen, kurz die zwei Damen, die mit ihm waren, beneideten mich wohl nicht minder; den Kösener Berg trabten wir hinan, denn die Pferde brauchten kaum zu ziehen, und wir holten eine Menge bepackter Handerer ein; die beneideten mich gewiß auch, denn ich war wirklich beneidenswerth. Die Gegend sah so frühlingsmäßig und geputzt, bunt, heiter aus, und dann ging die Sonne so ernsthaft hinter den Hügeln unter, und dann fuhr der russische Gesandte in zwei großen vierspännigen Wagen so mürrisch und geschäftsmäßig, und ich fuhr in meiner Droschke als Hasenfuß so bald bei ihm vorbei, und Abends bekam ich noch stätische

Pferde, damit ein kleiner Verdruß auch nicht fehlte (er gehört nach meiner Theorie zum Plaisir), und ich componirte den ganzen Tag so sehr gar nichts, sondern genoß faul. — Die Sache war herrlich, das ist wahr, und wird nicht vergessen werden. Ich schließe diese Beschreibung mit der Anmerkung, daß die Kinder in Eckartsberge ganz ebenso „Ringe, Rosenkranz" spielten, wie bei uns, und daß sie sich durch den fremden Herrn nicht stören ließen, obwohl er vornehm zusah; ich hätte lieber mitgespielt! — Den 24sten. Das schrieb ich, ehe ich zu Goethe ging, Morgens früh nach einem Spaziergange im Park; nun bin ich noch hier und konnte wahrlich nicht zur Fortsetzung des Briefes kommen. Ich werde auch vielleicht noch zwei Tage hier bleiben, und es ist nicht schade darum; denn so heiter und liebenswürdig, wie diesmal, und so gesprächig und mittheilend habe ich den alten Herrn noch nie gefunden. Der Grund aber, warum ich wohl noch bleiben werde, ist gar nicht übel und macht mich fast eitel oder vielmehr stolz; auch will ich ihn Euch nicht verschweigen. Goethe schickte mir nämlich gestern an einen hiesigen Maler einen Brief, den ich selbst abgeben sollte, und Ottilie vertraute mir an, daß der Auftrag mein Portrait zu zeichnen darin enthalten sei, weil Goethe es zu einer Sammlung Zeichnungen seiner Bekannten, die er seit einiger Zeit angefangen hat, legen wolle. Die Sache machte mir fast Freude (fast im biblischen Sinne); da ich aber den Herrn Maler „Will er wohl" bis jetzt nicht getroffen habe (er mich also auch nicht), so werde ich wohl übermorgen noch bleiben. Es thut mir auch nicht leid, wie gesagt; denn ich lebe ganz prächtig hier und genieße die Nähe des alten Herrn so recht aus dem Grunde, habe bis jetzt alle Mittage bei ihm gegessen und bin heut Morgen wieder zu ihm beschieden; heut Abend giebt er eine Gesellschaft, wo ich spielen soll, und da spricht er nun über alles, frägt nach allem, daß es eine Freude ist. — Ich muß aber ordentlich und folgerecht erzählen, damit Ihr Alles erfahrt. Des Morgens ging ich zu Ottilie, die ich zwar noch kränklich und zuweilen klagend, aber doch heiterer, als früher, und gegen mich so freundlich und liebenswürdig, wie immer, fand. Wir sind seitdem fast immer zusammen gewesen, und ich habe mich sehr gefreut, sie näher kennen zu lernen. Ulrike ist jetzt so angenehm und lieblich, wie nie zuvor; der Ernst, den sie bekom-

men, hat sich mit ihrem ganzen Wesen vereinigt, und sie hat eine Sicherheit und Tiefe der Empfindung, die sie zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen machen, die ich kenne. Die beiden Knaben, Walter und Wolf, sind lebendig, fleißig und zuthulich, und wenn sie von Großpapa's „Faust" sprechen, so klingt das gar zu nett. Zur Erzählung wieder zu kommen, schickte ich den Brief von Zelter sogleich hinein zu Goethe; der ließ mich zu Tische bitten; da fand ich ihn denn im Äußeren unverändert, Anfangs aber etwas still und wenig theilnehmend; ich glaube, er wollte mal zusehen, wie ich mich wohl nehmen möchte; mir war es verdrießlich, und ich dachte, er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das „Chaos", eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Auf einmal fing der Alte an lustig zu werden und die beiden Damen zu necken mit der Wohlthätigkeit und dem Geistreichthun und den Subscriptionen und der Krankenpflege, die er ganz besonders zu hassen scheint; forderte mich auf, auch mit loszuziehen, und da ich mir das nicht zweimal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst, und dann noch freundlicher und vertraulicher, als ich ihn bis jetzt kannte. Da ging's denn über alles her; von der „Räuberbraut" von Ries meinte er, die enthielte Alles, was ein Künstler jetzt brauche, um glücklich zu leben: einen Räuber und eine Braut; dann schimpfte er auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären; dann erzählte er Geschichten von einer jungen Dame, der er einmal die Cour gemacht hätte, und die auch einiges Interesse an ihm genommen habe; — dann kamen die Ausstellungen und der Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte, wo die Weimaranerinnen die Verkäuferinnen machen, und wo er behauptete, daß man gar nichts bekommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich schon vorher bestimmten und dann versteckten, bis die rechten Käufer kämen u. s. w. — Nach Tische fing er denn auf einmal an: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk", und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einschlafen will. Dann mußte ich ihm vorspielen, und er meinte, wie das so sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe; nun hätten wir die Sache

immer weiter geführt, und er wisse nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen; „denn wir wollen doch auch einmal vernünftig mit einander sprechen." Dann sagte er zu Ottilie: „Du hast nun schon gewiß Deine weisen Einrichtungen getroffen; das hilft aber nichts gegen meine Befehle, und die sind, daß Du heut hier Deinen Thee machst, damit wir wieder zusammen sind." Als die nun frug, ob es nicht zu spät werden würde, da Riemer zu ihm käme und mit ihm arbeiten wolle, so meinte er: „Da Du Deinen Kindern heut früh ihr Latein geschenkt hast, damit sie den Felix spielen hörten, so könntest Du mir doch auch einmal meine Arbeit erlassen." Dann lud er mich auf den heutigen Tag wieder zu Tisch ein, und ich spielte ihm Abends viel vor; meine drei Walliser oder Walliserinnen* machen hier viel Glück, und ich suche mein Englisch wieder vor. Da ich Goethe gebeten hatte, mich Du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie sagen, dann müsse ich aber länger bleiben, als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, sonst könne er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch selbst sagte und meinte, ich würde wohl nichts versäumen, wenn ich etwas länger bliebe, und mich einlud, jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte; wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegel's Ästhetik erzählen mußte**, wie er mich dann nach Tiefurth mit den Damen schickte, mir aber verbot nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne, und er mich nicht in's Unglück stürzen wolle, und wie ich dann so dachte, das sei nun der Goethe, von dem die Leute einst behaupten würden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden: — da wär' ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte. Heute soll ich ihm Sachen von Bach, Haydn und Mozart vorspielen und ihn

* Drei im Jahre 1829 drei jungen Engländerinnen für ihr Album componirte Clavierstücke, später als Opus 16 herausgegeben.

** Felix Mendelssohn hatte die Berliner Universität über Jahr und Tag als immatriculirter Student besucht, aus welcher Studienzeit eine sehr bedeutende Anzahl von ihm in den Vorlesungen nachgeschriebener Hefte vorhanden ist.

dann so weiter führen bis jetzt, wie er sagte. Übrigens war ich auch ein ordentlicher Reisender und habe die Bibliothek und „Iphigenie in Aulis“ gesehen. Hummel hat Octaven und dergleichen gestrichen!!

Felix.

An seine Familie.

Weimar, den 25. Mai 1830.

Eben bekomme ich Euren lieben Brief vom Himmelfahrtstag und kann mir nicht helfen, muß noch einmal von hier aus darauf antworten. Dir, liebe Fanny, schicke ich nächstens die Copie meiner Symphonie; ich lasse sie hier abschreiben und schicke sie nach Leipzig (wo sie vielleicht aufgeführt werden wird) mit der gemessenen Ordre, sie Dir baldmöglichst zuzustellen. Sammle doch Stimmen über den Titel, den ich wählen soll. Reformationssymphonie, Confessionssymphonie, Symphonie zu einem Kirchenfest, Kindersymphonie, oder wie Du willst; schreib mir darüber und statt aller dummen Vorschläge einen klugen; die dummen, die aber bei der Gelegenheit ausgeheckt werden, will ich auch wissen. Gestern Abend war ich in einer Gesellschaft bei Goethe und spielte den ganzen Abend allein: Concertstück, Aufforderung, Polonaise in E. von Weber, drei Wälsche Stücke, Schottische Sonate. Um zehn war es aus; ich blieb aber natürlich unter dummem Zeug, Tanzen, Singen u. s. w. bis zwölf, lebe überhaupt ein Heidenleben. — Der Alte geht immer um neun Uhr auf sein Zimmer, und sowie er fort ist, tanzen wir auf den Bänken und sind noch nie vor Mitternacht auseinander gegangen.

Morgen wird mein Portrait fertig; es wird eine große, schwarze, sehr ähnliche Kreidezeichnung; aber ich sehe sehr brummig aus. Goethe ist so freundlich und liebevoll mit mir, daß ich's gar nicht zu danken und zu verdienen weiß. Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Clavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Componisten, nach der Zeitfolge und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und

dazu sitzt er in einer dunklen Ecke, wie ein Jupiter tonans, und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. — Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C moll Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. — Er sagte erst: „Das bewegt aber gar nichts; das macht nur Staunen; das ist grandios", und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!" Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an. Daß ich nun alle Tage bei ihm esse, wißt Ihr schon; da frägt er mich denn sehr genau aus und wird nach Tische immer so munter und mittheilend, daß wir meistens noch über eine Stunde allein im Zimmer sitzen bleiben, wo er ganz ununterbrochen spricht. Das ist eine einzige Freude, wie er einmal mir Kupferstiche holt und erklärt, oder über „Hernani" und Lamartine's Elegien urtheilt, oder über Theater, oder über hübsche Mädchen. Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, so daß die meisten Gäste ihn seit langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir vor den Leuten Complimente, wobei „ganz stupend" sein Lieblingswort ist. Heute hat er mir eine Menge Schönheiten von Weimar zusammengebeten, weil ich doch auch mit den jungen Leuten leben müsse. Komm ich dann in solcher Gesellschaft an ihn heran, so sagt er: „Meine Seele, du mußt zu den Frauen hingehen und da recht schön thun." — Ich habe übrigens viel Lebensart und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilie an, die es bestellte, und sagte: „er müsse erst ordentlich anfangen mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja Vieles von mir lernen." Ich wurde noch einmal so lang, als Ottilie mir das wiedersagte, und da er mir's gestern gar selbst wiederholte und meinte, es sei ihm noch Vieles auf dem Herzen, über das ich ihn aufklären müsse, so sagte ich: „O ja" und dachte: „Es soll mir eine unvergeßliche Ehre sein." Öfter geht es umgekehrt!

Felix.

An seine Familie.

München, den 6. Juni 1830.

Lange ist es nun schon her, daß ich Euch nicht geschrieben habe, und Ihr habt wohl gar Sorge deswegen gehabt. Nehmt es nur nicht übel; ich konnte wahrlich nichts dafür, habe mich genug geängstigt deswegen, — meine Reise beschleunigt, wie es gehen wollte, — mich nach Schnellposten überall erkundigt, bin überall falsch berichtet worden, bin nun eine Nacht durch gereist, um mit der heutigen Post schreiben zu können, von der ich in Nürnberg erfuhr, und da ich endlich hier ankomme, geht heut gar keine Post ab. Ich möchte toll werden, und Deutschland mit seinen kleinen Fürstenthümern, seinem verschiedenen Gelde, seinen Fahrposten, die 5/4 Stunden zur Meile brauchen, und seinem Thüringer Walde, wo es regnet und stürmt, ja sogar mit seinem „Fidelio" heut Abend hier, kann mir gewogen bleiben! Denn so todmüde ich bin, muß ich nun doch pflichtschuldigst hineingehen und möchte viel lieber schlafen. Seid nur nicht böse auf mich und scheltet mich auch nicht wegen des langen Verzugs; ich kann Euch sagen, daß ich heut Nacht während des Fahrens immer aus den Wolken den Zopf oder die Nase gucken sah, die ich hier bekommen würde. Nun will ich Euch aber auch erzählen, warum ich Euch so spät schreibe. Einige Tage nach meinem letzten Briefe aus Weimar wollte ich, wie ich Euch geschrieben hatte, hierher abreisen und sagte das auch an Goethe bei Tisch, der dazu ganz still war. — Nach Tische aber zog er aus der Gesellschaft Ottilie an ein Fenster und sagte ihr: „Du machst, daß er hier bleibt." Die versuchte denn nun mich zu bereden, ging mit mir in dem Garten auf und ab; ich aber wollte ein fester Mann sein und blieb bei meinem Entschlusse. Da kam der alte Herr selbst und sagte, das wäre ja nichts mit dem Eilen; er hätte mir noch viel zu erzählen, ich ihm noch viel vorzuspielen, und was ich ihm da vom Zweck meiner Reise sagte, das sei gar nichts. Weimar sei eigentlich jetzt das Ziel meiner Reise gewesen, und was ich hier entbehrte, das ich an meinen tables d'hôte finden würde, könne er nicht einsehen, ich solle noch viel Gasthäuser zu sehen bekommen. — So

ging's weiter, und da mich das rührte, und Ottilie und Ulrike auch noch halfen und mir begreiflich machten, wie der alte Herr niemals die Leute zum Bleiben und nur desto öfter zum Gehen nöthigte, und wie keinem die Zahl der frohen Tage so bestimmt vorgeschrieben sei, daß er ein Paar sicher frohe wegwerfen dürfte, und wie sie mich dann bis Jena begleiten würden: so wollte ich wieder nicht ein fester Mann sein und blieb. Selten in meinem Leben habe ich einen Entschluß so wenig bereut, wie diesen; denn der folgende Tag war der allerschönste, den ich je dort im Hause erlebt habe. Nach einer Spazierfahrt des Morgens fand ich den alten Goethe sehr heiter; er kam in's Erzählen hinein, gerieth von der „Stummen von Portici" auf Walter Scott, von dem auf die hübschen Mädchen in Weimar, von den Mädchen auf die Studenten, auf die „Räuber" und so auf Schiller; und nun sprach er wohl über eine Stunde ununterbrochen heiter fort, über Schiller's Leben, über seine Schriften, und seine Stellung in Weimar; so gerieth er auf den sel. Großherzog zu sprechen und auf das Jahr 1775, das er einen geistigen Frühling in Deutschland nannte, und von dem er meinte, es würde es kein Mensch so schön beschreiben können wie er; dazu sei auch der 2. Band seines Lebens bestimmt; aber man käme ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all dem anderen dummen Zeug, das Einem kein Mensch danken will; erzählte dann Geschichten aus der Zeit seiner Theaterdirection, und als ich ihm danken wollte, meinte er: „Ist ja nur zufällig, das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart." Die Worte klangen mir wundersüß: kurz es war eins von den Gesprächen, die man in seinem Leben nicht vergessen kann. Den andern Tag schenkte er mir einen Bogen seines Manuscripts von „Faust" und hatte darunter geschrieben: „Dem lieben jungen Freunde F. M. B., kräftig zartem Beherrscher des Piano's, zur freundlichen Erinnerung froher Maitage 1830. J. W. von Goethe" und gab mir dann noch drei Empfehlungen hierher mit. — Finge nur der fatale „Fidelio" nicht bald an, so könnte ich noch manches erzählen; so aber nur noch den Abschied vom alten Herrn. Ganz im Anfang meines Aufenthalts in Weimar hatte ich von einer „betenden Bauernfamilie" von Adr. von Ostade gesprochen, die vor neun Jahren großen Eindruck auf mich gemacht habe. — Als ich nun Morgens hineinkomme,

um mich ihm zu empfehlen, sitzt er vor einer großen Mappe und meint: „Ja ja, da geht man nun fort, wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkunft; aber ohne Frömmigkeit wollen wir hier nicht auseinander gehen, und da müssen wir uns denn das Gebet noch einigemale zusammen ansehen.“ — Dann sagte er mir, ich solle ihm zuweilen schreiben (Muth! Muth! ich thue es von hier aus), und dann küßte er mich, und da fuhren wir weg nach Jena, wo mich Frommanns ungemein freundlich aufnahmen, und wo ich Abends auch von Ulrike und Ottilie Abschied nahm, und so ging es dann hierher. Um 9 Uhr. Nun ist „Fidelio“ vorüber, und in Erwartung des Abendessens noch ein Paar Worte. — Die Schechner hat wahrhaftig sehr verloren; der Ansatz der Stimme ist bedeckt; sie hat oft bedeutend heruntergezogen, und dennoch kommt in manchen Momenten die Innerlichkeit so rührend wieder hervor, daß ich in meiner Art zuweilen weinte; — alle übrigen waren schlecht, und so war auch vieles an der Aufführung zu tadeln; doch sind vortreffliche Mittel im Orchester, und die Ouvertüre ging in der Art, wie sie sie geben, sehr gut. Ist aber doch mein Deutschland ein närrisches Land; es kann die großen Leute hervorbringen und achtet sie nicht; es hat große Sänger genug, viel denkende Künstler, aber keinen untergeordneten, treu und anspruchslos wiedergebenden: Marzelline verziert ihre Rolle; Jaquino ist ein Tölpel; der Minister ein Schaf; und wenn ein Deutscher, wie Beethoven, eine Oper geschrieben hat, so streicht ein Deutscher, wie Stuntz, oder Poißl (oder wer es sonst gethan hat), die Ritornelle und dergleichen Unnützes darin; ein anderer Deutscher setzt Posaunen zu seinen Symphonien; ein dritter sagt dann, B. sei überladen, und dann ist ein großer Mann vorbei! — Lebt denn wohl; seid sehr gesund, fröhlich und glücklich, und mögen alle meine Herzenswünsche für Euch in Erfüllung gehen.

Felix.

An Fanny Hensel.

München, den 14. Juni 1830.

Mein liebes Schwesterlein!

Da habe ich heut früh Euren Brief vom 5ten bekommen, und so bist Du noch immer nicht wohl; ich möchte gern bei Dir sein und Dich sehn und Dir was erzählen; es will aber nicht gehn. Da habe ich Dir denn ein Lied aufgeschrieben, wie ich's wünsche und meine; dabei habe ich Dein gedacht, und es ist mir sehr weich dabei. Neues ist wohl fast nicht darin; Du kennst mich ja und weißt, was ich bin; der bin ich denn immer noch, und so magst Du drüber lachen und Dich freuen; ich kann Dir wohl was anderes sagen und wünschen; was Besseres aber nicht. Weiter soll auch nichts im Brief stehn; daß ich Dein bin, weißt Du, — so möge Dir Gott geben, was ich hoffe und bitte:




sf
f
p
dolce.
f
espress.
sf
cresc.
cresc.
dim.
pp
ff
sf
dim.
pp
dolce.

An den Professor Zelter* in Berlin.

München, den 22. Juni 1830.

Lieber Herr Professor!

Es ist lange her, daß ich Ihnen schreiben wollte, um Ihnen wieder einmal zu danken; aber es geht mir mit den schriftlichen Danksagungen nicht gut; sie kommen mir immer so kalt und so förmlich vor, während das, was ich genossen, und wofür ich mich erkenntlich zeigen möchte, so lebendig mir noch vor Augen steht. Als Sie mich vor 9 Jahren im Goethe'schen Hause einführten, wußten Sie recht gut, welch ein wichtiges Geschenk und welch ein Glück das für mich sei; ich konnte es aber nicht wissen und Ihnen nicht genug dankbar für ein Geschenk sein, dessen Werth mir noch zu unbekannt war; jetzt aber, wo ich mich an Goethe und den Seinigen erquickt und erwärmt habe, wie noch nie, wo ich eine Reihe unvergeßlicher Tage da erlebt, wo mir jede Stunde Belehrung, Freude und Ehre von neuem gebracht hat, jetzt weiß ich's wohl zu schätzen und kann eben darum wieder nicht recht danken. Haben Sie es doch nicht des Danks wegen gethan; und so müssen Sie mir verzeihen, wenn ich davon rede, obwohl ich immer merke, daß die Worte nicht so klingen wollen, wie ich's meine, und immer hinter dem rechten Sinn zurückbleiben. Nun, Sie werden es ja schon wissen, wie ich's fühle.

Oft habe ich des Vormittags dem Goethe vorspielen müssen; er wollte einen Begriff davon haben, wie die Musik sich fortgebildet habe, und verlangte deshalb von den verschiedenen Componisten, wie sie einander folgten, etwas zu hören. An den Beethoven wollte er nicht gern heran; ich konnte es ihm aber nicht ersparen, da er hören wollte, wo es jetzt „mit den Tönen sich hingewendet habe", und spielte ihm das erste Stück der C moll-Symphonie, das ihm auch sehr gefiel. Ueber die Ouvertüre von Seb. Bach aus D dur mit den Trompeten, die ich

---

* Mendelssohn's Lehrer in der Theorie der Musik.

ihm auf dem Clavier spielte, so gut ich konnte und wußte, hatte er eine große Freude; „im Anfange gehe es so pompös und vornehm zu, man sehe ordentlich die Reihe geputzter Leute, die von einer großen Treppe herunterstiegen,“ — auch die Inventionen und vieles aus dem „wohltemperirten Clavier“ habe ich ihm gespielt. — Eines Mittags meinte er, ob ich nicht das Handwerk grüßen wolle und zu dem Organisten gehen, damit er mich die Orgel in der Stadtkirche sehen und hören ließe. Das that ich denn und habe mich recht über das Instrument gefreut. Man sagte mir, daß auch Sie ein Gutachten über die Reparatur abgegeben hätten, und es ist damit besser geglückt, als mit irgend einer andern reparirten Orgel, die ich kenne. Obgleich wegen des länglich schmalen Raums, wo sie steht, die Pedalpfeife ganz hinten angebracht ist, klingt doch das volle Werk sehr stark und kräftig, der Ton zittert nicht im Geringsten, sodaß also ganz genug Wind da sein muß; das Pedal ist in vollkommen gutem Verhältniß zum Manual, und auch an schönen sanften Stimmen verschiedener Art fehlt es nicht. Der Organist, nachdem er mir gesagt hatte, ich möge wählen, ob er mir was Gelehrtes oder was für die Leute vorspielen sollte (denn für die Leute müsse man nur schlechte, leichte Sachen componiren), gab denn auf mein Bitten was Gelehrtes; es war aber nicht viel an dem Dinge; er modulirte hin und her, bis man schwindlig wurde, und es wollte nicht neu werden; er machte eine Menge Eintritte, und es wollte keine Fuge werden. Als ich ihm was spielen sollte, ließ ich die D moll-Toccata von Sebastian los und meinte, das sei gelehrt und zugleich auch für die Leute, d. h. für gewisse; aber siehe, kaum hatte ich angefangen, so schickte der Superintendent seinen Bedienten und ließ sagen: man möchte gleich mit dem Orgelspiel aufhören, da es Wochentag sei, und der Lärm ihn im Studiren störe. Ueber die Geschichte hat sich Goethe sehr erbaut. — Hier, in München, machen es die Musiker nun ganz wie der Organist; sie meinen, gute Musik sei allerdings eine Gottesgabe, aber nur so in abstracto; denn sobald sie etwas spielen, so ist es das dümmste, abgeschmackteste, was sie nur finden können, und wenn das den Leuten dann wie natürlich nicht gefällt, so meinen sie, es läge nur daran, daß es noch zu ernsthaft wäre. Selbst die besten Clavierspieler wußten kaum, daß Mozart und Haydn

auch für das Clavier geschrieben hätten; Beethoven kannten sie nur vom Hörensagen; Kalkbrenner, Field, Hummel nennen sie classische oder gelehrte Musik. Da habe ich denn nun mehreremale gespielt und die Zuhörer so ungemein empfänglich und auffassend gefunden, daß ich mich doppelt über jene Frivolitäten ärgerte; und neulich in einer Soirée bei der Gräfin R***, die darin den Ton angeben soll, brach ich aus. Die jungen Damen, die angemessene Sachen recht hübsch hätten spielen können, zerbrachen sich die Finger an Herz'schen Springer- und Seiltänzerkünsten, und es wollte nichts verfangen; als ich denn nun aufgefordert wurde, so dachte ich: wenn ihr euch langweilt, ist's eure Strafe, und spielte frisch die Sonate aus Cis moll von Beethoven. Wie ich fertig bin, sehe ich, daß es den größten Effect gemacht hat; die Damen hatten geweint, die Herren disputirten über die Bedeutung; jetzt mußte ich den Clavierspielerinnen eine Menge Sonaten von Beethoven aufschreiben, die sie spielen sollten; am folgenden Morgen ließ die Gräfin ihren Clavierlehrer kommen und verlangte von ihm eine Ausgabe guter Musik, aber wirklich guter, von Mozart, Beethoven und Weber. Diese Geschichte ist nun in München herumgekommen, und es macht den gutgesinnten Musikern viel Spaß, daß ich mich zum Prediger in der Wüste aufgeworfen (ich hatte nämlich nachher noch der ersten Clavierspielerin hier eine lange Rede gehalten, ihr vorgeworfen, daß sie nichts beitrüge, die großen Werke hier kennen zu lehren, und daß sie den Leuten folge, statt deren Geschmack zu leiten, und sie hatte Besserung gelobt). Seitdem spiele ich nur immer, was mir Vergnügen macht, wenn es auch noch so ernsthaft sei, und man hört mir mit Aufmerksamkeit zu. Es ist mir die größte Freude, hier viel zu musiciren, und wenn ich auch wenig zum Schreiben und Nachdenken komme, so regt doch dies lustige Leben Vieles an, erfrischt und erheitert. — Es liegt mir ein geistliches Stück im Kopfe; wenn ich dazu komme es aufzuschreiben, so schicke ich es Ihnen sogleich. — Leben Sie wohl für heut, lieber Herr Professor. Die herzlichsten Grüße für die Ihrigen und Wünsche für Ihr Wohl und Ihre Heiterkeit von

Ihrem treuen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Mutter.

Linz, den 11. August 1830.

Liebe Mutter!

„Wie der reisende Musikus in Salzburg seinen großen Pechtag abhielt.“

Ein Bruchstück aus dem ungeschriebenen Tagebuch des Grafen F. M. B***. (Fortsetzung.)

Als ich den vorigen Brief an Euch geschlossen hatte, fing der unglückliche Pechtag an über mich hereinzubrechen. Ich nahm den Bleistift und verdarb zwei meiner Lieblingszeichnungen aus dem Bairischen Gebirge dergestalt, daß ich sie ausreißen und aus dem Fenster werfen mußte. Das ärgerte mich, und um mich zu zerstreuen, ging ich auf den Kapuzinerberg. Daß ich mich unterwegs verirrte, versteht sich von selbst; im Augenblicke, als ich auf dem Gipfel ankam, fing es fürchterlich an zu regnen, und ich mußte unter dem Regenschirm schnell wieder hinunterlaufen. Jetzt wollte ich wenigstens das Kloster unten besehen und schellte an; da fiel mir ein, daß ich nicht genug Geld für den zeigenden Mönch hatte; so etwas nehmen sie aber sehr übel, und ich machte darum, daß ich fortkam, ohne dem Pförtner weiter zu antworten. Jetzt schloß ich meine Paquete nach Leipzig und brachte sie auf die Post. „Erst müssen sie auf der Mauth visirt sein,“ hieß es. Ich ging nach der Mauth; sie ließen mich eine Stunde warten, bis sie einen Schein von drei Zeilen zusammen brachten, und benahmen sich so flegelhaft, daß ich mich obenein noch mit ihnen herumzanken mußte. — Hang Salzburg, dachte ich und bestellte Pferde nach Ischl, wo ich mich zu erholen hoffte von allem Pech im Neste. „Sie bekommen keine Pferde ohne Erlaubniß von der Polizei.“ Nach der Polizei. „Sie bekommen keine Erlaubniß, ehe Ihr Paß vom Thore her da ist.“ Was spreche ich lange? Nach unzähligem Hin- und Herschicken und Laufen kam die ersehnte Postchaise; ich habe gegessen, lasse einpacken und denke: nun ist's überstanden; Rech-

nungen und Trinkgelder sind bezahlt. Wie ich vor die Thür trete, fahren im Schritt zwei elegante offene Reisewagen vor, und die Leute aus dem Wirthshaus eilen den Herrschaften, die zu Fuß nachkommen, entgegen. Ich kümmere mich aber um nichts und setze mich in meine Chaise. Indem sehe ich, daß einer von den angekommenen Wagen hart neben dem meinigen hält, und eine Dame sitzt darin. Aber welch eine Dame! Damit Ihr nun nicht gleich glaubt, ich hätte mich verliebt, und das sei die Krone des Pechs, fange ich damit an, daß sie ältlich war; aber sie sah sehr liebenswürdig und freundlich aus und trug ein schwarzes Kleid mit schwerer goldner Kette und gab dem Postillon sein Trinkgeld in die Hand und lächelte dazu sehr lieb. Weiß Gott, warum ich lange an meinem Koffer ruckte und nicht abfahren ließ; ich sah immerfort hinüber, und so unbekannt sie mir war, so war mir stark zu Muthe, als müßte ich sie geradezu anreden. Es mag vielleicht Einbildung gewesen sein; aber ich lasse es mir nicht ausreden, daß auch sie hinüber schaute und den ruppigen Reisenden mit der Studentenmütze besah. Als sie nun aber gar auf meiner Seite ausstieg und sich dabei ganz vertraulich an meiner Wagenthür anhielt, dann ein Weilchen stehen blieb und die Hand immer ruhig auf meiner Wagenthür liegen ließ, so hatte ich alle meine wohlerworbene Reiseroutine nöthig, um nicht auch hinauszusteigen und zu sagen: „Liebe Dame, wie heißen Sie denn?" — Die Routine siegte aber, und ich rief vornehm: „Immer zu, Schwager." Da zog die Dame ihre Hand schnell zurück, und es ging fort. Ich war über alles verdrieß-lich, dachte nach und schlief ein. Ein Wagen mit zwei Herren, der an uns vorüberrollte, weckte mich auf. Es entspann sich nun folgendes Gespräch zwischen dem Schwager und mir. Ich: „Die kommen auch von Ischl, da werde ich keine Pferde bekom-men." Er: „O die zwei Wagen, die still hielten, waren auch von da, und Sie kriegen doch Pferde." Ich: „Waren die auch von Ischl?" Er: „Ei freilich; die kommen alle Jahr dahin und waren voriges Jahr auch hier; ich habe sie gefahren, und es ist eine Baronin aus Wien (Herr Gott! dachte ich), und sie ist schreck-lich reich und hat solche schöne Töchter; als sie beide nach Ber-tholsgaden in's Bergwerk hinunter fuhren, da hab' ich sie ge-führt; da haben sie mal nett ausgeschaut mit ihren Bergmanns-kleidern. Sie haben auch ein Gut und sind doch ganz gemein

mit Unsereinem." — „Halt still" — schrie ich. „Wie heißen sie?" — „Kann nit sagen." — „Pereira?"* — „Glaub nit." — „Fahr zurück," sagte ich entschlossen. — „Dann kommen Sie heut Nacht nicht mehr nach Ischl, und wir haben eben den schlimmsten Berg gemacht; auf der Station werden Sie es erfahren." — Mir wurde es wieder ungewiß; ich fuhr weiter; auf der Station kannten sie den Namen nicht, ebensowenig auf der folgenden; endlich nach sieben unglaublich ungeduldigen Stunden komme ich an, frage noch im Wagen: „Wer ist heute Morgen in zwei Chaisen nach Salzburg gefahren?" und erhalte die ruhige Antwort: „Die Baronin Pereira; geht morgen früh weiter nach Gastein, kommt aber in 4—5 Tagen wieder." — Nun hatte ich's gewiß, sprach auch noch ihren Kutscher; Niemand von der Familie war dageblieben; die beiden Herren in der nachfahrenden Chaise waren die beiden Söhne gewesen (gerade die, die ich nicht kannte). Zum Ueberfluß fiel mir auch noch ein elendes Portrait ein, das einmal bei Tante H . . gezeigt wurde, und die Dame im schwarzen Kleide war die Baronin Pereira. Gott weiß, wann ich sie nun einmal wieder zu sehen bekomme! Ich glaube nicht, daß sie mir je hätte einen angenehmeren Eindruck machen können, und werde gewiß die reizende Gestalt und die freundliche Miene nicht so bald vergessen. Aber fatal ist es doch mit den Vorgefühlen; man hat sie wohl leicht; aber man erfährt nur erst immer hinterher, daß es welche gewesen sind. — Ich wäre auf der Stelle umgekehrt und die Nacht durchgefahren, aber da ich mir überlegte, daß ich sie höchstens im Moment der Abreise, vielleicht gar nicht mehr in Salzburg träfe, daß ich mir den ganzen Reiseplan nach Wien verdürbe, wenn ich gar mit nach Gastein ginge (denn auch daran dachte ich), endlich auch, daß Salzburg als Pechnest an mir gehandelt habe, da sagte ich noch einmal Adieu und ging sehr katzenjämmerlich zu Bette. Am andern Morgen ließ ich mir denn ihr leeres Haus zeigen und zeichnete es für Dich, liebe Mutter. Das Pech „donnerte noch fern ab", so daß ich keinen guten Standpunkt fand, — daß sie mir im Gasthofe für eine Nacht mehr als einen Dukaten abforderten, und dergl. Ich fluchte englisch und deutsch, fuhr weiter, legte Ischl, Salzburg, die Pereira, den Traunsee zur Vergangenheit

* Eine Verwandte der Familie.

und bin so hier, wo ich heute einen Ruhetag gemacht habe. Morgen denke ich weiter zu gehen und so Gott will übermorgen Nacht in Wien zu schlafen. Von dort aus das Weitere. So endigte sich der Pechtag aus meinem Leben; aber lauter Wahrheit, keine Dichtung; nicht mal das Handanlehnen ist zugesetzt, sondern alles buchstäbliches Portrait. Das Unbegreifliche dabei ist mir, daß ich Flora, die mit dabei war, ganz übersehen habe; denn die alte Frau im schottischen Mantel, die in's Wirthshaus ging, war Frau von W . ., und der alte Herr mit der grünen Brille, der ihr nachkam, kann auch Flora nicht gewesen sein. Kurz, wenn es einmal verkehrt geht, so ist kein Halten. Ich schreibe heut nichts weiter als das, — es ärgert mich noch zu frisch; das nächste Mal will ich vom Salzkammergut erzählen, und wie hübsch meine gestrige Reise war, und wie Recht Devrient hatte, der mir diesen Weg empfohlen. Ebenso der Traunstein und die Fälle der Traun sind ganz wunderschön, und so ist überhaupt die Welt sehr süß. Gut ist es, daß Ihr darin seid, und daß ich übermorgen Briefe finde, und so noch manches. Liebe Fanny, ich will jetzt mein Non nobis, und die A moll-Symphonie componiren. Liebe Rebecka, wenn Du mich singen hörtest „Im warmen Thal" mit überschnappender Stimme, so fändest Du es fast zu jämmerlich. Du machst das besser. O Paul! Verstehst Du mit dem Gulden Schein, Gulden W. W., schweren Gulden, leichten Gulden, Conventionsgulden, Teufel und seine Großmuttergulden umzugehen? ich nicht. — Ich wollte deshalb, Du wärst bei mir, indeß auch noch aus andern Gründen vielleicht. —

Lebt mir wohl!

Felix.

An Paul Mendelssohn Bartholdy.

Pressburg, den 27. September 1830.

Herr Bruder!

Glockengeläut, Trommeln und Musik, Wagen an Wagen, hin- und herlaufende Menschen, überall buntes Gewühl: so sieht es etwa um mich herum aus; denn morgen ist die Krönung

des Königs, auf die seit gestern die ganze Stadt wartet und den Himmel um Heiterkeit und Aufklärung seinerseits bittet, da die große Ceremonie, die gestern sein sollte, des anhaltenden furchtbaren Regens wegen hat verschoben werden müssen. Nun ist es seit Nachmittag blau und schön; der Mond scheint ruhig auf die tobende Stadt, und morgen mit dem frühesten leistet der Kronprinz seinen Eid (als König von Ungarn) auf dem großen Marktplatz; dann geht er mit dem ganzen Zug von Bischöfen und Großen des Reichs in die Kirche und reitet dann endlich auf den Königsberg, der hier vor meinem Fenster liegt, um da am Ufer der Donau in die vier Weltgegenden hin zu hauen und so Besitz von dem neuen Königthum zu nehmen. Ich habe durch diese kleine Reise ein ganzes Land mehr kennen gelernt; denn Ungarn mit seinen Magnaten, seinem Obergespan, dem orientalischen Luxus und der Barbarei daneben ist hier zu sehen, und die Straßen bieten einen Anblick, der mir ganz unerwartet und neu ist. Man findet sich wirklich dem Orient hier näher; die fürchterlich stupiden Bauern oder Sklaven; die Zigeunerhaufen; die mit Gold und Edelsteinen überladenen Bedienten und Wagen der Großen (denn sie selbst sieht man nur höchstens durch die heraufgezogenen Wagenfenster), dann der sonderbar kecke Nationalzug, die gelbe Farbe, die langen Schnurrbärte, die fremde, weiche Sprache — alles das macht den buntesten Eindruck von der Welt. Gestern früh durchzog ich allein die Straßen; da ritt erst eine lange Reihe lustiger Militairs auf ihren lebhaften kleinen Pferden; hinterdrein kam ein Zigeunertrupp und musicirte; dazwischen Wiener Elegants mit Brillen und Handschuhen im Gespräch mit einem Kapuziner-Mönch; dann ein Paar von jenen kleinen barbarischen Bauern in langen weißen Röcken, den Hut tief im Gesicht, — die schwarzen, glatten Haare rund herum gleich abgeschnitten, mit rothbrauner Haut, sehr trägem Gang und einem unbeschreiblichen Ausdruck von Gleichgültigkeit und wilder Stupidität; dann ein Paar scharfe, feine Alumnen der Theologie in ihren langen blauen Röcken, Arm in Arm gehend; ungarische Besitzer in der schwarzblauen Nationaltracht; Hofbediente; ankommende über und über schmutzige Reisewagen. Ich folgte der Menge, wie sie sich langsam bergan bewegte, und kam so endlich auf das verfallene Schloß, von wo aus man die ganze Stadt und die Donau

weithin übersieht; überall von den alten weißen Mauern und oben von den Thürmen und Balcons sahen Menschen herunter; in jeder Ecke standen Jungen und schmierten ihre Namen den Wänden für die Nachwelt an; in einem kleinen Gemache (vielleicht war es sonst eine Kapelle oder irgend ein Schlafzimmer) wurde jetzt ein ganzer Ochs gebraten und drehte sich am Spieß, und das Volk jauchzte dazu; eine große Reihe Kanonen steht vor dem Schloß, um bei der Krönung gehörig los zu donnern; unten in der Donau, die hier ganz toll wüthet und pfeilschnell durch die Schiffbrücke stürzt, lag das neue Dampfboot, das mit Fremden beladen eben angekommen war; dazu die Aussicht weit in's ebene buschige Land hinein, auf die Wiesen, die von der Donau überschwemmt sind, auf die von Menschen wimmelnden Dämme und Straßen, auf die Berge, die mit ungarischem Wein von oben bis unten bepflanzt sind: — das Alles ist fern und fremd genug. — Und dazu der hübsche Gegensatz, mit den freundlichsten, liebsten Leuten zusammen zu wohnen und mit ihnen das Neue doppelt überraschend zu finden, — es waren wirklich wieder von den Glückstagen, lieber Herr Bruder, die der gütige Himmel mir gar so oft und so reichlich schenkt.

Den 28sten um 1. Der König wäre unter die Haube gebracht. Es ist himmlisch schön gewesen. Was soll ich Dir viel beschreiben? — In einer Stunde fahren wir alle nach Wien zurück, und von da ab gehe ich so weiter. Unter meinem Fenster ist Mordlärm, und die Bürgergarde läuft zusammen, aber nur um Vivat zu schreien. Ich habe mich allein unter dem Volk drängen lassen, während unsere Damen von den Fenstern aus Alles sahen, und der Eindruck dieser unglaublich glänzenden Pracht ist mir unvergeßlich. Auf dem großen Platz der barmherzigen Brüder drängte sich das Volk wie toll; denn dort mußte er den Eid leisten, auf einer mit Tuch behangenen Tribüne; das Tuch durfte der Pöbel nachher abreißen, um sich darin zu kleiden; auch war in der Nähe ein Springbrunnen mit rothem und weißem Ungarwein; die Grenadiere konnten die andringenden Leute nicht abhalten; ein unglücklicher Fiaker, der einen Augenblick still hielt, war im Moment mit Menschen bedeckt, die auf die Speichen der Räder, auf's Verdeck, auf den Bock sprangen und ihn wie die Ameisen überdeckten, so daß der Kutscher, ohne ein Mörder zu werden, nicht weiter fahren durfte,

und ruhig alles abwartete. Als der Zug kam, den man mit entblößtem Haupte erwartete, konnte ich meinen Hut nur mit äußerster Mühe abnehmen und in die Höhe halten; da wußte aber ein alter Ungar hinter mir, dem das die Aussicht versperrte, gleich Rath, packte ohne Umstände zu und quetschte in einem Griff den armen Hut so matsch, daß er kaum so groß wurde, wie eine Mütze; dann schrien sie, als ob sie am Spieß stäken und rissen sich um das Tuch; kurz, sie waren Pöbel. Aber meine Ungarn! Die Kerle sahen aus, als ob sie zur Noblesse und zum Nichtsthun geboren und darüber sehr melancholisch wären, und reiten wie die Teufel. Als der Zug vom Hügel herunterging, kamen erst die gestickten Hofbedienten, die Trompeter und Pauker, die Herolde und dergl. Gesinde, und dann sprengte auf einmal in furchtbaren Sätzen, pleine carrière, ein toller Graf die Straße herunter; das Pferd ist mit Gold gezäumt; er selbst mit Diamanten, ächten Reiherfedern, Sammtstickerei überdeckt (er hat nämlich seinen Prachtanzug noch nicht an, weil er recht wild reiten muß; Graf Sandor heißt der Wütherich), der hat einen elfenbeinernen Scepter in der Hand und sticht sein Pferd damit; dann bäumt sich's jedesmal und macht einen gewaltigen Satz; hat der nun ausgetobt, dann kommt ein Zug von etwa sechzig anderen Magnaten, alle mit derselben phantastischen Pracht, alle mit den schönen farbigen Turbans, den lustigen Schnurrbärten und den dunklen Augen; der eine reitet einen Schimmel, den er mit einem goldenen Netze behängt hat; der andere einen Grauen mit Diamanten auf allen Zügeln; ein anderer einen Rappen mit purpurnem Zeuge; einer trägt Himmelblau vom Kopf bis zu den Füßen, überall mit Gold dick gestickt, einen weißen Turban und weißen langen Dolman; ein anderer ganz in Goldstoff mit purpurnem Dolman; so ist einer immer bunter, reicher, als der andere, und alle reiten so keck, ungenirt und fanfaronmäßig daher, daß es eine Lust ist; und nun erst die ungarische Garde, den Esterhazy an der Spitze, der blendend von Brillanten und Perlenstickerei ist; wie ist es zu erzählen? Man muß den Glanz gesehen haben, wie der Zug sich auf dem breiten Platze ausdehnte und still stand, und wie alle die Edelsteine und bunten Farben und die hohen goldenen Bischofsmützen und die Crucifixe im hellsten Sonnenschein blitzten, wie tausend Sterne! —

Nun denn, morgen soll es, so Gott will, weiter gehen. Da hast Du einen Brief, Herr Bruder, schreib auch einmal bald an mich und laß mich wissen, wie Dir das Leben geht. Ihr habt ja in Berlin auch einen Aufstand, und zwar von Schneidergesellen gehabt; was ist es denn damit? —

Euch aber, liebe Eltern, und Euch, Geschwister, sage ich nun noch einmal Lebewohl aus Deutschland; jetzt soll es von Ungarn nach Italien gehen, von da schreibe ich mehr und ruhiger. Sei froh, lieber Paul, und gehe frisch vorwärts; freue Dich an allem Frohen und denke an Deinen Bruder, der sich in der Welt herumtreibt. Lebe wohl.

Dein

Felix.

An seine Familie.

Venedig, den 10. October 1830.

Das ist Italien! Und was ich mir als höchste Lebensfreude, seit ich denken kann, gedacht habe, das ist nun angefangen, und ich genieße es. Der heutige Tag war zu reich, als daß ich mich nicht jetzt des Abends ein wenig sammeln müßte, und da schreibe ich denn an Euch und will Euch danken, liebe Eltern, die Ihr mir dies ganze Glück schenkt, und will an Euch sehr denken, Ihr lieben Schwestern, und will Dich mir herwünschen, Paul, um mich an Deiner Freude über das tolle Treiben zu Wasser und zu Lande wieder zu freuen, und möchte Dir beweisen, Hensel, daß die „Himmelfahrt der heiligen Maria" ja das Allergöttlichste ist, was Menschen malen können! Ihr seid aber eben einmal nicht da, und ich muß also mein Entzücken in elendem Italienisch am Lohnbedienten auslassen, weil er stillhält. — Ich werde aber confus, wenn es so fortgeht, wie diesen ersten Tag; denn des Unvergeßlichen hat sich mir in jeder Stunde so viel gezeigt, daß ich nicht weiß, wo ich Sinne hernehmen soll, um es recht zu begreifen. Die „Himmelfahrt" habe ich gesehen; dann eine ganze Gallerie im Palast Manfrini; dann ein Kirchenfest in der Kirche, wo nebenbei der heilige

Petrus von Tizian hängt; dann die Markuskirche; Nachmittags war ich auch auf dem adriatischen Meere spazieren und in den öffentlichen Gärten, wo das Volk im Grase liegt und frißt; dann wieder auf dem Markusplatze, wo in der Dämmerung ein unglaubliches Treiben und Drängen ist; und alles das mußte gerade heut sein, weil wieder viel Neues und Anderes nur morgen zu sehen ist. Aber ich muß nun ordentlich erzählen, wie ich zu Wasser hergekommen bin (denn zu Lande, sagt Telemach, geht es hier nicht gut), und werde zu dem Ende von Gratz ausholen. Das ist ein langweiliges Nest, zum Gähnen eingerichtet. Warum wollte ich aber auch, eines (he) Verwandten wegen, einen Tag länger bleiben? Wie kann ein Reisender mit Erfahrungen von einer Mutter und Schwester, die liebenswürdig sind, auf einen Bruder schließen, der Fähnrich ist? Mit einem Wort: der Mann wußte nichts mit mir anzufangen, und ich vergebe es ihm und schwärze ihn nicht bei seiner Mutter an, wenn ich mein Versprechen halte und ihr schreibe. Aber daß er mich Abends in's Theater führte und mich den „Rehbock" sehen ließ, den „Rehbock", der das Infamste, Verwerflichste, Elendeste ist, was der selige Kotzebue geschaffen hat; und daß er ihn doch ganz nett und etwas piquant fand: das muß ihm nicht vergeben werden, denn der Rehbock hat so viel haut goût oder fumet, daß er kaum für die Katze taugt. — Hier ist aber Venedig, also bin ich von Gratz weggekommen. Mein alter Fuhrmann lud mich in der Finsterniß um Vier auf, und das Pferd schlich mit uns beiden davon. Hundertmal hab' ich auf der zweitägigen Reise an Dich gedacht, liebster Vater; Du wärst vor Ungeduld aus der Haut und vielleicht auf die des Kutschers gefahren; denn wenn er bei jedem kleinen Abhang langsam absteigend langsam einhemmte und den geringsten Hügel im Schneckenschritt herauffuhr; wenn er zuweilen nebenher ging, um sich ein wenig die Füße zu vertreten; wenn alle möglichen Fuhrwerke, mit Hunden oder Eseln bespannt, uns einholten und vorbeifuhren; wenn der Kerl endlich an einem großen Berge sich einen Vorspann von zwei Ochsen nahm, die mit seinem Pferde in guter Eintracht zusammen zogen, so mußte ich mich zurückhalten, um ihm nicht auf den Pelz zu kommen; auch that ich es zuweilen; aber dann versicherte er ernsthaft, es gehe sehr schnell, und ich konnte nicht das Gegentheil beweisen.

Dazu blieb er in den schändlichsten Kneipen liegen, brach Morgens um Vier auf: kurz, ich kam wie zerschlagen nach Klagenfurt; als ich aber auf meine Frage, wann der venetianische Eilwagen durchpassire, zur Antwort erhielt: „In einer Stunde", so machte mich das wieder frisch; ein Platz wurde mir versprochen; ein gutes Abendbrot bekam ich auch; die Eilpost kam zwar zwei Stunden später, weil sie auf dem Sömmering starken Schnee gehabt hatten, indessen sie kam; drei Italiener saßen darin und wollten mir den Schlaf wegschwatzen; aber ich schnarchte ihnen das Schwatzen weg; so wurde es Morgen, und als wir in Resciutta einfuhren, sagte der Conducteur, jenseit dieser Brücke, da verstehe kein Mensch mehr Deutsch. Davon nahm ich denn also für lange Zeit Abschied, und über die Brücke ging's. Gleich drüben veränderten sich die Häuser; die platteren Dächer mit den rundlich gebogenen Ziegeln, die tiefen Fenster, die langen weißen Wände, die hohen viereckigen Thürme zeigten auf ein anderes Land, und die blaßbraunen Gesichter der Menschen, unzählige Bettler, die den Wagen belagern, viele kleine Kapellen, die bunter und sorgsamer von allen Seiten mit Blumen, Nonnen, Mönchen u. s. w. bemalt sind, deuten wohl auf Italien hin; aber die einförmige Gegend des Weges, der sich zwischen kahlen weißen Felsen dahinzieht, an einem Strome, der sich ein breites Bett von Steinen gebrochen hat, im Sommer aber nur als kleiner Bach zwischen dem Geröll sich verliert, — die traurige Monotonie der ganzen Landschaft wollen nicht zu Italien passen. „Ich habe diese Stelle mit Fleiß etwas dünn gehalten, damit das Thema hernach recht vortritt," sagt der Abt Vogler, und ich glaube, der liebe Herrgott hat ihm das abgelernt und hat es hier ebenso gemacht; denn hinter Ospedaletto tritt das Thema hervor und thut freilich wohl. Ich hatte mir den ganzen ersten Eindruck von Italien, wie einen Knalleffect, schlagend, hinreißend gedacht; — so ist es mir bis jetzt nicht erschienen, aber von einer Wärme, Milde und Heiterkeit, von einem über Alles sich ausbreitenden Behagen und Frohsinn, daß es unbeschreiblich ist. Hinter Ospedaletto geht es in die Ebene; die blauen Berge bleiben im Rücken; die Sonne scheint klar und warm durch das Weinlaub, die Straße führt zwischen Fruchtgärten fort; ein Baum ist an den andern durch Ranken gekettet; es

ist, als ob man da zu Hause wäre, Alles schon lange kennte und nun wieder einmal Besitz davon nähme. Dazu fliegt der Wagen über die glatte Straße, und als es Abend wurde, kamen wir nach Udine, wo wir die Nacht blieben, wo ich zum erstenmal Abendbrot italienisch forderte, und wie auf dem Glatteis mit der Zunge bald in's Englische ausglitt, bald sonst stolperte. Darauf am andern Morgen wurde ich geprellt; aber ich machte mir nichts daraus, und es ging weiter fort. Es war gerade an einem Sonntag; von allen Seiten kamen die Leute in ihren bunten, südlichen Trachten mit Blumen; die Frauen Rosen im Haar; leichte Einspänner rollten vorüber; die Männer ritten auf Eseln zur Kirche; an den Posthäusern überall Haufen von Müssiggängern in den schönsten, faulsten Gruppen (unter andern faßte einer einmal seine Frau, die neben ihm stand, so ganz ruhig in den Arm und drehte sich mit ihr um, und sie gingen weiter; das hieß so gar nichts und war so hübsch!); nun zeigten sich hin und wieder venetianische Landhäuser an der Straße und wurden nach und nach dichter und dichter; man fährt endlich zwischen Häusern und Gärten und Bäumen, wie in einem Park; das Land sieht so feierlich aus, als sei man ein Fürst und hielte seinen Einzug; denn die Weinreben zwischen den Bäumen sind mit ihren dunklen Trauben die schönsten Festkränze; alle Menschen haben sich geschmückt und geputzt; ein paar Cypressen stören Nichts. In Treviso war gar eine Erleuchtung; papierne Laternchen hingen über den ganzen Platz, in der Mitte gab es einen großen bunten Transparent. Prächtig schöne Mädchen gehen auch da umher in ihren weißen langen Schleiern, mit den rothen Kleidern. So gelangten wir gestern in finstrer Nacht nach Mestre, stiegen in eine Barke und fuhren bei stillem Wetter nach Venedig ruhig hinüber. Da ist unterwegs, wo man nur Wasser und weit vor sich Lichter sieht, mitten im Meer ein kleiner Fels; darauf brannte eine Lampe; die Schiffer nahmen alle den Hut ab, und einer sagte dann, das sei die Madonna für den großen Sturm, der hier zuweilen sehr gefährlich und bös sei. Nun ging es ohne Posthorn oder Wagenrasseln oder Thorschreiber in die große Stadt, unter unzähligen Brücken durch; die Stege wurden belebter, viel Schiffe liegen umher, beim Theater vorbei, wo die Gondeln, wie bei uns die Wagen, in langen Reihen auf ihre Herrschaften war-

ten, in den großen Canal bei dem Markusthurm, dem Löwen, dem Dogenpalast, der Seufzerbrücke vorüber. Die Undeutlichkeit der Nacht erhöhte nur meine Freude, als ich die wohlbekannten Namen hörte und die dunkeln Umrisse sah, und da bin ich denn in Venedig. Nun denkt, daß ich heut die größten Bilder in der Welt kennen gelernt, daß ich die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Mannes, von dem ich bis jetzt nur gehört hatte, endlich persönlich gemacht habe: ich meine den Herrn Giorgione, der ein prachtvoller Mensch ist, und ebenso den Pordenone, der die edelsten Bilder hinstellt, und dann einmal sich selbst, mit vielen dummen Schülern, so fromm und treu und andächtig malt, daß Einem wird, als spräche man eben mit ihm und gewönne ihn lieb: — da sei ein Anderer nicht verwirrt. Soll ich aber ein Wort von den Tizians sagen, so muß ich ernsthaft werden. Bisher habe ich nicht gedacht, daß er ein so glücklicher Künstler gewesen sei, wie ich heut gesehen habe. Daß er das Leben mit seiner Schönheit und seinem Reichthum genossen habe, zeigt das Bild in Paris, und das habe ich gewußt; aber er kennt auch den allertiefsten Schmerz und weiß, wie es im Himmel ist; das zeigt seine göttliche „Grablegung" und die „Himmelfahrt". Wie die Maria da auf der Wolke schwebt und ein Wehen durch das ganze Bild geht; wie man ihren Athem, und ihre Beklemmung und Andacht und kurz die tausend Empfindungen alle in einem Blick sieht, — die Worte klingen nur alle so philiströs und trocken gegen das, was es heißen soll! — Und dann sind drei Engelsköpfe auf der rechten Seite, die von Schönheit das Höchste sind, das ich kenne; die reine, klare Schönheit, so unbewußt, heiter und fromm. Aber nichts weiter! ich muß sonst poetisch werden, oder bin es gar schon, und das kleidet mich wenig; aber sehen werd' ich's alle Tage. Und doch muß ich noch ein paar Worte von der „Grablegung" sagen, denn Ihr habt den Kupferstich davon. Schaut ihn an und denkt an mich; das Bild ist das Ende von einem großen Trauerspiel, so still und groß und schneidend schmerzlich. Da ist die Magdalene, die hält die Maria, weil sie fürchtet, daß sie vor Schmerz sterben möchte, und will sie zurückführen, sieht sich aber dennoch selbst noch einmal um, und man erkennt, daß sie sich diesen Anblick für ewig einprägen will, und daß sie ihn jetzt zum letztenmale hat; das ist über Alles! —

Und dann der verstörte Johannes, der mehr an die Maria denkt und leidet; und der Joseph, der, nur mit dem Grab und seiner Andacht beschäftigt, das Ganze offenbar ordnet und leitet; und der Christus, der so ruhig daliegt und nun Alles überstanden hat, — dazu die herrliche Farbenpracht und der dunkele streifige Himmel: — es ist ein Bild, das mit fortreißt und spricht, und das mich nie verlassen wird. Ich glaube nicht, daß mich noch Vieles in Italien so ergreifen wird; aber Vorurtheile habe ich nicht, das wißt Ihr und könnt es auch jetzt wieder daran sehen, daß mir das „Märtyrerthum des hl. Petrus", von dem ich am meisten erwartete, am wenigsten von den dreien gefallen hat. Mir kam es nicht so wie ein Ganzes vor; die Landschaft, die herrlich ist, schien mir ein wenig überwiegend; und dann störte mich in der Anordnung, daß zwei Leidende da sind, aber nur ein Mörder (denn der kleine weit im Hintergrunde ändert das nicht); es wollte mir nicht wie ein Märtyrerthum erscheinen. Aber ich irre mich wahrscheinlich und will morgen noch einmal besser nachsehen*; ich war auch beim Sehen gestört, denn es klimperte Einer ganz gotteslästerlich auf der Orgel, und die heiligen Gestalten mußten sein jämmerliches Opernfinale anhören. Thut Alles nichts; wo solche Bilder sind, brauche ich gar keinen Organisten; ich spiele mir die Orgel selbst dazu in Gedanken und ärgere mich so wenig über den Unsinn, wie ich mich überhaupt über Pöbel ärgere. Tizian aber war ein Mensch! an dem muß man sich erbauen; und das will ich thun und mich freuen, daß ich in Italien bin. Jetzt schreien eben wieder die Gondoliere einander an, und die Lichter spiegeln sich weit in's Wasser hinein; einer spielt Guitarre und singt dazu. Es ist eine lustige Nacht! Lebt wohl und denkt mein in jedem frohen Augenblick, wie ich Euer.

Felix.

---

* Das berühmte Gemälde ist im August 1867 durch einen Brand zu Grunde gegangen.

An den Professor Zelter in Berlin.

Venedig, den 16. October 1830.

Lieber Herr Professor!

Nun habe ich denn Italien betreten, und so möchte ich, daß dieser Brief der Anfang zu den regelmäßigen Berichten würde, die ich mir vornehme, Ihnen von Allem, was mir besonders merkwürdig erscheint, abzustatten. Wenn ich bisher erst einmal ordentlich an Sie geschrieben, so lag die Schuld an der großen Zerstreuung, in der ich in München und auch in Wien gelebt habe. Denn Ihnen von den Gesellschaften in München zu erzählen, deren ich jeden Abend einige besuchte, und wo ich so viel Clavier gespielt habe, wie noch nirgends, war darum nicht möglich, weil eben eine die andere drängte, und ich eigentlich niemals recht zur Besinnung gekommen bin. — Auch würde es Sie kaum sonderlich interessirt haben, da am Ende die „gute Gesellschaft, die nicht einmal zum kleinsten Epigramm Stoff giebt", sich auch wohl in einem Briefe wenig gut ausnimmt. — Hoffentlich haben Sie mir aber mein langes Stillschweigen nicht übel genommen, und so darf ich wohl einmal ein paar Worte von Ihnen erwarten, wenn sie auch weiter nichts enthalten, als daß Sie gesund und heiter sind. — Es sieht jetzt gar zu stürmisch und unfreundlich in der Welt aus, und was man sich als unabänderlich dauernd gedacht, das bricht in ein paar Tagen zusammen. Da ist es denn doppelt wohlthuend, die bekannten Stimmen zu vernehmen und sich zu überzeugen, daß gewisse Dinge sich nicht wegwehen und umstürzen lassen, sondern fest stehen bleiben, und wie es mir gerade jetzt sehr beunruhigend ist, daß mir seit vier Wochen alle Nachrichten von Hause fehlen, und daß ich weder in Triest, noch hier Briefe der Meinigen habe: so würden mich auch ein paar Worte von Ihnen, so in der alten Weise an mich gerichtet, recht innerlich erfrischen und erfreuen, indem sie mir die Überzeugung verschafften, daß Sie meiner noch immer so freundlich gedenken, wie Sie es seit meiner Kindheit gethan haben.

Wie behaglich heiter der erste Anblick der italienischen Ebene auf mich gewirkt hat, werden Ihnen die Meinigen wohl mitgetheilt haben. Hier eile ich nun stündlich von Genuß zu Genuß und sehe fortwährend Neues und Unerwartetes; doch habe ich mir gleich in den ersten Tagen einige Hauptwerke ausgefunden, in die ich mich so recht tief hineinsehe, und die ich darum täglich ein paar Stunden betrachte. Es sind drei Bilder von Tizian: die Darstellung der Maria als Kind im Tempel; die Himmelfahrt der Maria und die Grablegung Christi; dann ein Bild von Giorgione, ein Mädchen vorstellend, das, die Cither in der Hand, sich ganz in tiefe Gedanken verloren hat und nun so ernst nachsinnend aus dem Bilde herausschaut (sie will wahrscheinlich eben ein Lied anstimmen, und es wird Einem zu Muthe, als müßte man es auch thun), und noch so mehrere. Die Bilder allein wären eine Reise nach Venedig werth; denn der Reichthum und die Kraft und die Andacht der Männer, die sie gemalt haben, strömen Einem daraus entgegen, so oft man sie betrachtet, und ich bedaure es nicht sehr, daß ich hier noch fast keine Musik gehört habe; denn die Musik, die die Engel auf der „Himmelfahrt" machen, wie sie die Maria umgeben und ihr zujauchzen, und wie der eine ihr auf dem Tambourin entgegenpaukt, ein paar andere auf sonderbaren krummen Flöten blasen, wiederum eine andere liebliche Gruppe singt, — oder die Musik, die der Citherspielerin eben in Gedanken vorschwebt, die darf ich freilich nicht rechnen. — Nur einmal habe ich Orgelspiel gehört, und das war trübselig. Ich sah mir eben das „Märtyrerthum des heiligen Petrus" von Tizian in der Franziskanerkirche an; es war Gottesdienst in der Kirche, und es hat für mich etwas schaurig Andächtiges, wenn die alten Bilder an der Stelle, für die sie gedacht und gemalt sind, mit ihren gewaltigen Gestalten nach und nach aus dem Dunkel hervortreten, in das die lange Zeit sie gehüllt hat. Als ich nun die wunderbare Abendlandschaft mit den Bäumen und den Engeln zwischen den Zweigen recht beschaute, so fing die Orgel an. Mir war es erquicklich, als ich den ersten Ton hörte; der zweite und dritte und alle folgenden aber brachten mich aus den Träumereien wohlbehalten wieder nach Hause; denn der Mann spielte in der Kirche zum Gottesdienst, und in Gegenwart von ordentlichen Leuten so:



und das Märtyrerthum des St. Petrus stand daneben! Ich habe mich also nicht sehr gedrängt, die Bekanntschaft des Herrn Organisten zu machen, und da keine ordentliche Oper in diesem Augenblick hier ist, — da die Gondoliere mit ihrem Gesang aus dem Tasso verstummt sind, — da überhaupt, was ich von jetziger venetianischer Kunst gesehen habe, als: Gedichte in Glas und Rahmen über Bilder von Tizian, oder Rinald und Armide von einem neuen venetianischen Maler, oder die heilige Cäcilie von einem dito, ferner so manche Bauwerke in gar keinem Stil, eben nicht sehr viel bedeuten wollen, so halte ich mich an die Alten und sehe zu, wie sie es gemacht haben. Mir ist auch schon recht oft nach Musik dabei zu Muthe geworden, und ich habe, seit ich hier bin, ziemlich fleißig componirt. Vor meiner Abreise aus Wien schenkte mir ein Bekannter Luther's geistliche Lieder, und wie ich sie mir durchlas, sind sie mir mit neuer Kraft entgegengetreten, und ich denke viel davon diesen Winter zu componiren. So bin ich denn hier mit dem Choral „Aus tiefer Noth" für vier Singstimmen a capella beinahe ins Reine gekommen und habe auch das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch" schon im Kopfe; auch an die Lieder „Ach Gott, vom Himmel sieh darein", ferner „Wir glauben all' an einen Gott", „Verleih' uns Frieden", „Mitten wir im Leben sind" und

endlich „Ein' veste Burg ist" will ich mich machen; doch denk' ich all' die letzten für Chor und Orchester zu componiren. Bitte, schreiben Sie mir doch über diesen meinen Plan, und ob Sie es billigen, daß ich überall die alte Melodie behalte, mich aber nicht streng daran binde und z. B. den ersten Vers von „Vom Himmel hoch" ganz frei, als einen großen Chor nehme? Außerdem habe ich noch eine Ouvertüre für das Orchester in Arbeit, und wenn Gelegenheit zu einer Oper kommt, so soll sie willkommen sein. — In Wien habe ich zwei kleine Kirchenmusiken fertig gemacht: einen Choral in drei Stücken für Chor und Orchester („O Haupt voll Blut und Wunden") und ein Ave Maria für achtstimmigen Chor a capella. Die Leute um mich herum waren so schrecklich lüderlich und nichtsnutzig, daß mir geistlich zu Muthe wurde, und ich mich wie ein Theolog unter ihnen ausnahm. Übrigens haben die besten Clavierspieler und Clavierspielerinnen dort nicht eine Note von Beethoven gespielt, und als ich meinte, es sei doch an ihm und Mozart etwas, so sagten sie: „Also sind Sie ein Liebhaber der klassischen Musik?" — Ja, sagte ich.

Morgen denke ich nach Bologna zu gehen, „die heilige Cäcilie" dort einmal anzuschauen und dann über Florenz nach Rom, wo ich, so Gott will, in acht bis zehn Tagen einzutreffen gedenke. Von daher schreibe ich Ihnen ein Breiteres und Besseres; ich wollte nur heute gern einen Anfang gemacht haben und Sie bitten, mich nicht zu vergessen und meine herzlichen Wünsche für Ihr Wohl und Ihre Heiterkeit freundlich anzunehmen.

Ihr

treuer

Felix.

An seine Familie.

Florenz, den 23. October 1830.

Hier ist Florenz, warme Luft und heiterer Himmel; Alles schön und herrlich. „Wo blieb die Erde?" u. s. w. von Goethe. Jetzt hab' ich Euren Brief vom 3ten empfangen und sehe, daß

Ihr alle wohl seid, daß meine Besorgnisse vergebens gewesen, daß Ihr daraufzu lebt und meiner denkt; nun bin ich wieder frisch, kann genießen, will sehen, und auch schreiben werde ich nun wieder können; kurz, nun ist die Hauptsache in Ordnung. Ich habe die Reise hierher in tausend Überlegungen und Befürchtungen gemacht, war darauf und daran, geradezu nach Rom zu gehen, weil ich hier gar nicht auf Briefe hoffte; zum Glück ging ich doch hierher, und nun ist es einerlei, wie das Mißverständniß entstanden ist, daß ich in Venedig wartete, und Ihr mir nach Florenz schriebt; ich werde mich künftig weniger zu ängstigen suchen, das ist Alles, was ich verspreche. Der Fuhrmann zeigte auf eine Stelle zwischen den Hügeln, wo blauer Nebel lag, und sagte: Ecco Firenze; ich guckte geschwind hin und sah den runden Dom im Duft vor mir und das breite, weite Thal, in dem die Stadt sich lagert. Mir wurde wieder reisemäßig zu Muthe, als nun auch Florenz erschien; ich sah mir ein paar Weidenbäume am Wege an, und der Fuhrmann sagte: buon' olio, worauf ich freilich bemerken mußte, daß sie voll Oliven hingen. Überhaupt ist der Fuhrmann (wie man sagt „der Türke" statt „die Nation") ein ausgebälgter Spitzbube, Dieb, Betrüger; hat mich geprellt und mich verhungern lassen; aber er ist fast liebenswürdig in seiner göttlichen Thierheit. Eine Stunde vor Florenz sagte er, nun ginge das schöne Land los; und wahr ist es, das schöne Land Italien fängt eigentlich erst da an. Da giebt es Landhäuser auf allen Höhen, verzierte alte Mauern, über den Mauern Rosen und Aloe, über den Blumen Weintrauben, über den Ranken Ölblätter oder Cypressenspitzen oder die Piniendächer, und das Alles scharf auf dem Himmel abgeschnitten; dazu hübsche, eckige Gesichter, Leben auf den Straßen überall, und in der Ferne im Thal die blaue Stadt; so fuhr ich denn in meinem offenen Wägelchen getrost hinunter in Florenz hinein, und obwohl ich schäbig und bestäubt aussah, wie eben Einer, der aus den Apenninen kommt, so machte ich mir nichts daraus; fuhr durch alle die feinen Equipagen, aus denen mich die zartesten englischen Lady-Gesichter ansahen, lustig durch, dachte, es kommt schon noch einmal so weit, daß Ihr mit dem roturier da, den Ihr so überseht, hands shaken müßt, nur ein wenig reine Wäsche und dergleichen — schämte mich auch vor dem Battisterio weiter nicht, sondern ließ bei der

Post vorfahren, und da wurde ich denn erst recht eigentlich froh, bekam drei Briefe, den vom 22sten, 3ten und den vom Vater allein; — nun fühlte ich mich sehr glücklich, und als es den Arno entlang zu Schneiders hinging, in's berühmte Wirthshaus, da kam mir die Welt wieder ganz prächtig vor.

Den 24sten.

Die Apenninen sind wirklich nicht so schön, wie ich mir eingebildet hatte; denn bei dem Namen dachte ich mir immer ein bewachsenes, malerisches Waldgebirge; aber es sind lauter lange fortlaufende Hügel, traurig weiß und kahl, — das wenige Grün gar nicht erfreulich; an Wohnhäusern fehlt es; gar keine lustigen Bäche und Gewässer; nur hie und da mal ein breites ausgetrocknetes Strombette mit einer kleinen Wasserrinne, und dazu diese schändlichen Spitzbuben von Bewohnern. Mir wurde am Ende ganz schwindlig vor lauter Betrug, und ich wußte nicht mehr, wen sie eigentlich belogen: daher protestirte ich ein für allemal gegen Alles, was sie vorbrachten, und sagte, ich würde nicht bezahlen, wenn sie anders als ich wollten; so ging es denn am Ende erträglich. — Gestern Abend war ich aber wieder prächtig einquartirt. Mit dem Vetturin hatte ich für Essen, Schlafen und Alles accordirt. Die natürliche Folge war, daß der Kerl mich in die gräulichsten Wirthshäuser führte und mich hungern ließ. Abends spät kamen wir denn in der einzelnstehenden Schenke an, wo ein Schmutz war, den keine Feder beschreiben kann; die Treppe lag voll trockener Blätter und Holz für das Feuer; kalt war es auch, und sie luden mich ein, mich in der Küche zu wärmen, was ich auch annahm; sie stellten mir eine Bank auf den Herd; ein ganzer Rudel Bauern stand umher und wärmte sich gleichfalls; ich thronte prächtig auf meinem Feuerherd unter dem Gesindel, das mit seinen breiten Hüten und vom Feuer beschienen und seinen unverständlichen Dialekt plappernd, sich ganz verdächtig ausnahm; dann ließ ich mir meine Suppe unter meinen Augen kochen und gab heilsamen Rath dazu (eßbar wurde sie doch nicht); dann machte ich mit meinen Unterthanen Conversation vom Feuerherd herab, und sie zeigten mir einen kleinen Berg in der Ferne, der unaufhörlich Flammen aussprudelte, was sich in der Nacht ganz selt-

sam ausnahm (Raticosa heißt der Berg), und dann führte man mich in meine Schlafstube. Der Wirth nahm die Sackleinewand des Lakens in die Hand und sagte: „Sehr feines Zeug!“ Dann schlief ich aber doch wie ein Bär und sagte mir selbst vor dem Einschlafen, jetzt bist du in den Apenninen; und den andern Morgen, nachdem ich kein Frühstück bekommen hatte, frug mein Fuhrmann freundlich, wie ich mit der Bewirthung zufrieden gewesen wäre? Dazu kannegießerte der Kerl viel über den jetzigen Zustand von Frankreich, schimpfte sein Pferd auf Deutsch „Du Luder“, weil es aus der Schweiz gebürtig sei, sprach Französisch mit den Bettlern, die das Kabriolet umringten, und ich verbesserte ihm manche Fehler in der Aussprache.

Den 25. October.

Jetzt will ich einmal nach der Tribüne gehen und andächtig werden. Es ist da ein Platz, wo ich mich gern hinsetze; man sieht geradeaus die kleine „Venus von Medicis“ und darüber die von Tizian, und wenn man sich ein wenig links wenden will, so hängt da die „Madonna del Cardello“, ein Lieblingsbild von mir, das mir ganz die belle jardinière zurückruft und mir wie ein Schwesterbild dazu vorkommt; und auch die „Fornarina“, die mir aber durchaus keinen Eindruck hat machen wollen, weil der Kupferstich wirklich treu, und für mich im Gesicht ein recht unangenehmer Ausdruck, sogar etwas Gemeines ist. Aber wenn man so nach den beiden Venus hinblickt, wird Einem ordentlich fromm vor Schönheit zu Muthe; es ist, als flögen die beiden Geister, die so was haben schaffen können, durch den Saal und packten Einen an. Der Tizian ist ein unglaublicher Mensch gewesen und hat sich seines Lebens in seinen Bildern gefreut; indeß die „Mediceerin“ ist auch nicht zu verachten. Und nun die göttliche „Niobe“ mit all’ den Kindern dort; da weiß man nun erst recht gar nichts zu sagen. Dazu war ich noch nicht einmal im Palast Pitti, wo „St. Ezechiel“ und „die Madonna della Sedia“ von Raphael hängen. Den Garten des Palastes aber habe ich gestern im Sonnenschein gesehen; er ist herrlich, und die unzähligen Cypressen, die dichten Myrthen und Lorbeerzweige machen Unsereinem einen seltsamen, fremden Eindruck; wenn ich aber sage, daß ich Buchen, Linden, Eichen und Tannen

zehnmal schöner und malerischer finde, als alles dies, so ruft Hensel: Der nordische Bär! —

Den 30. October.

Nach dem gestrigen warmen Regen ist es heut so behaglich lau in der Luft, daß ich hier am offenen Fenster sitze und schreibe; freilich ist es auch nicht übel, daß die Leute mit den zierlichsten Blumenkörben auf allen Straßen herumgehen, um die frischen Veilchen, Rosen und Nelken anzubieten. Vorgestern war ich müde von allen Bildern, Statuen, Vasen und Museen, beschloß also um zwölf, bis Sonnenuntergang spazieren zu gehen, kaufte mir einen Strauß von Tazzetten und Heliotrop und stieg nun so zwischen den Weinbergen den Hügel hinauf. Es war einer der heitersten Spaziergänge, die ich gemacht habe; es muß Einem erquickt und erfrischt zu Muthe werden, wenn man die ganze Natur um sich her so sieht, und mir gingen tausend frohe Gedanken im Kopfe herum. Da ging ich dann erst nach einem Lustschloß, Bellosguardo, wo man ganz Florenz mit dem weiten Thal vor sich sieht, und wo ich mich über die reiche Stadt und die dicken Thürme und Paläste sehr freute; aber am meisten über die unzähligen weißen Landhäuser, die alle Berge und alle Hügel, soweit das Auge reicht, bedecken, als ob sich die Stadt bis über die Gebirge in die Ferne hinausbreitete; und wenn ich das Fernglas nahm und in den blauen Dunst längs des Thales hinsah, so war Alles immer noch mit weißen Landhäusern und hellen Punkten dicht besäet, und ich fühlte mich in solchem unabsehbar großen Kreise von Wohnungen sehr heimisch und wohl. Dann ging ich weit über die Hügel nach dem höchsten Platz, den ich sah, auf dem ein Thurm stand, und als ich hinkam, fand ich die Leute im ganzen Gebäude beschäftigt, Wein zu machen, Trauben zu trocknen und Fässer zu flicken. Es war Galiläi's Thurm, wo er seine Beobachtungen und Entdeckungen zu machen pflegte. Von oben herunter gab es wieder die weiteste Aussicht, und das Mädchen, das mich auf das Thurmdach führte, erzählte mir in ihrem Dialekt eine Menge Geschichten, die ich wenig verstand, schenkte mir nachher von ihren süßen trocknen Weintrauben, die ich mit Virtuosität esse; und so ging ich weiter nach einem andern Thurm, den ich liegen sah, konnte

mich aber nicht recht hinfinden, suchte gehend auf meiner Karte und stieß so auf einen Andern, der auch gehend auf seiner Karte suchte; der Unterschied zwischen uns war nur, daß er ein alter Franzose war und eine grüne Brille trug und mich anredete: è questo S. Miniato al Monte, Signor? und mit großer Festigkeit antwortete ich: Si, Signor, und es fand sich, daß ich Recht hatte. Zugleich fiel mir A.. F.. sehr ein, der mir dies Kloster empfohlen hat, und es ist auch allerdings wunderschön. Bedenkt nun, daß ich von da nach dem Garten Boboli ging, wo ich die Sonne untergehen sah, und daß ich dann den klarsten Mondschein Abends hatte, so werdet Ihr es natürlich finden, daß mich der Spaziergang erfrischt hat. Von den Bildern hier schreibe ich ein andermal, denn es ist spät geworden; ich muß noch von der Gallerie Pitti und der großen Gallerie Abschied nehmen und mir meine Venus noch einmal ansehen, von der man vor Damen freilich nicht sprechen darf, die aber dennoch göttlich schön ist.

Um Fünf geht der Courier ab, und so Gott will, bin ich übermorgen früh in Rom. Von da aus dann das Weitere.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 2. November 1830.*

......Nun will ich aber nicht mehr betrübt schreiben; denn so wie mich Euer Brief nach vierzehn Tagen trüb gestimmt hat, so thut es dann meine Antwort in vier Wochen. Ihr schriebt mir darauf wieder so, und es würde in's Unendliche gehen. Ueberhaupt, da es vier Wochen dauert, ehe man Antwort haben kann, so muß man sich eben darauf beschränken, zu erzählen, was vorgeht und vorgegangen ist, und die Stimmung weiter nicht viel beschreiben, sie geht auch aus dem Erlebten und der

* Der fortgelassene Anfang des Briefs betrifft die Krankheit einer Verwandten.

Erzählung davon meistentheils schon hervor. Daß ich nun in Rom bin, will mir noch kaum recht in den Kopf, und als ich gestern Morgen früh im blendend hellen Mondlicht, bei tiefblauem Himmel über eine Brücke mit Statuen fuhr, und der Courier sagte: „Ponte molle“, so war mir Alles wie ein Traum, und mir kam mein Krankenlager in London vor einem Jahre und die rauhe schottische Reise und München und Wien und die Pinien auf den Hügeln zugleich vor die Sinne. Die Reise von Florenz her hat wenig Anziehendes. Siena, das schön sein soll, passirten wir in der Nacht. Ärgerlich war es mir, daß ein regelmäßig gehender Courier der Regierung eine fortwährende Militairbedeckung mitnehmen muß, die in der Nacht verdoppelt wird, und die doch nothwendig zu sein scheint, da er sie bezahlt. So etwas sollte heut zu Tage nicht mehr vorkommen. Indeß geht doch Alles vorwärts, und es giebt Momente, wo man ordentlich den Sprung mit ansieht. So saß ich in Florenz, den Abgang der Post erwartend, las französische Zeitungen, und in dem Augenblicke, als die Glocke schlug, sah ich noch unter den Ankündigungen: „La vie de Siebenkase par Jean Paul.“ Ich hatte darüber meine eigenen Gedanken, wie so nach und nach alle schönen Gestalten von uns hinüberwandeln, und wie unsere großen Männer nach ihrem Tode dort gefeiert werden, während bei ihrem Leben Lafontaine'sche Romane und französische Vaudevilles auf ihre Landsleute Eindruck machen; und wie wir statt dessen nur den Schund der Franzosen, aber nicht Beaumarchais und Rousseau uns anzueignen versuchen. Das schadet aber gar nichts. — Das Erste von Musik, was ich hier sah, war „der Tod Jesu“ von Graun, den ein hiesiger Abbate, Fortunato Santini, recht gelungen und treu in's Italienische übersetzt hat. — Nun ist die Musik des Ketzers mit dieser Übersetzung nach Neapel geschickt worden, wo sie diesen Winter in einer großen Feierlichkeit ausgeführt werden soll, und die Musiker sollen ganz entzückt von der Musik sein und mit großer Liebe und Enthusiasmus an's Werk gehn. Der Abbate erwartet mich schon lange, wie ich höre, und mit Ungeduld, weil er mehrere Aufschlüsse über deutsche Musik von mir haben möchte, und weil er hofft, ich würde ihm die Partitur der Bach'schen Passion mitbringen. So geht es denn immer vorwärts und dringt so sicher durch wie die Sonne; bleibt's heute nebelig, so

ist es eben ein Zeichen, daß der Frühling noch nicht da ist; aber wiederkommen muß er! Lebt alle herzlich wohl, und möge Euch der gütigste Himmel froh und frisch erhalten.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 8. November 1830.

Heut soll ich nun von den ersten acht Tagen in Rom schreiben, wie ich mir mein Leben eingerichtet, wie ich dem Winter hier entgegen sehe, wie die göttlichen Umgebungen auf mich zuerst eingewirkt haben; und das wird mir etwas schwer. Es ist mir, als hätte ich mich verändert, seit ich hier bin; und wenn ich früher meine Ungeduld und Eile, vorwärts zu kommen und immer schneller die Reise fortzusetzen, unterdrücken wollte oder für eine Gewohnheit hielt, so sehe ich jetzt wohl, daß eigentlich nur der lebhafte Wunsch, diesen Hauptpunkt zu erreichen, daran Schuld war. — Nun habe ich ihn denn erreicht, und mir ist so ruhig und froh und ernsthaft zu Muthe geworden, wie ich's Euch gar nicht beschreiben kann. Was es ist, das so auf mich wirkt, kann ich wieder nicht genau sagen; denn das furchtbare Colisseum und der heitere Vatikan und die milde Frühlingsluft tragen dazu bei, wie die freundlichen Leute, mein behagliches Zimmer und Alles. Aber anders ist mir; ich fühle mich glücklich und gesund, wie seit langem nicht, und habe am Arbeiten solche Freude und Drang darnach, daß ich wohl noch viel mehr hier auszuführen gedenke, als ich mir vorgesetzt hatte; denn ich bin schon ein ganz Stück hinein. Wenn nun Gott mir Fortdauer dieses Glückes schenkt, so sehe ich dem schönsten, reichsten Winter entgegen.

Denkt Euch ein kleines zweifenstriges Haus am spanischen Platz Nr. 5, das den ganzen Tag die warme Sonne hat, und die Zimmer im ersten Stock darin, wo ein guter Wiener Flügel steht; auf dem Tische liegen einige Portraits von Palestrina, Allegri &c. mit ihren Partituren; ein lateinisches Psalmbuch,

um daraus „Non nobis“ zu componiren: — daselbst residire ich nun. Am Capitol war mir es zu weit, und ich fürchtete vor Allem die kalte Luft, von der ich hier freilich nichts zu besorgen habe, wenn ich des Morgens aus dem Fenster über den Platz sehe, und sich Alles so scharf im Sonnenschein vom blauen Himmel abhebt. Der Wirth ist ehemals Capitän unter den Franzosen gewesen; das Mädchen hat die herrlichste Contraaltstimme, die ich kenne; über mir wohnt ein Königl. Preuß. Hauptmann, mit dem ich zusammen politisire: — kurz, das Local ist gut. Wenn ich Morgens früh nur in's Zimmer komme, und die Sonne so hell auf das Frühstück scheint (Ihr seht, ich bin zum Poeten verdorben), da wird mir gleich unendlich behaglich zu Sinn; denn es ist doch eigentlich Spätherbst, und wer kann da noch Wärme, heitern Himmel oder Trauben und Blumen bei uns beanspruchen? Nach dem Frühstück geht es an's Arbeiten, und da spiele und singe und componire ich denn bis gegen Mittag. Dann liegt mir das ganze unermeßliche Rom wie eine Aufgabe zum Genießen vor; ich gehe dabei sehr langsam zu Werke und wähle mir täglich etwas Anderes, Weltgeschichtliches aus, — gehe einmal spazieren nach den Trümmern der alten Stadt; ein andermal nach der Gallerie Borghese oder nach dem Capitol oder nach St. Peter oder dem Vatikan. Das macht mir jeden Tag unvergeßlich, und indem ich mir Zeit nehme, habe ich jeden Eindruck fester und stärker. Beim Arbeiten des Morgens möchte ich gern nicht aufhören und fortschreiben, sage mir aber: du mußt doch auch den Vatikan sehen; wenn ich nun da bin, so möchte ich wieder nicht gern fortgehen, und so macht mir jede meiner Beschäftigungen die reinste Freude, und ein Genuß löst den andern ab. Wenn mir Venedig mit seiner Vergangenheit wie ein Leichenstein vorgekommen ist, wo mich die verfallenden modernen Paläste und die fortdauernde Erinnerung an ehemalige Herrlichkeit halb verstimmt und traurig gemacht haben, so erscheint mir Roms Vergangenheit wie die Geschichte; ihre Denkmäler erheben, machen ernst und heiter, und es ist ein frohes Gefühl, daß Menschen etwas hinstellen können, an dem man sich nach 1000 Jahren noch erquickt und stärkt. Wenn ich mir nun solch ein Bild, und zwar an jedem Tage ein neues, eingeprägt habe, so ist es meist Dämmerung, und der Tag zu Ende. Dann suche ich die Bekannten und

Freunde auf; wir theilen uns mit, was jeder gethan, d. h. hier genossen hat, und sind vergnügt mit einander. Die Abende war ich meist mit Bendemanns und Hübners, wo die deutschen Künstler sich versammeln; auch zu Schadows gehe ich zuweilen. — Eine kostbare Bekanntschaft ist für mich der Abbate Santini, der eine der vollständigsten Bibliotheken für alte italienische Musik hat und mir gern Alles leiht und giebt, da er die Gefälligkeit selbst ist. Abends läßt er sich aber von Ahlborn oder mir nach Hause begleiten, weil es einen Abbate in üble Nachrede bringt, wenn er Abends allein auf der Straße gesehen wird; daß nun Kerls, wie Ahlborn und ich, einem sechzigjährigen Geistlichen zur Dueña dienen müssen, ist piquant genug. Die Herzogin —*** hatte mir eine Liste von alter Musik gegeben, deren Copien sie womöglich zu haben wünschte. Sämmtliche Musik besitzt Santini, und ich bin ihm sehr dankbar, daß er mir die Copien verschafft; denn ich sehe sie nun zugleich durch und lerne sie kennen. Ich bitte Euch, mir für ihn als Zeichen meiner Dankbarkeit die sechs Cantaten von Seb. Bach, die Marx bei Simrock herausgegeben hat, oder einige der Orgelstücke herzuschicken. Am liebsten wären mir Cantaten; das Magnificat und die Motetten u. a. m. besitzt er selbst. Er hat „Singet dem Herrn ein neues Lied" übersetzt und will es in Neapel zur Aufführung bringen; dafür muß er belohnt werden. Über die päpstlichen Sänger, die ich dreimal gehört habe (im Quirinal auf Monte Cavallo zweimal und einmal in San Carlo), schreibe ich an Zelter ausführlich. Ich freue mich sehr auf Bunsen; wir werden viel zusammen zu sprechen haben, und es kommt mir sogar vor, als hätte er Arbeiten für mich; die will ich gern und so gut als möglich machen, wenn ich es mit Gewissenhaftigkeit thun kann. Zu meinen Hausbehaglichkeiten gehört auch, daß ich zum ersten Male Goethe's „Reise nach Italien" lese; und ich muß Euch gestehen, daß es mir eine große Freude macht, daß er in Rom an demselben Tage ankommt, wie ich; — daß er ebenso zuerst auf's Quirinal geht und dort die Seelenmesse hört; daß ihn auch in Florenz und Bologna die Ungeduld ergriffen hat; daß ihm auch so ruhig und, wie er es nennt, solide hier zu Muthe wird; denn Alles, was er beschreibt, habe ich genau ebenso erlebt, und das ist mir lieb. Doch spricht er ausführlich von einem großen Bilde von

Tizian (im Vatikan) und meint, es sei die Bedeutung nicht herauszuerkennen; die Figuren ständen nur schön neben einander gruppirt. Ich bilde mir aber ein, einen sehr tiefen Sinn darin gefunden zu haben, und glaube, wer bei Tizian das Schönere findet, hat immer mehr Recht; denn das ist ein göttlicher Mensch gewesen. Wenn er auch nicht Gelegenheit gefunden hat, seinen ganzen Geist so auszubreiten und zu zeigen, wie Raphael hier im Vatikan, so werde ich doch niemals seine drei Bilder in Venedig vergessen, und denen reiht sich auch das im Vatikan an, wo ich heute früh zum ersten Male war. Wenn Jemand mit vollem Bewußtsein auf die Welt käme, so müßte ihn Alles umher so lebendig und heiter anlachen, wie Einen dort die Bilder: die „Schule von Athen" und die „Disputa" und der „Petrus", die auf einmal unmittelbar, wie sie gedacht sind, vor Einem stehen; und dann der Eingang durch die bunten offenen Bogen, wo man zur Seite in's Freie auf den Petersplatz und Rom und das blaue Albaner-Gebirge sieht; und über sich die Gestalten aus dem Alten Testament und tausend bunte Engelchen und Arabesken von Früchten und Blumengehängen; und dann muß man erst noch hinauf in die Gallerie! — Du mußt aber gerühmt sein, lieber Hensel; denn Deine Copie der „Transfiguration" ist prächtig! — Den freudigen Schauder, der mich packt, wenn ich ein ewiges Werk zum ersten Male sehe, und den Grundgedanken, den Haupteindruck davon, habe ich nicht heute, sondern vor Deinem Bilde empfunden. Der erste Eindruck des heutigen gab mir nur dasselbe, was ich durch Dich schon kannte; und erst nach langem Betrachten und Suchen gelang es mir Einiges herauszufinden, was mir neu war. Dagegen ist mir die „Madonna von Foligno" im ganzen Glanz ihrer Lieblichkeit erschienen. Ich habe einen glücklichen Morgen in der Mitte all' dieser Herrlichkeiten gehabt; bei den Statuen bin ich noch nicht einmal gewesen; dabei bleibt mir der erste Eindruck noch für einen andern Tag. —

Den 9ten früh. Und so bringt mir jeder Morgen neue Erwartungen, und jeder Tag erfüllt sie mir. Die Sonne hat eben wieder auf's Frühstück geschienen, und ich will nun an's Arbeiten gehen. Mit der ersten Gelegenheit schicke ich Dir, liebe Fanny, die Wiener Sachen, und was sonst fertig ist, und Dir, Rebecka, mein Zeichenbuch. Es gefällt mir aber diesmal

nicht recht, und ich will hier bei den Landschaftsmalern ihre Skizzen viel sehen, um mir womöglich eine neue Manier zuzulegen; ich habe mir selbst eine erfinden wollen, aber nein! — Heut will ich nach dem Lateran und den Ruinen von Alt-Rom; Abends bin ich bei einer freundlichen englischen Familie, die ich hier kennen gelernt habe. Aber bitte, schickt mir viel Empfehlungsbriefe; ich möchte gern ungeheuer viel Menschen kennen lernen, namentlich Italiener. So leb' ich froh drauf los und denke Euer in jedem vergnügten Augenblick. Seid glücklich und freut Euch mit mir der Zeit, die sich mir hier aufzuthun scheint. Lebt alle wohl.

Felix M. B.

An Fanny Hensel in Berlin.

Rom, den 16. November 1830.

Liebe Fanny!

Vorgestern ging keine Post, und reden konnte ich nicht mit Dir, und wenn ich bedachte, der Brief müsse erst noch zwei Tage liegen bleiben, ehe er gar abgehen würde, so war mir das Schreiben auch unmöglich, da hab' ich denn so manchmal an Dich gedacht, habe Dir und uns allen Glück gewünscht und habe mich gefreut, daß Du vor so und so viel Jahren geboren wurdest; es giebt Einem solch einen Rückhalt, wenn man daran denkt, was für vernünftige Leute in der Welt sind. Du bist aber eine davon; bleib heiter und klar und gesund und verändere Dich nicht bedeutend; viel besser brauchst Du auch nicht zu werden; Dein Glück bleibe Dir treu: das sind denn ungefähr meine Geburtstagswünsche. Denn daß ich Dir auch etwas musikalische Ideen wünschen sollte, ist einem Menschen meines Calibers gar nicht zuzumuthen. Es ist auch Ungenügsamkeit, wenn Du Dich über Mangel daran beklagst; per Bacco, wenn Du Lust hättest, würdest Du schon componiren, was das Zeug hält, und wenn Du nicht Lust hast, warum grämst Du Dich

entsetzlich? Wenn ich mein Kind zu päppeln hätte, so wollte ich keine Partitur schreiben, und, da ich „Non nobis“ componirt habe, so kann ich leider meinen Neffen nicht auf dem Arm herumtragen. Aber im Ernst, — das Kind ist noch kein halbes Jahr alt, und Du willst schon andere Ideen haben, als an Sebastian?* (nicht Bach!) Freu' Du Dich, daß Du es da hast; die Musik bleibt nur aus, wenn sie eben keinen Platz hat, und es nimmt mich nicht Wunder, daß Du keine Rabenmutter bist. Ich wünsche Dir aber doch zu Deinem Geburtstage, was irgend Dein Herz begehrt; ich will Dir also auch ein halbes Dutzend Melodien wünschen; es wird aber nichts helfen. Hier in Rom haben wir den 14. November so gefeiert, daß sich der Himmel blau und festtäglich geputzt hatte und schöne warme Luft heruntersendete. Da ging man denn sehr behaglich nach dem Capitol in die Kirche und hörte eine allzuelende Predigt des Herrn***, der ein recht guter Mann sein mag, der mich aber immer ganz grimmig predigt; und wenn mich Einer an dem Tage, auf dem Capitol, in der Kirche ärgern kann, so muß er es absonderlich anfangen. Nachher ging ich zu Bunsen, der eben angekommen war. Er und seine Frau empfingen mich voll Freundlichkeit, und es gab nun viel Schönes und Politik und Bedauern, daß Ihr nicht kämt. A propos: mein Lieblingswerk, das ich jetzt studire, ist „Lili's Park“ von Goethe; namentlich drei Stellen: „Kehr' ich mich um Und brumm“, dann „eh la menotte“ etc. und besonders: „Die ganze Luft ist warm, ist blüthevoll“, allwo entschieden die Clarinetten eintreten müßten; ich will ein Scherzo für eine Symphonie daraus machen. Gestern Mittag bei Bunsen gab es unter andern einen deutschen Musiker; o Herr Gott, o Herr Gott, ich wollte, ich wäre ein Franzos! Der Musiker sagte mir: „Die Musik muß man doch eigentlich alle Tage handhaben.“ Warum? antwortete ich darauf, und das setzte ihn in Verlegenheit. Er sprach also gleich vom ernsten Streben; und wie doch Spohr gar kein ernstes Streben habe; wie er aber durch mein „Tu es Petrus“ ganz deutlich ein ernstes Streben habe durchschimmern sehen. Hätt' es einen Hahn bei Tisch gegeben, so hätt' ich ihn unterdessen aufgefressen; so mußt' ich Maccaroni dafür nehmen. Der Kerl hat aber ein Gütchen bei Fras-

---

* Der Name des Kindes.

cati und ist eben im Begriff die Musik niederzulegen; wer doch auch schon so weit wäre?! Nach Tisch kamen Catel, Eggers, Senf, Wolf, noch ein Maler, noch zwei Maler u. m. a. Auch mußte ich Clavier spielen, und sie verlangten Sachen von Sebastian Bach; die hab' ich ihnen denn reichlich gespielt und viel Glück damit gemacht. Auch habe ich die ganze Passionsaufführung deutlich beschreiben müssen; denn sie schienen mir kaum recht daran zu glauben. Bunsen besitzt nämlich den Clavierauszug davon; den hat er den Sängern der päpstlichen Capelle gezeigt, und die haben vor Zeugen ausgesagt, daß dergleichen von menschlichen Stimmen nicht auszuführen sei. Ich glaube das Gegentheil!

Übrigens giebt Trautwein die „Passion" nach dem Johannes in Partitur heraus; ich werde mir wohl für Paris Hemdknöpfchen à la Bach machen lassen müssen. Heut führt mich Bunsen zu Baini, den er seit einem ganzen Jahre nicht gesehen hat, weil Baini niemals ausgeht, außer um die Beichte zu hören. Ich freue mich auf ihn und nehme mir vor, ihn so genau kennen zu lernen, wie nur irgend möglich, weil er mir manches Räthsel auflösen kann. Der alte Santini ist immerfort die Gefälligkeit selbst. Wenn ich Abends in Gesellschaft ein Stück lobe, oder nicht kenne, so klopft er den andern Morgen sehr leise an und bringt mir das Stück in sein blaues Schnupftüchelchen gewickelt; dafür begleite ich ihn dann Abends nach Hause, und wir haben uns sehr lieb. Er hat mir sogar sein achtstimmiges Te deum gebracht und mich gebeten, ihm doch einige Modulation hinein zu corrigiren: es bliebe doch gar zu viel in G dur; ich will also sehen, ob ich einiges A moll oder E moll anbringen kann. Nun wünsche ich nur noch recht viel Italiener kennen zu lernen; denn ein Maestro von S. Giovanni Laterno, dessen Töchter musikalisch, aber nicht hübsch sind, und bei dem ich eingeführt worden bin, will gar nichts sagen. Wenn Ihr also mir irgend Briefe schicken könnt, so thut es; denn wie ich des Morgens arbeite, Mittags sehe und bewundere und so den Tag bis Sonnenuntergang zubringe, so will ich gern Abends mich in der römischen Welt herumtreiben. Meine freundlichen Engländer aus Venedig sind angekommen; Lord Harrowby mit seiner Familie bringt den Winter hier zu; Schadows, Bendemanns, Bunsens, Tippelkirchs empfangen alle Abend Leute; kurz an

Bekannten fehlt es mir nicht, nur möchte ich auch die Italiener gern kennen lernen. Das Geschenk, liebe Fanny, das ich Dir diesmal zu Deinem Geburtstage fertig gemacht habe, ist ein Psalm für Chor und Orchester: Non nobis, Domine, Du kennst den Gesang schon. Eine Arie kommt darin vor, die einen guten Schluß hat, und der letzte Chor wird Dir gefallen, hoffe ich. In der nächsten Woche soll, wie ich höre, eine Gelegenheit gehen, da schick' ich Dir's sammt vieler andern neuen Musik. Nun will ich die Ouvertüre fertig machen und dann, so Gott will, an die Symphonie gehen. Auch ein Clavier-Concert, das ich mir für Paris gern schreiben möchte, fängt an mir im Kopfe zu spuken. Gebe der liebe Gott Gelingen und frohe Zeit, so wollen wir sie schon genießen. Lebt wohl und seid glücklich.

Felix.

An seine Geschwister.

Rom, den 22. November 1830.

Lieben Geschwister!

Ihr wißt, wie sehr ich es hasse, auf 200 Meilen weit und über vierzehn Tage fort guten Rath zu geben, will es aber selbst einmal thun.

Ich glaube nämlich, Ihr macht einen Fehler im Betragen, und zwar denselben, den ich auch einmal gemacht habe. Ich habe nämlich in meinem Leben Vater nicht so verstimmt schreiben gesehen, wie seit ich hier in Rom bin, und da wollte ich Euch denn fragen, ob Ihr nicht vielleicht durch einige Hausmittel ein wenig lindern könnt? Ich meine so etwa durch Schonen und Nachgeben und dadurch, daß Ihr von den Sachen die Seite, die der Vater gern hat, mehr vorkehrt, als die andere, — Vieles, was ihn ärgert, ganz verschweigt und statt schändlich sagt unangenehm, oder statt prächtig — erträglich. Es hilft zuweilen unglaublich viel, und ich will also leise anfragen, ob nicht auch vielleicht in diesem Falle? Denn, die ge-

waltigen Weltereignisse abgerechnet, scheint mir die Verstimmung auch davon herzukommen, wie damals, als ich meine musikalische Thätigkeit auf meinem eigenen Wege anfing, und als Vater fortwährend in der übelsten Laune war, auf Beethoven und alle Phantasten schalt und mich darum oft betrübte und oft ungeberdig machte. Es kam eben damals etwas Neues, und das war dem Vater nicht ganz recht und auch wohl etwas ängstlich, glaub' ich. So lange ich denn nun immer meinen Beethoven erhob und pries, wurde das Übel ärger, und ich, — wenn mir recht ist, — einmal von Tisch gewiesen. Nun fiel mir aber ein, ich könnte sehr viel Wahrheit sprechen, und doch nicht gerade die, die Vater nicht leiden mag, und da ging es besser und besser und endlich gut. Vielleicht habt Ihr ein bischen vergessen, daß Ihr hier und da schonen und nicht antippen müßt, — daß sich Vater für älter und verstimmter hält, als er es wohl, Gottlob, ist, und daß es an uns Allen ist, ihm auch einmal nachzugeben, sei das Recht auch noch so sehr auf unserer Seite, wie er es so oft gegen uns that. So lobt denn ein wenig, was er gern hat, und tadelt nicht, was ihm an's Herz gewachsen ist, namentlich nicht Altes, Bestehendes. Lobt auch das Neue nur erst dann, wenn es etwas in der Welt äußerlich erreicht hat und heißt; denn bis dahin kömmt es immer auf Geschmackssache hinaus; — zieht mir Vater hübsch in Euren Kreis und tanzt um ihn herum: — kurz, sucht wieder einmal auszugleichen und auszuglätten und bedenkt, daß ich, der ich ein gereiseter Weltmann bin, noch nie eine Familie gefunden habe, die, alle Schwächen und Verdrießlichkeiten und Fehler eingerechnet, so glücklich gewesen wäre, als wir bis jetzt.

Antwortet mir nicht hierauf; denn das kommt erst in vier Wochen an, und dann giebt es schon wieder etwas Neues. Überhaupt, wenn ich dumm war, so will ich keine geistigen Prügel von Euch, und sprach ich schön, so folgt meinen guten Lehren.

Den 23sten.

Eben wollte ich an den „Hebriden" arbeiten, da kommt Herr B., ein Musiker aus Magdeburg, spielt mir ein ganzes Liederbuch und ein Ave Maria vor und bittet mich um meine Meinung darüber zur Belehrung. Ich komme mir vor, wie Nestor

im Polrock, und habe ihm eine kümmerliche Rede gehalten, bin aber dadurch um einen Morgen in Rom gekommen, was auch Schade ist. Der Choral „Mitten wir im Leben sind" ist fertig geworden und wohl eins der besten Kirchenstücke, die ich gemacht habe. Nach Beendigung der Hebriden denke ich an „Salomon" von Händel zu gehn und ihn für eine künftige Aufführung einzurichten, mit Abkürzungen und Allem. Sodann denke ich die Weihnachtsmusik „Vom Himmel hoch" und die A moll-Symphonie zu schreiben, — vielleicht einige Sachen für's Clavier und ein Concert u. s. w., wie es gerade kommen will. — Dabei vermisse ich nun freilich sehr, daß ich keinen Bekannten habe, dem ich das Neue mittheilen kann, — der mit in die Partitur zu gucken, oder einen Baß oder eine Flöte mitzuspielen versteht, so daß ich ein Stück, wenn es fertig ist, in den Kasten legen muß, ohne daß sich einer daran freut. — Darin bin ich in London verwöhnt worden. Solche Freunde, wie da, treffe ich doch wohl nicht wieder zusammen. Hier muß man immer nur halb reden, um die beste Hälfte zu verschweigen, während man dort halb redete, weil sich die andere Hälfte von selbst verstand, und der Andere sie schon wußte.

Aber freilich ist es sonst herrlich hier. Neulich waren wir junges Volk in Albano; fuhren des Morgens früh bei heiterstem Wetter fort; unter der großen Wasserleitung, die sich scharf dunkelbraun vom klaren Himmel abschnitt, ging der Weg durch bis nach Frascati — von da nach einem Kloster Grottaferrata, wo es schöne Wände von Domenichino giebt, — dann nach Marino, das sehr malerisch auf einem Hügel liegt, und so kamen wir nach Castel Gandolfo am See. Alle die Gegenden sind, wie mein erster Eindruck in Italien, keineswegs schlagend oder so auffallend schön, wie man sie sich denkt, aber so sehr wohlthuend und befriedigend, alle Linien so sanft malerisch und ein so vollkommenes Ganzes mit Staffage und Beleuchtung und Allem. Hier muß ich meinen Mönchen eine Lobrede halten; die machen immer gleich ein Bild fertig und geben ihm Stimmung und Farbe mit ihren mannigfaltigen Kleidern und dem andächtigen stillen Gang und der dunkeln Miene. Von Castel Gandolfo nach Albano geht eine schöne schattige Allee von immergrünen Eichen am See hin, und da wimmelt es nun von Mönchen aller Art, die die Gegend beleben oder auch einsam

machen. Nahe an der Stadt gingen ein paar Bettelmönche spazieren, — weiterhin kam ein ganzer Trupp junger Jesuiten, — dann lag ein eleganter junger Geistlicher im Gebüsch und las, — weiterhin standen ein paar im Walde mit Flinten und lauerten Vögeln auf; dann kam ein Kloster, um welches eine Menge Kapellchen im Kreise steht. Da war es zuerst ganz einsam — dann aber kam ein dummer, schmutziger Kapuziner heraus, ganz mit dicken Blumensträußen beladen, und steckte sie vor die Heiligenbilder rings und kniete erst vor jedem hin, ehe er es putzte. Wir gingen weiter und begegneten zwei alten Prälaten im eifrigen Gespräch begriffen, — im Kloster vor Albano wurde zur Vesper geläutet; und selbst auf dem höchsten Berge steht ein Passionistenkloster. Da dürfen sie nicht mehr, als eine Stunde täglich, sprechen und beschäftigen sich immer nur mit der Leidensgeschichte. Ganz seltsam begegnete uns in Albano mitten unter den Mädchen mit ihren Krügen auf dem Kopfe, unter den Kraut- und Blumenhändlern, im Gedränge und Geschrei, solch ein kohlschwarzer, stummer Mönch, der seine Rückreise auf den Monte Cavo antrat. So haben sie die ganze herrliche Gegend in Besitz genommen und bilden eine sonderbare, melancholische Grundfarbe zu allem Lustigen, Freien, Munteren und zu der ewigen Heiterkeit, die die Natur giebt. Es ist, als brauchten die Menschen deswegen hier ein Gegengewicht. Das ist nun aber gar nicht meine Sache, und ich brauche keinen Contrast, um mich an dem zu freuen, was ich habe.

Bei Bunsen bin ich oft, und da er das Gespräch gern auf seine Liturgie und ihren musikalischen Theil bringt, den ich sehr mangelhaft finde, so nehme ich kein Blatt vor den Mund, sage meine Meinung gerade heraus, und, wie ich glaube, ist das die einzige Art, den Menschen näher zu kommen. So haben wir schon ein paar lange, ernsthafte Gespräche gehabt, und ich hoffe, wir werden einander genauer kennen lernen. Gestern war bei ihm Palestrina'sche Musik, wie alle Montag, und da habe ich denn zum ersten Male vor den römischen Musikern in corpore gespielt. Ich weiß das ganz genau, wie ich mich anfänglich in einer fremden Stadt bei den Leuten durchspielen muß. Mir ist denn auch ein bischen befangen, und so war es gestern. Die päpstlichen Sänger hatten den Palestrina ausgesungen, und nun sollte ich noch etwas spielen. Brillantes paßte nicht, und Ernst-

haftes hatten sie übergenug gehabt. Ich bat also den Director Astolfi um ein Thema, und der tippte denn mit einem Finger an



und lächelte dazu; die schwarzröckigen Abbaten stellten sich um mich her und hatten große Freude daran. Das merkte ich, und es munterte mich auf, und so gelang es mir gegen das Ende ganz gut; sie klatschten rasend, Bunsen meinte, ich hätte die Geistlichkeit verblüfft, — kurz die Sache war hübsch. Mit dem öffentlichen Spielen oder Aufführen sieht es hier ohnehin schlecht aus; so muß man sich an die Gesellschaften halten und im Trüben fischen.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 30. November 1830.

Von Bunsen im Mondschein nach Hause kommen, Euren Brief in der Tasche, und ihn dann so recht behaglich in der Nacht sich durchlesen, — das ist ein Vergnügen, wie ich es Vielen oder Wenigen gönne! Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich den ganzen Winter hier bleiben und erst im April nach Neapel gehen. Es ist so Herrliches auf allen Seiten zu sehen und recht zu würdigen; — man muß sich in so Vieles erst hinein denken, um einen Eindruck davon zu empfangen; auch habe ich in mir selbst so manche Arbeit vor, die Ruhe und Fleiß verlangt, daß Eile diesmal Alles verderben würde; und obwohl ich meinem Plane getreu bleibe und nur alle Tage einen neuen Eindruck in mich aufnehme, so bin ich doch zuweilen gezwungen, auch darin Ruhetage zu machen, damit es sich nicht verwirre. Heut schreib ich wenig, weil ich diese Tage so viel als möglich bei meiner Arbeit bleiben muß und es doch nicht über mich gewinnen kann, das Schöne, was mir vor den

Füßen liegt, nicht aufzuheben, wie Falstaff sagt. Dazu ist das Wetter brutto und kalt; da giebt es keine rechte Erzähllaune. Der Papst ist sterbend oder schon todt; „wir werden also recht bald einen neuen bekommen", sagen die Italiener sehr gleichgültig; und da sein Tod dem Carneval keinen Eintrag thut, da die Kirchenfeste mit ihrem Pomp, ihren Aufzügen und ihrer schönen Musik immer fortgehen, da sie endlich die Feierlichkeiten bei den Seelenmessen und der Ausstellung in St. Peter obenein bekommen: so ist es ihnen schon ganz recht, im Falle es nur nicht im Februar geschieht. — Daß Mantius meine Lieder gern und viel singt, freut mich recht sehr. Grüßt und fragt ihn doch auch, warum er nicht sein Versprechen hält und mir einmal schreibt? Ich habe ihm schon mehreremal geschrieben, nämlich Noten. In dem Ave Maria und in dem Choral „Aus tiefer Noth" sind Stellen sehr ausdrücklich für ihn gemacht, und er wird sie erquickend singen. Beim Ave, das ein Gruß an die Maria ist, singt nämlich ein Tenor (ich habe mir etwa einen Jünger dabei gedacht) dem Chor immer Alles vor und ganz allein. Da das Stück nun in A dur ist und bei den Worten „benedicta tu" etwas in die Höhe geht, so mag er sein hohes A nur vorbereiten, — klingen wird es schon. Laßt Euch doch von ihm ein „Lied vom schlechten Lebenswandel" vorsingen, das ich aus Venedig an Devrient geschickt habe. Das Ding ist so zwischen Wonne und Verzweiflung, und er wird es schon singen; zeigt es aber nicht weiter, sondern laßt es nur unter 40 Augen bleiben. Auch Rietz* schweigt, und ich sehne mich doch gar zu sehr nach seiner Geige und seinem tiefen Spiel, das mir ganz vor die Seele kommt, wenn ich seine liebe, zierliche Hand sehe. — Ich schreibe jetzt täglich an den „Hebriden" und schicke sie ihm, sobald sie fertig sind. Es ist ein Stück für ihn; ganz wunderlich. — Von meinem Leben das nächstemal; ich arbeite fleißig und lebe sehr froh und glücklich; mein Spiegel steckt voll italienischer, englischer und deutscher Visitenkarten; alle Abende bin ich bei Bekannten; es ist eine babylonische Sprachverwirrung in meinem Kopf, denn Englisch, Italienisch, Deutsch und Französisch kreuzen sich darin. Vorgestern mußte ich wieder den päpstlichen Sängern vorphantasiren. Die Kerls hatten sich für

* Der Violinspieler Eduard Rietz, — ein naher Freund Mendelssohn's.

mich eigens das allerverzwickteste Thema ausgedacht, weil sie mich auf's Glatteis führen wollten; sie nennen mich aber l'insuperàbile professorone und sind überhaupt sehr artig und freundlich. Nun wollte ich Euch die Sonntagsmusiken in der Sixtina, die Soirée bei Torlonia, den Vatikan, St. Onofrio, die Aurora von Guido und andere Kleinigkeiten beschreiben; aber das nächstemal. Die Post geht, und das Blatt mit ihr. Meine Wünsche sind aber bei Euch, heut wie immer.

Felix.

An den Professor Zelter in Berlin.

Rom, den 1. December 1830.

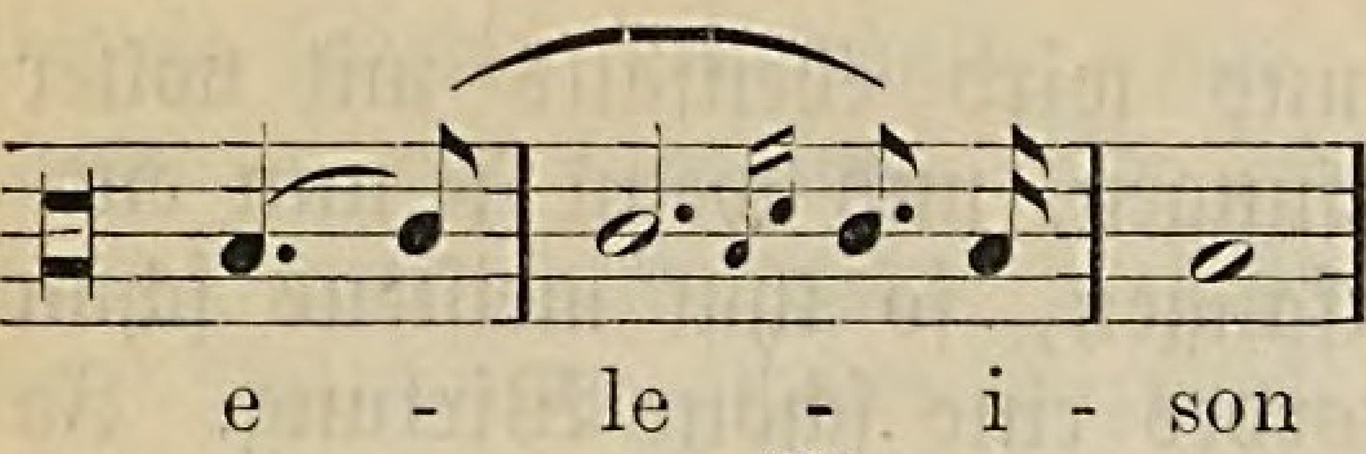
Lieber Herr Professor!

Ich komme eben vom Quirinal herunter, wo der Papst gestern Abend gestorben ist, und da nun wohl in der nächsten Zeit sich zum Schreiben wenig Muße finden wird, so will ich nicht säumen, Ihnen heut für Ihren lieben Brief zu danken und Sie zu bitten, mir, sobald es Ihre Zeit erlaubt, wieder einige Zeilen zukommen zu lassen. Sie wissen, wie Sie mich jedesmal dadurch erfreuen, und so hoffe ich bald wieder etwas von Ihrer Hand zu erhalten. Den verlangten Bericht nun von hier anzufangen, wird mir ein wenig schwer, weil so unendlich viel zu erzählen, so mannigfache herrliche Eindrücke zu beschreiben sind, daß man nicht weiß, wo man anfangen soll. Der Eindruck des ganzen Roms ist so ernsthaft, so durch und durch in's Innere dringend und so heiter erhebend, wie man sich das Leben des Alterthums vorstellen möchte: andere Trümmer sind niederschlagend und melancholisch, die Ruinen hier sind die festesten Denkmäler einer reichen Vergangenheit, und wenn mich anderswo Alles an die Zerstörung und den Untergang erinnerte, so freue ich mich hier der ewig bleibenden Größe und Allgewalt. So steht das Colosseum und die Basilika des Constantin da, und jeder Mensch, der sieht, wie alles

das auch von Menschen gemacht ist, muß sich erhoben fühlen. Auch verdanke ich dem, was nicht die eigentliche, unmittelbare Musik ist: den Ruinen, den Bildern, der Heiterkeit der Natur, am meisten Musik. — Von der musikalischen Musik (wenn ich so sagen darf) habe ich aber auch schon mancherlei und Interessantes erfahren und will es herzuzählen suchen. Die Cappella del sommo pontifice (die päpstliche Kapelle) habe ich viermal gehört, zweimal im Quirinal (der Sommerwohnung des Papstes), einmal in S. Carlo und vorigen Sonntag in der Sixtinischen Kapelle. Es ist ein Chor von Geistlichen, die nur in Gegenwart des Papstes oder seines Stellvertreters singen; ihre regelmäßige volle Anzahl ist 32, doch sollen sie selten vollzählig sein. Der Director selbst singt mit und dirigirt mit seiner Stimme, indem er Allen einhilft und vom tiefen Baß schnell zu einem Discant-Eintritt in's Falsett überspringt, wo es Noth thut. Knabenstimmen sind gar nicht dabei und bis jetzt nie dabei gewesen, und Baini, der darüber klagte, daß sich von Jahr zu Jahr weniger Soprane fänden, nahm es fast übel, als ich fragte, ob man dem Mangel nicht durch Knabenstimmen abhelfen wolle. Was man von der besonderen Art des Vortrags zu erzählen pflegt, der sich durch Tradition in der päpstlichen Kapelle für die Palestrina'sche Musik erhalten haben soll, so habe ich davon sehr wenig bemerken können. Die einzige Eigenthümlichkeit in ihrer Art zu singen fand ich darin, daß sie meistentheils und fast durchgängig mit der äußersten Kraft ihrer Stimmen singen und die langen Noten aus voller Kehle in gleicher Stärke aushalten, so daß wir es bei uns, glaub' ich, fehlerhaft nennen würden; es thut aber bei den schönen, breiten Stimmen der Bässe und auch bei den Tenören zuweilen sehr gut, nur bei den Oberstimmen wird es oft zu einem widrigen Kreischen. Eine andere Eigenthümlichkeit wäre noch etwa das Beibehalten der kleinen Verzierungen und Trillerchen, wie sie im Anfang des vorigen Jahrhunderts beliebt waren; indessen ist das wohl fast ein Fehler zu nennen, da sie alle Mittelstimmen ohne Unterschied mit diesen Zusetzungen bereichern, so daß zuweilen sonderbare Klänge zum Vorschein kommen. Statt



singen sie zum Beispiel fast immer



; statt


immer


, und im dies irae sangen sie durchgängig statt

und statt ähnlicher Stellen so

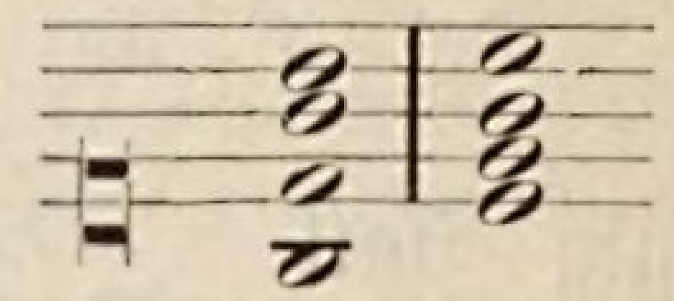
. Sie können sich denken, welche sonderbare Wirkung dies nun hat, wenn es durch eine ganze Messe in allen Mittelstimmen durchgeführt wird. Die Art übrigens, statt


zu singen


und überhaupt ihre Manier, die Noten ganz ineinander herüberzuziehen, ist zuweilen sehr an ihrer Stelle, und giebt dem Ganzen einen schönen weichen Klang, und wenn auch zu Zeiten ganz seltsame Dissonanzen daraus entstehen, so thut auch das in der Musik, die sie singen, gar nicht übel; bei Sebastian Bach sollten sie es wohl bleiben lassen. Ihre Musik ist, wie ihr feierlicher Gottesdienst, sehr geschickt auf großen Effect berechnet und bringt ihn auch hervor. Die Leute wundern sich, daß der Palestrina hier so viel Wirkung thue und in Deutschland weniger, und doch ist es ganz natürlich: vor jedem Musikstück singt der ganze Chor die Responsorien, und zwar so, daß Tenor und Baß immer in Terzen gehn, und Alt und Sopran unisono mit dem Baß in Octaven.

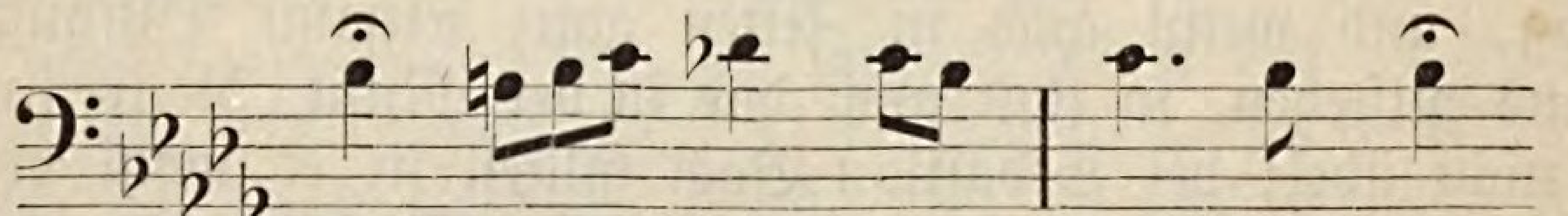
So z. B.


u. s. w.

Das dauert oft sehr lange, und wird ebenfalls mit voller Stimme so stark als möglich gesungen, und wenn sie nun endlich eins von jenen Stücken anfangen, so thut meistens schon der bloße Klang des ersten Accordes eine schöne Wirkung. Ja in den Responsorien selbst bringen sie zuweilen, aber sehr selten, vollkommene Schlußfälle an, und auch das macht sich dann ganz prächtig und ist eben nichts als . Auch blos im unisono singen sie Responsorien, z. B. folgendes, das sie sehr oft wiederholen, und das ich auf dem Quirinal nachgeschrieben:



(Die Worte sind wohl nicht so, doch sprechen sie so undeutlich aus, daß man nicht unterscheiden kann, was für Worte, oder ob sie überhaupt welche singen.) Nun lösen sich auch die vorsingenden Priester ab, und jeder folgende setzt in einem ganz verschiedenen Ton ein; ich hörte z. B. den Chor in D dur schließen, dann eine kleine Pause, und nun fing der folgende Geistliche in B moll an:



Es macht eine ganz seltsame Wirkung, man verliert ganz und gar das Gefühl einer Tonart und folgt nun ohne Faden den Tönen, die herauf und herunter steigen, bis denn der erste Klang eines Musikstücks sich wieder ausbreitet, Einem das Gefühl der Musik wiedergiebt und die Ungewißheit vollkommen auflöst. — Dazu wird der Gottesdienst in der Sixtina gehalten, wo die „Propheten“ und „Sibyllen“ und das „jüngste Gericht“ von Michel Angelo sind; der Papst sitzt auf dem Throne, umgeben von allen Cardinälen, deren jedem wieder sein Abt in dem violetten Mantel zu Füßen sitzt. Schaaren von Mönchen, jungen Geist-

lichen knieen außerhalb; das Ganze macht eine wunderbar ernste, reiche Wirkung. Sie sangen das erstemal ein Dies irae von Baini, dann eines von Pittoni; in S. Carlo eine Messe von Palestrina; in der Sixtina ein Motett von Allegri. Übrigens hatte ich Gelegenheit, mit einem päpstlichen Sänger, und zwar dem primo tenore aus einem Blatt etwas von Palestrina zu singen, und behaupte, daß ich die Noten besser getroffen habe, als er; er setzte sehr unsicher ein. Nun ist jeden Tag Requiem für den Papst, und ich werde sie nicht versäumen. — Beifolgender Brief ist vom Abbate Santini, der eine ausgezeichnete musikalische Bibliothek besitzt; er hat mehrere seiner Partituren für Sie abschreiben und zierlich einbinden lassen und wartet nur auf eine Gelegenheit, sie Ihnen zuzuschicken; es sind vier dicke Bände, meistens Palestrina'sche Musik enthaltend; er ist es, der den „Tod Jesu" übersetzt hat und in Neapel zur Aufführung bringt; in einem Brief, den er von dort aus erhalten hat, heißt es unter Anderm: Tutti i nostri dilettanti non vogliono udire adesso che musica di Graun et di Hendele; tanto è vero, che il vero bello non si può perder mai. Er nimmt sich vor, noch mehr deutsche Musik hier bekannt zu machen, und übersetzt zu dem Ende Ihre Motette: „Der Mensch lebt und bestehet" und Seb. Bach's „Singet dem Herrn ein neues Lied" in's Lateinische und den „Judas Maccabäus" von Händel in's Italienische. Er ist die Gefälligkeit selbst und ein sehr liebenswürdiger alter Herr. Wenn Sie ihm bei Gelegenheit Manches von deutscher Musik könnten zukommen lassen, so wäre sein höchster Wunsch erfüllt; denn all' sein Sinnen und Trachten geht nun dahin, die deutsche Kirchenmusik in Italien einzuführen, und er besitzt von Seb. Bach bis jetzt nur die gedruckten Motetten und das Magnificat, von Graun nur das Te deum und die „Passion"; Trautwein steht mit ihm in Verbindung, glaub' ich; er hat ihm wenigstens schon Mehreres geschickt, und auf die Seb. Bach'sche Passion wartet er täglich mit Ungeduld. — Von meiner persönlichen Bekanntschaft mit Baini und mehreren von der päpstlichen Kapelle, von ihren Compositionen u. s. w. schreibe ich das nächstemal; ebenso auch von der übrigen Kirchenmusik, den Orgeln, dem Gesang der Nonnen u. s. w. Auch von den Theatern, dem Orchester und den musikalischen Gesellschaften habe ich viel Lustiges zu

erzählen; aber das Glockenläuten und die gedämpften Trommeln draußen rufen mich ab. Es ist übrigens warme Frühlingsluft, Sonnenschein, und ich schreibe bei offenem Fenster. Leben Sie wohl und gedenken Sie freundlich

Ihres treuen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Rom, den 7. December 1830.

Zum ausführlichen Brief, den ich schreiben wollte, komme ich auch heute nicht. Gott weiß, wie die Zeit hier verfliegt. In dieser Woche habe ich mehrere sehr liebenswürdige englische Familien kennen gelernt, die mir auch wieder vergnügte Abende im Winter versprechen; mit Bunsen bin ich sehr viel; auch Baini denke ich recht auszukosten. Ich glaube, er hält mich für einen „brutissimo Tedesco“, so daß ich ihn ganz prächtig kennen lernen kann. Mit seinen Compositionen freilich ist es nicht weit her und so überhaupt mit der ganzen Musik hier. An Lust möchte es wohl nicht fehlen; aber es fehlt an den Mitteln gänzlich. Die Orchester sind unter allem Begriff; als prima donna assoluta ist Mlle. Carl* für die Saison an den beiden Haupttheatern engagirt, ist schon eingetroffen und fängt an la pluie et le beau temps zu machen. Die päpstlichen Sänger sogar werden alt; sind fast ganz unmusikalisch, treffen selbst die herkömmlichsten Stücke nicht richtig, und der ganze Chor besteht aus 32 Sängern, die aber nie beisammen sind. Concerte werden in der sogenannten philharmonischen Gesellschaft gegeben, aber nur am Clavier; Orchester ist nicht dabei, und als sie neulich versuchen wollten, die Schöpfung von Haydn zu geben, so hielten es die Instrumente für unmöglich, sie zu spielen. Wie die Blase-Instrumente gar klingen, davon hat man in Deutsch-

* Früher Sängerin am Königlichen Theater zu Berlin.

land nirgends eine Ahnung. — Da nun der Papst gestorben ist, den 14ten das Conclave anfängt, und also mit den Ceremonien der Beerdigung und denen der Erhebung des neuen Papstes ein großer Theil des Winters hingeht und für alle Musik und größere Gesellschaften verloren wird, so zweifle ich fast, daß ich hier zu einer ordentlichen öffentlichen Unternehmung kommen werde; bin auch wenig betrübt darüber, denn innerlich genieße ich hier so viel und Mannigfaches, daß es wohl wenig Schade ist, wenn ich es eine Weile mit mir herumtrage und zu verarbeiten suche. Die Aufführung der Graun'schen „Passion" in Neapel und namentlich die Übersetzung von Seb. Bach zeigen nur, wie das Rechte dennoch durchdringen muß. Den lebendigen Sinn der Leute werden sie nicht ergreifen und nicht entzünden; aber es ist damit nicht schlechter, als mit dem Sinn für alle anderen Künste, eher noch besser; denn wenn man einen Theil der Logen von Raphael durch eine unsägliche Rohheit und einen unbegreiflichen Barbarismus weggekratzt sieht, um Inschriften mit Bleistift Platz zu machen; wenn der ganze Anfang der aufsteigenden Arabesken völlig vernichtet ist, weil Italiener mit Messern und Gott weiß wie, ihre erbärmlichen Namen eingeschrieben haben; wenn einer unter den Apoll von Belvedere mit großer Emphase und noch größeren Buchstaben hinmalt: „Christus"! wenn mitten vor dem jüngsten Gericht von Michel Angelo ein Altar aufgerichtet ist, so groß, daß er gerade die Mitte des Bildes überdeckt und so das Ganze stört; wenn durch die herrlichen Säle der Villa Madama, wo Giulio Romano die Wände gemalt hat, das Vieh getrieben und Kraut darin aufbewahrt wird, blos aus Gleichgültigkeit gegen das Schöne: — so ist das wohl noch viel schlimmer, als schlechte Orchester; und Maler muß das mehr schmerzen, als mich erbärmliche Musik. Das Volk ist wohl innerlich angegriffen und zerstreut. Sie haben eine Religion und glauben sie nicht; sie haben einen Papst und Vorgesetzte und verlachen sie; sie haben eine glänzend helle Vorzeit, und sie steht ihnen fern; — da ist es kein Wunder, wenn sie sich nicht an der Kunst erfreuen, — wenn ihnen sogar alles Ernstere gleichgültig ist. Die Indifferenz bei dem Tode des Papstes, die unziemliche Lustigkeit bei den Ceremonien ist wirklich entsetzlich. Ich habe die Leiche auf dem Paradebett gesehen, und die Geistlichen, die umherstan-

den, flüsterten fortwährend mit einander und lachten dann auf. — Jetzt, wo für seine Seele Messen gelesen werden, zimmern sie in derselben Kirche fortwährend am Gerüste des Katafalks, so daß man vor dem Hallen der Beilschläge, vor dem Lärmen der Arbeitsleute vom Gottesdienst nichts hören kann. Sobald die Cardinäle im Conclave sind, kommen die Satiren auf sie heraus, wo sie dann z. B. die Litanei parodiren und statt der Übel, um deren Ende sie bitten, immer die Eigenschaften der wohlbekannten Cardinäle nennen; oder wo sie eine ganze Oper von Cardinälen aufführen lassen; wo einer der primo amoroso ein anderer tiranno assoluto, ein dritter Lampenputzer ist, u. s. f. So kann es nicht sein, wo die Leute sich an Kunst erquicken sollen. Früher war es nicht besser; aber sie haben daran geglaubt, und das macht den Unterschied. Die Natur aber und die warme Decemberluft und die Linie vom Albanerberge bis in's Meer hinunter: das ist Alles noch so geblieben; da können sie keine Namen einschneiden und keine Inschriften dichten, — das genießt jeder frisch und für sich allein, und das ist es, woran ich mich halte! Ein Mensch fehlt mir hier, dem ich Alles sehr offen mittheilen könnte; der meine Musik beim Entstehen läse und mir doppelt lieb machte; bei dem ich mich so recht vollkommen erholen und ausruhen und recht aufrichtig von ihm lernen könnte (er brauchte drum gar nicht ein sehr weiser Mann zu sein). Da aber die Bäume nicht in den Himmel wachsen sollen, wie es heißt, so wird der Mensch wohl sich hier nicht finden, und ein Glück, das ich sonst überall in sehr reichem Maße hatte, wird mir gerade hier fehlen. Muß also hier für mich brummen, und es wird schon so recht sein.

Felix.

An seinen Vater.

Rom, den 10. December 1830.

Lieber Vater!

Dem Tage nach ist es heute ein Jahr, daß wir Deinen Geburtstag bei Hensels feierten, und da laß mich thun, als wäre

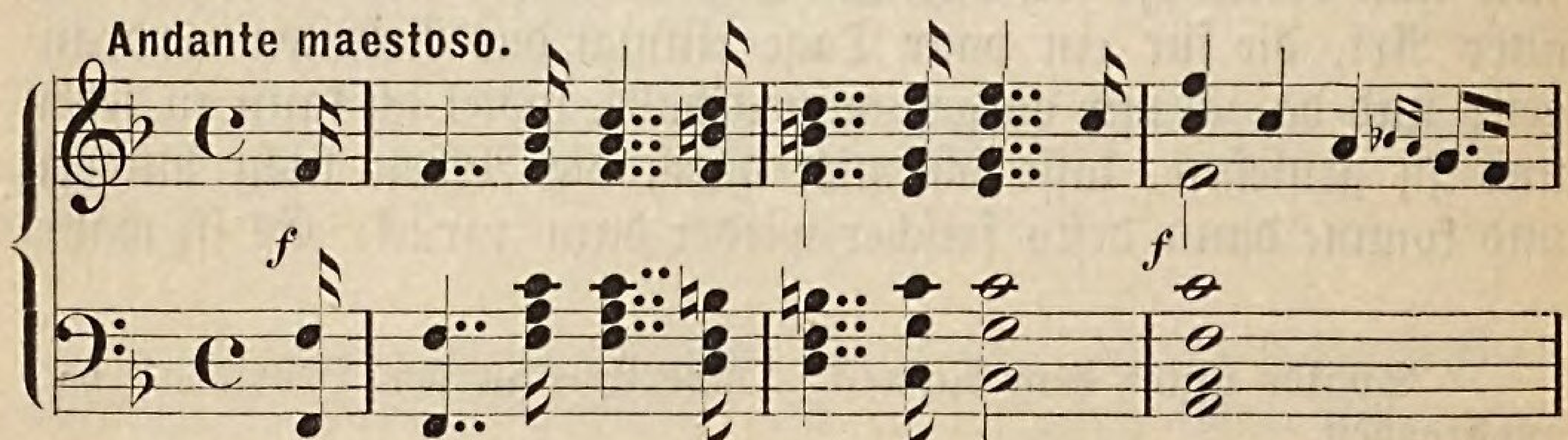
es jetzt wieder so, und laß mich Dir Einiges aus Rom erzählen, wie damals aus London. Als Geschenk denke ich morgen meine alte Ouvertüre zur „einsamen Insel"* fertig zu schreiben, und wenn ich dann darunter setze: „den 11. December", und das Heft in die Hände nehme, so ist es mir, als sollte ich es Dir gleich geben. Du würdest dann freilich sagen: Du könntest es nicht lesen; aber ich hätte Dir doch das Beste gebracht, was ich machen kann, und wenn mir an jedem Tage wohl schon so ist, als müßte ich das thun, so ist es doch mit einem Geburtstage was Eigenes; ich wollte, ich wäre da. Von meinem Glückwunsch laß mich schweigen. Du weißt ihn ja und weißt, wie ich und wir Alle an Dein Glück und Deine Heiterkeit gebunden sind, und daß ich Dir nichts wünschen kann, was uns nicht Allen doppelt zu Theil würde. Heute ist Feiertag. Ich freue mich, wenn ich denke, wie froh es bei Euch aussehen muß. Und indem ich Dir erzähle, wie glücklich ich hier lebe, ist es mir auch, als brächte ich Dir einen Glückwunsch. Wirklich ist für mich eine Zeit, wie diese, wo sich Ernst und Annehmlichkeit vereinigen, sehr erquickend und wohlthuend. Jedesmal wenn ich in mein Zimmer trete, freue ich mich von Neuem, daß ich nicht den folgenden Tag weiter muß — daß ich so Manches ruhig auf Morgen verschieben darf — daß ich in Rom bin! Was mir die Zeit her durch den Kopf fuhr, wurde gleich wieder von Anderem verdrängt, und die Eindrücke jagten einander, während sich hier Alles gehörig ausbreiten kann. Ich glaube, daß ich noch nie mit so vieler Lust gearbeitet habe, und wenn ich Alles ausführen soll, was ich vornehme, so muß ich den ganzen Winter dabei bleiben. Freilich entbehre ich die große Freude, das Fertige Einem mitzutheilen, der sich daran freut und darauf eingeht; aber das treibt mich gerade wieder zum Arbeiten, weil mir selbst Alles am besten gefällt, so lange ich mitten drin bin. Und nun verknüpft sich das mit den vielen Feierlichkeiten, Festen aller Art, die für ein paar Tage einmal das Arbeiten verdrängen; und da ich mir vorgenommen habe, soviel ich kann zu sehen und zu genießen, lasse ich mich durch die Arbeit nicht hindern und komme dann desto frischer wieder dazu zurück. Es ist wahr-

---

* Später unter dem Namen „Ouvertüre zu den Hebriden" herausgegeben.

lich ein herrliches Leben. Mit der Gesundheit geht es mir ganz wohl; nur greift die warme Luft, namentlich der Scirocco, die Nerven sehr an, und ich muß mich hüten, Abends spät und viel Clavier zu spielen. Auch wird es mir jetzt leicht, für ein paar Tage dem zu entgehen, weil ich in den vorigen Wochen fast jeden Abend habe spielen müssen. Bunsen, der mich immer ermahnt, ja nicht zu spielen, wenn es mir nicht gut wäre, gab gestern eine große Gesellschaft, und da mußte ich doch heran. Es war mir auch lieb, weil ich mehrere angenehme Bekanntschaften dadurch gemacht habe, und weil namentlich Thorwaldsen sich so freundlich gegen mich ausgesprochen hat, daß ich ganz stolz darauf bin, da ich ihn als einen der größten Männer verehre und immer bewundere. Er ist ein Mensch wie ein Löwe, und es erquickt mich, wenn ich nur sein Gesicht ansehe; man weiß da gleich, daß er ein herrlicher Künstler sein muß; er sieht so klar aus den Augen, als müsse sich Alles in ihm zu Form und Bild gestalten. Dazu ist er ganz sanft und freundlich und mild, weil er so sehr hoch steht; und doch glaube ich, daß er sich an jeder Kleinigkeit erfreuen kann. Es ist für mich ein wirklicher Genuß, einen großen Mann zu sehen und zu denken, daß der Urheber von Dingen, die ewig bleiben sollen, in seinem Leben und mit seiner Eigenthümlichkeit vor mir steht und ein Mensch ist, wie die andern eben auch.

Den 11ten Morgens. Nun ist der eigentliche Geburtstag; es sind mir eben ein paar Noten dazu eingefallen, und wenn sie auch nichts taugen, so war gewöhnlich an meinem Glückwunsch auch nicht viel. — Fanny mag den zweiten Theil dazu machen; ich schreibe nur, was mir in den Sinn kam, als ich in die Stube trat, wo die Sonne wieder schien, und Dein Geburtstag war.





Eben war Bunsen hier, der läßt Dich sehr grüßen und alles Glück Dir wünschen. — Er ist gegen mich die Freundlich=

keit und Aufmerksamkeit selbst, und ich denke, wir vertragen uns sehr gut, da Du mich danach fragtest. P. hast Du mir mit ein paar Worten in seiner ganzen Unliebenswürdigkeit in's Gedächtniß gerufen; freilich ist der Abbate Santini gegen ihn ein obscurer Mann; denn er macht sich nicht durch Ungefälligkeit und Wichtigthuerei bedeutender, als er ist. Gerade aber wie P. einer von jenen Sammlern ist, die Einem die Gelehrsamkeit und die Bibliotheken durch ihre Engherzigkeit zuwider machen, so ist Santini ein echter Sammler im besten Sinne des Worts. Ob seine Sachen großen Werth an Geld haben, ist ihm einerlei; — drum giebt er Alles ohne Unterschied gern weg und sucht nur immer Neues zu bekommen; denn ihm liegt besonders an der Verbreitung und allgemeinen Kenntniß seiner alten Musik. Ich habe ihn noch nicht seitdem gesehen, weil er jetzt alle Morgen ex officio in seinem violetten Kleide in St. Peter figuriren muß; — aber hat er sich eines alten Textes bedient, so wird er es ohne Weiteres sagen, da er sich nichts daraus macht, der Erste zu sein. Er ist eigentlich ein beschränkter Mensch, und das halte ich in gewissem Sinne für ein großes Lob; denn wie er kein musikalisches oder sonstiges Lumen ist und auch außerdem mit dem Klosterbruder, der ergründen will, viel Ähnlichkeit hat, so weiß er sich genau auf seine Sphäre zu beschränken. Die Musik interessirt ihn eigentlich nicht viel, wenn sie nur in seinem Schranke steht; und er ist und hält sich für nichts, als einen ruhigen, fleißigen Arbeiter. Daß er langweilig ist und auch zuweilen nicht ohne Schärfe, muß man freilich zugeben: hat und verfolgt aber ein Mensch eine bestimmte Richtung, und bildet er sie nach Kräften aus, um damit den anderen Menschen zu nützen und die Sache weiter zu bringen, so habe ich ihn lieb und glaube, daß ihn ein jeder achten soll, einerlei, ob er langweilig oder angenehm sei. Ich wollte, Du läsest das P. vor. Mich macht es jedesmal innerlichst grimmig, wenn Menschen, die gar keine Richtung haben, sich damit abgeben wollen, über Andere zu urtheilen, die etwas wollen, und sei es das Kleinste, und ich habe deshalb einem Musiker hier neulich in einer Gesellschaft nach Kräften gedient. Der wollte nun gar über Mozart sprechen, und weil Bunsen und seine Schwester Palestrina lieben, suchte er sich bei ihnen dadurch einzuschmeicheln, daß er mich z. B. fragte: was ich denn über den guten Mozart mit

seinen Sünden dächte? Ich antwortete ihm aber: ich meinestheils ließe gleich meine Tugenden im Stich und nähme Mozart's Sünden dafür; wie tugendhaft er sei, könne ich aber nicht bestimmen. Die Leute fingen an zu lachen und hatten ihre Freude daran. Daß solch Volk sich nicht einmal vor den großen Namen scheuen will! Indeß ist es ein Trost, daß es in allen Künsten dasselbe ist, da die Maler es hier nicht besser machen. Es sind furchtbare Leute, wenn man sie in ihrem Café Greco sitzen sieht. Ich gehe auch fast nie hin, weil mich so sehr vor ihnen und ihrem Lieblingsort graut. Das ist ein kleines, finsteres Zimmer, etwa acht Schritt breit, und auf der einen Seite der Stube darf man Tabak rauchen, auf der andern aber nicht. Da sitzen sie denn auf den Bänken umher, mit den breiten Hüten auf, große Schlächterhunde neben sich, Hals, Backen, das ganze Gesicht mit Haaren zugedeckt, machen einen entsetzlichen Qualm (nur auf der einen Seite des Zimmers), sagen einander Grobheiten; die Hunde sorgen für Verbreitung von Ungeziefer; eine Halsbinde, ein Frack wären Neuerungen; — was der Bart vom Gesicht frei läßt, das versteckt die Brille, und so trinken sie Kaffee und sprechen von Tizian und Pordenone, als säßen die neben ihnen und trügen auch Bärte und Sturmhüte! Dazu machen sie so kranke Madonnen, schwächliche Heilige, Milchbärte von Helden, daß man mitunter Lust bekommt drein zu schlagen. Auch das Bild von Tizian im Vatikan, nach dem Du mich frägst, scheuen die Höllenrichter nicht. Es hat ja keinen Gegenstand und keine Bedeutung, sagen sie, und daß ein Meister, der sich lange Zeit voll Liebe und Andacht mit einem Bilde beschäftigt, doch wohl so weit müsse gesehen haben, als sie mit ihren bunten Brillen, das fällt keinem ein. Und wenn ich mein Lebenlang nichts weiter thun könnte, so will ich allen denen, die vor ihren Meistern keinen Respect haben, die herzlichsten Grobheiten sagen; dann hätt' ich schon ein gutes Werk gethan. So stehen sie aber und sehen diese Pracht der Erscheinungen, von der sie keine Ahnung haben, und wagen dann sie zu beurtheilen. Auf dem Bilde sind drei Stufen oder Stadien, oder wie Du es sonst nennen willst, angenommen (wie auf der „Transfiguration" auch). Unten stehen Märtyrer und Heilige, leidend, duldend und gedrückt vorgestellt; es liegt auf allen Gesichtern Schwermuth, fast Ungeduld; einer in

einem reichen Bischofskleide blickt sogar mit der lebhaftesten, schmerzlichsten Sehnsucht in die Höhe, als ob er weinte, und doch kann er nicht sehen, was über ihnen allen schon schwebt, und was wir wissen, die wir vor dem Bilde stehen. Über ihnen nämlich in einer Wolke sitzt die Maria mit dem Kinde, voll Heiterkeit und von Engeln umgeben, die viele Kränze gewunden haben; und das Jesuskind hält einen davon, und es ist, als möchte es die Heiligen unten gleich bekränzen, und als hielte die Mutter es für den Augenblick noch zurück. Der Contrast von den Schmerzen und Leiden unten, wo der heilige Sebastian so finster und fast gleichgültig aus dem Bilde heraussieht, gegen die hohe ungetrübte Heiterkeit in den Wolken, wo ihnen die Kränze schon bereit sind, ist ganz herrlich. Hoch über der Gruppe der Maria schwebt noch der heilige Geist, von dem ein helles, strahlendes Licht sich ausbreitet, und so macht er den Schlußstein des Ganzen. Eben fällt mir noch ein, daß Goethe im Anfang seines ersten Aufenthalts in Rom das Bild beschreibt und bewundert, doch habe ich das Buch nicht mehr hier und kann es also nicht nachlesen, in wie fern es mit meiner Erzählung stimmt. Er spricht ausführlich davon; es war damals im Quirinal und ist erst später nach dem Vatikan gekommen. Ob es nun auf Bestellung gemacht ist, wie jene behaupten, oder weshalb sonst, ist ganz einerlei. Er hat seinen Sinn und seine Poesie hineingelegt, und so ist es sein eigen geworden. Schadow, mit dem ich gern und oft zusammen bin, weil er überhaupt und namentlich in seinem Fache sehr mild, klar und ruhig urtheilt und mit Bescheidenheit alles Große erkennt, meinte neulich, Tizian habe nie ein gleichgültiges und langweiliges Bild gemalt, und ich glaube, er hat Recht; denn Leben und Begeisterung und die gesundeste Kraft spricht aus Allem, was er dargestellt hat, und wo die sind, da ist's gut sein. — Das ist nun aber das Schöne und Einzige hier: daß man lauter Sachen sieht, die tausendmal beschrieben, besprochen, gemalt, beurtheilt sind, gut und schlecht; von den größten Meistern und den kleinsten Schülern, lobend und tadelnd; und daß die Sachen dennoch einen so frischen und erhebenden Eindruck machen, daß sie jeden nach seiner Eigenthümlichkeit anders anregen. Man kann sich hier von den Menschen immer an den Umgebungen erholen, wie in Berlin oft umgekehrt. Eben empfange ich Deinen Brief vom 27sten v. Mts.,

und es freut mich herzlich, Manches was Du darin frägst, schon beantwortet zu haben. Die Briefe, um die ich gebeten, haben gar keine Eile; ich habe inzwischen fast mehr Bekanntschaften gemacht, als mir lieb ist, weil das späte Aufbleiben und Musiciren mir zu Rom gar nicht paßt, und so kann ich sie nun mit Geduld erwarten. Es ließ sich früher nicht so an, und daher bat ich so dringend darum. Nur was Du mir von den Coterien sagst, denen ich nun entwachsen sei, kann ich nicht recht verstehen; denn ich weiß, daß ich und wir alle immer das, was man gewöhnlich so nennt: eine abgeschlossene, an Äußerlichkeiten klebende, leere Geselligkeit, von Herzen gehaßt und gefürchtet haben. Es ist aber wohl fast natürlich, daß sich unter Menschen, die sich täglich sehen, ohne daß ihr Interesse sich verändert, denen auch die Theilnahme an dem Öffentlichen fehlen muß (wie es denn in Berlin, das Theater ausgenommen, wohl der Fall ist), daß sich bei denen eine lustige, heitere, eigene Art über Dinge zu sprechen leicht bildet, und daß so eine besondere, vielleicht auch einförmige Sprache entsteht; aber das kann noch keine Coterie machen. Ich glaube gewiß, daß ich nie zu einer Coterie gehören werde, ich mag nun in Rom oder Wittenberg sein. Es freut mich, daß das letzte Wort, welches ich schrieb, ehe Dein Brief kam, war, daß man sich in Berlin von den Umgebungen an den Menschen erholen müsse, und das zeigt wohl, daß ich nicht dem Coteriengeist das Wort reden möchte, da der die Menschen gerade von einander entfernt. Es thäte mir leid, wenn Du von mir oder irgend einem von uns so etwas, anders als augenblicklich, bemerken könntest. Verzeihe mir, lieber Vater, daß ich mich so heftig dagegen vertheidige; aber mir ist schon das Wort im Innersten zuwider, und Du schreibst mir ja selbst in dem Briefe, ich solle immer gerade heraus reden, wie es mir zu Muthe ist; da nimm mir es denn nicht übel.

Heut war ich in St. Peter, wo die großen Feierlichkeiten, Absolution genannt, für den Papst angefangen haben und bis Dienstag, wo die Cardinäle in's Conclave gehen, dauern werden. Das Gebäude ist über alle Vorstellung. Mir kommt es vor, wie irgend ein großes Naturwerk, — ein Wald, Felsmassen oder dergleichen; denn die Idee eines Menschenwerkes verliere ich immer dabei. Man sieht nach der Decke eben so wenig, wie sonst nach dem Himmel. Man verläuft sich darin, geht

darin spazieren und geht sich bald sehr müde. Es wird Gottesdienst darin gehalten und gesungen; man merkt es aber erst, wenn man in die Nähe kommt. Die Taufengel sind ungeschlachte Riesen; die Tauben colossale Raubvögel; man verliert alle Idee von Augenmaß und Verhältniß; und doch wird Einem jedesmal das Herz weit, wenn man unter der Kuppel steht und bis hinauf in einem Blicke sieht. Nun ist heut im Schiff ein ungeheurer Katafalk aufgerichtet, der etwa diese Form hat*. In der Mitte unter den Säulen steht der Sarg; geschmacklos ist das Ding, und doch macht es einen tollen Effect. Das obere Rund ist nämlich dicht mit Lichtern besetzt; eben so die Verzierungen darauf; das untere Rund ebenfalls, und über dem Sarg hängt eine brennende Ampel; unter den Statuen brennen unzählige Lichter; dazu ist das Ganze über 100 Fuß hoch und steht Einem gerade entgegen, wenn man hineintritt. Nun ziehen die Ehrengarde und die Schweizer im Viereck umher; in jede Ecke setzt sich ein Cardinal in tiefer Trauer mit seinen Dienern, die große brennende Fackeln halten, und dann fängt der Gesang an mit den Responsorien, so einfach und einförmig, wie Ihr ihn kennt. Es ist das einzige Mal, daß mitten in der Kirche gesungen wird, und macht eine wunderbare Wirkung. Schon blos, wenn man unter den Sängern steht (ich darf das) und sie sieht, hat man einen prächtigen Eindruck. Denn da stehen sie alle um ihr colossales Buch, aus dem sie singen, und das Buch ist wieder mit einer colossalen Fackel erleuchtet, die davor brennt; und wie sie sich alle in ihrem Ornat drängen, um gut zu sehen und zu singen, und Baini mit seinem Mönchsgesicht, der den Takt mit der Hand schlägt und dann und wann einmal gewaltig dazwischen brüllt; — dann alle die verschiedenen italienischen Gesichter zu beobachten: es ist eine Freude. Und wie man denn hier nur immer von einem Genuß zum andern zu eilen hat, so ist es auch in ihren Kirchen, namentlich in St. Peter, wo ein paar Schritte gleich die ganze Scene verändern. Ich ging an's äußerste Ende, und da war ein wunderbarer Anblick. Durch die gewundenen Säulen des Hochaltars, der bekanntlich so hoch wie das Berliner Schloß ist, und über den Raum der Kuppel hinweg sah man, perspectivisch verkleinert, den ganzen

* Hier folgt im Briefe eine kleine Zeichnung des Katafalks.

Katafalk mit seinen Lichtreihen und die vielen kleinen Menschen, die sich herumdrängten. Fängt nun die Musik an, so kommen die Töne viel später bis dahin, verhallen und verwischen sich im unermeßlichen Raum, sodaß man die seltsamsten, unbestimmten Harmonien vernimmt. Ändert man nun wieder die Stellung und stellt sich vorn an den Katafalk hin, so hat man hinter der Glut der vielen Lichter und der glänzenden Pracht gleich die dämmrige Kuppel voll blauem Duft, und das ist gar erst unbeschreiblich. — Es ist eben Rom!

Der Brief ist lang geworden: ich will ihn schließen; er wird gerade zu Weihnachten ankommen. Ein fröhliches Fest denn Euch Allen! Ich schicke aber auch Geschenke; die gehen übermorgen ab und kommen zum Jahrestage der silbernen Hochzeit an; es sind da viel frohe Feiertage dicht zusammen, und ich weiß nun nicht recht, ob ich mich heut zu Euch hindenken soll und Dir, lieber Vater, Glück wünschen, oder ob ich mit dem Briefe denke und zu Weihnachten ankomme und von Mutter nicht durch die Aufbau-Stube gelassen werde. Beim Denken muß es nun bleiben. Lebt aber alle wohl und seid glücklich.

Felix.

So eben erhalte ich Euren Brief, der mir die Nachricht von Goethe's Krankheit bringt. Wie mir persönlich dabei zu Muthe geworden, ist nicht zu sagen. Mir klangen den ganzen Abend seine letzten Worte: „Wir wollen sehn, uns bis zu Ihrer Rückkehr aufrecht zu erhalten" fortwährend in den Ohren und ließen keine andern Gedanken aufkommen; und wenn er fort ist, so bekömmt Deutschland für die Künstler eine andere Gestalt. Ich habe nie an's Land Deutschland gedacht, ohne mich von Herzen zu freuen und stolz darauf zu sein, daß Goethe darin lebe, und das Nachwachsende sieht meist so schwach und kränklich aus, daß Einem bang um's Herz wird. Er ist der letzte und schließt eine heitere, glückliche Zeit vor uns zu! Das Jahr endigt furchtbar ernst. —

An den Professor Zelter in Berlin.

Rom, den 18. December 1830.

Lieber Herr Professor!

Möge Ihnen der Brief zugleich für Ihren Geburtstag, für Weihnachten und für das neue Jahr ein fröhliches Fest wünschen. Sie wissen, wie meine Gedanken immer bei Ihnen sind, um Ihre Heiterkeit und Ihr Glück zu hoffen, und so lassen Sie mich denn diesmal nichts weiter sagen; am Ende eines so bewegten ernsthaften Jahres, in so unruhiger veränderlicher Zeit, ist es fast ängstlich einen Brief zu schreiben, der erst nach einigen Wochen ankommt, wo sich Vieles wieder verwandelt haben kann. Da schicke ich Ihnen denn etwas Musik, die bleibt doch still stehen, bis sie ankommt, und bitte Sie, sie freundlich aufzunehmen. Es ist ein Choral, den ich in Venedig componirt habe. Gern hätte ich Ihnen etwas Anderes von meinen neuen Sachen geschickt, weil viel bessere darunter sind; indessen hätten sie alle mehr Platz eingenommen, und ich hatte mir vorgesetzt, mich auf zwei Bogen zu beschränken. Auch sagten Sie mir einmal, es sei Ihnen sowohl für sich, als für die Akademie unangenehm, daß gar nichts Vierstimmiges componirt würde, sondern Alles gleich zweichörig oder achtstimmig; und da dies Stück ungefähr die Form hat, die Sie mir damals angaben, und in so fern vielleicht mit Ihren Wünschen übereinstimmt, so habe ich es Ihnen denn abgeschrieben. Halten Sie es für werth, auf der Akademie gesungen zu werden, so wäre mir das natürlich die größte Freude. Auf jeden Fall aber bitte ich Sie, mir ja recht ausführlich darüber zu schreiben, und mir, da ich die Partitur hier habe, die Stellen und Tacte anzugeben, die Ihnen recht sind; namentlich sind einige Punkte, über die ich ziemlich ungewiß bin, und die ich geändert haben würde, wenn sich mir hier nicht neue Arbeiten gehäuft hätten, und wenn es mit einem Versuch gethan gewesen wäre: das sind manche Stellen in den Chorälen, wo die Stimmen unruhig durcheinander gehen und absetzen; sie werden Ihnen wohl auffallen, und es wäre schön, wenn Sie mir eine Veränderung

dafür angeben könnten. Auch möchte ich wissen, ob es Ihnen störend erscheint, daß ich beim Fugenthema die erste Note des Chorals verlängert habe? Ich that es, weil ich erstlich gewohnt war, die Melodie so zu hören, und dann namentlich, weil sich's breiter macht und mehr wie ein Thema, als wenn lauter Viertelnoten von gleicher Geltung darin sind. Endlich werden Sie in der Stimmenführung manches Unpolirte finden; es kommt aber auch von obigem Grunde her, daß ich es nicht sehr oft habe durchsehen können, und dann weil niemand hier ist, dem ich es zeigen konnte; so zeige ich es Ihnen also, und dann ist's schon gut. Fertig sind außerdem ein Ave Maria und ein Lutherischer Choral für 8 Stimmen a capella, ein Psalm „Non nobis, Domine“ und ein deutscher Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ für Chor und Orchester und endlich eine Ouvertüre für's Orchester. Sie schienen mir in Ihrem vorigen Briefe zu fürchten, ich möchte, durch Vorliebe für irgend einen der großen Meister geleitet, mich viel an Kirchenmusik machen, um mich einer Nachahmung hinzugeben. Das ist aber wohl bestimmt nicht der Fall; denn nirgends, glaub' ich, entwächst man dem bloßen Glauben an Namen mehr, als hier, wie man denn auch dafür nirgends mehr Achtung und Ehrfurcht für das Geleistete fühlt. — Was wir können und verehren, ist hier fremd und unbekannt; man sieht fast ein, daß es so sein müsse, und dann stehen wieder unvergängliche, ewige Denkmale vor Einem, die nach Jahrhunderten von neuem an's Licht treten, ohne daß man den Namen des Künstlers wissen könnte; da gilt denn nur das, was im tiefsten Ernst aus der innersten Seele geflossen ist; und wenn auch die Ästhetiker und Kunstgelehrten sich quälen, von außen hinein beweisen zu wollen, warum dies schön, und das weniger schön sei, durch Epochen, Stil und wie alle ihre Schubfächer heißen mögen: so ist nur jenes, glaub' ich, der einzige unveränderliche Maßstab für Bauwerke, Malerei, Musik und Alles. Wenn nicht der Gegenstand allein das Werk hervorgerufen hat, so wird es nie „Herz zu Herzen schaffen“, und da ist dann Nachahmung gleich das Äußerlichste, dem Gedanken Fremdeste. Freilich kann mir Niemand verbieten, mich dessen zu erfreuen und an dem weiter zu arbeiten, was mir die großen Meister hinterlassen haben, denn von vorne soll wohl nicht jeder wieder anfangen; aber es soll auch ein Weiter-

arbeiten nach Kräften sein, nicht ein todtes Wiederholen des schon Vorhandenen; und wie denn jedes Eigenthümliche, Aufrichtige seinen Platz einmal einnehmen muß, wenn auch in spätester Zeit, das kann man nirgends herrlicher sehen, als in Rom, und das ist auch der Faden, an dem ich durch alles Gewirre der reichen Museen, Gallerien und aller Schönheiten, mich immer festhalte. Dasselbe bestätigt mir alles Neue, was ich jeden Tag sehe (denn ich fahre immer noch fort, täglich einen neuen Gegenstand kennen zu lernen); so weiß ich gleichsam schon vorher, welchen Eindruck ich zu erwarten habe, und da ist denn das Eintreffen und dennoch die Überraschung ein glückliches Gefühl. —

Die Cardinäle sind nun im Conclave, alle Ceremonien sind nun vorüber, ich habe täglich die päpstliche Kapelle gehört; da ist es mir nun recht wieder auf's Herz gefallen, wie sonderbar es hier mit Allem geht; sie sangen nicht besonders, die Compositionen taugten nichts, andächtig waren die Leute auch nicht, und das Ganze that doch eine göttliche Wirkung. Das kam blos davon her, weil sie sich in das Schiff von St. Peter stellen und da singen; nun hallen die Töne in allen Ecken und in der Höhe wieder, vermengen sich, verklingen, und die wunderbarste Musik entsteht, ein Accord schlingt sich in den andern, und woran kein Musiker zu denken wagt, das bringt die Peterskirche zu Stande. Es geht damit aber wieder, wie es in allen Dingen hier ist: sie mögen thun, was sie wollen, die schlechtesten Häuser bauen, die geschmacklosesten Gärten anlegen, mittelmäßige Musiken aufführen, so ist Natur und Vorzeit so reich, daß Alles schön und bewundernswerth wird; auf die beiden stützt sich dann aber auch Alles, und wenn man sich nicht die nöthige Gegenwart selbst mitbringen kann, so fehlt es freilich an allen Ecken. Wenn ich die jungen Musiker hier umhersteigen sehe und klagen, für Musik sei doch eigentlich nichts hier zu holen, und sie hätten sich ganz andere Vorstellungen gemacht, und wie ihre Litanei dann weiter geht: so möchte ich sie immer mit der Nase auf ein Säulencapitäl stoßen, denn da steckt die Musik drin. Was mache ich mir denn draus, daß hier im Orchester der jämmerliche Fagottist pustet, daß die Italiener weder an Malerei, noch an Musik, noch sonst die rechte Freude haben? Ich freue mich ganz genugsam daran

allein, und es ist mehr Göttliches hier, als man in einem Leben fassen kann. Darum thut mir denn die schlechte Musik wenig zu Leide; aber es muß gesagt sein, daß sie schlecht ist, der Wahrheit zu Ehren. So geht es denn in allen möglichen Beschäftigungen leise über den Winter hinweg; denn heute habe ich noch die Orangen im Freien an der Sonne hängen sehen. Und da ich vom ernsten Römerleben gesprochen habe, so darf ich auch nicht verschweigen, daß ich vorgestern auf einem großen Balle war und mehr und mit größerem Vergnügen getanzt habe, als je sonst in meinem Leben.

So genieße ich die schönste Mischung von Lust und Ernst, wie sie nur Rom geben kann. Nun grüßen Sie mir alle die Ihrigen tausendmal und leben Sie wohl und glücklich, wie ich es hoffe.

Ihr treuer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 20. December 1830.

Nun habe ich Euch im vorigen Briefe vom ernsthaften Römerleben gesprochen; da ich aber in meinen Briefen gern schreiben will, wie ich lebe, so muß ich diesmal vom lustigen Leben erzählen; denn das hat diese Woche vorgeherrscht. Heut ist der wärmste Sonnenschein, blauer Himmel, klare Luft, und an solchen Tagen habe ich meine eigene Lebensart, bin fleißig bis Elf, und von da an bis zur Dunkelheit thue ich nichts, als Luft athmen. Gestern war seit mehreren Tagen wieder zum erstenmal ganz heiteres Wetter; nachdem ich denn also des Morgens ein Stück am „Salomon“ gearbeitet hatte, ging ich auf den Monte Pincio und spazierte da den ganzen Tag auf und ab. Es ist ein unglaublicher Eindruck, den diese Luft, diese Heiterkeit macht; und als ich heut aufstand und wieder den klaren Sonnenschein sah, so freute ich mich auf das Nichtsthun, das heut ebenso wieder anfangen soll. Da geht denn die ganze Welt

hin und her und genießt des Frühlings im December. Man trifft alle Augenblicke Bekannte, schlendert mit ihnen ein Stück, verläßt sie, bleibt allein und kann gut träumen. Von den schönsten Gesichtern wimmelt es; — wie die Sonne rückt, so verändert sich die ganze Landschaft und alle Farben; — kommt das Ave Maria, so geht es in die Kirche von Trinità de' Monti; da singen die französischen Nonnen, und es ist wunderlieblich. Ich werde, bei Gott, ganz tolerant und höre schlechte Musik mit Erbauung an, aber was ist zu thun? die Composition ist lächerlich; das Orgelspiel noch toller; aber nun ist's Dämmerung, und die ganze, kleine, bunte Kirche voll knieender Menschen, die von der untersinkenden Sonne beschienen werden, sobald die Thüre einmal aufgeht; die beiden singenden Nonnen haben die süßesten Stimmen von der Welt, ordentlich rührend zart; und namentlich wenn die eine mit ihrem sanften Tone das Responsorium singt, was man gewohnt ist von den Priestern so rauh und streng und einförmig zu hören, da wird Einem ganz wunderlich. Nun weiß man noch dazu, daß man die Sängerinnen nicht zu sehen bekommen darf; — da habe ich denn einen sonderbaren Entschluß gefaßt; ich componire ihnen etwas für ihre Stimmen, die ich mir recht genau gemerkt habe, und schicke es ihnen zu, wozu mir mehrere Wege zu Gebote stehen. Singen werden sie es dann, das weiß ich; und das wird nun hübsch sein, wenn ich mein Stück von Leuten, die ich nie gesehen habe, anhören werde, und wenn sie es wieder dem barbaro Tedesco, den sie auch nicht kennen, vorsingen müssen. — Ich freue mich sehr darauf; der Text ist lateinisch, ein Gebet an die Maria. Gefällt Euch nicht die Idee?* Nach der Kirche geht es wieder auf den Berg spazieren, bis es dunkel ist. Da spielen denn Mme. Vernet und ihre Tochter, auch die hübsche Mme. V., für deren Bekanntschaft ich Rösel sehr dankbar bin, große Rollen unter uns Deutschen, die wir in Gruppen stehen oder nachfolgen oder nebenher gehen. Den Hintergrund machen bleiche Maler mit gräßlichen Bärten; sie rauchen Tabak auf dem Monte Pincio, pfeifen ihren Hunden und genießen auf ihre Weise den Sonnenuntergang. Da ich heut doch einmal frivol bin, so muß ich Euch, liebe Schwestern, ausführlich berichten,

* Das Stück ist später als Opus 39 erschienen.

daß ich neulich auf einem großen Balle war und mit einer Lust getanzt habe, wie sonst noch nie. Ich hatte dem maître de danse (denn hier muß so einer in der Mitte stehen und Alles ordnen) ein gutes Wort gegeben, und so ließ der Mann den Galopp über eine halbe Stunde dauern. Da war ich denn in meinem Element und mir sehr genau bewußt, daß ich im Palazzo Albani in Rom jetzt tanzte, und noch dazu mit dem schönsten Mädchen in Rom nach dem Urtheil competenter Richter (Thorwaldsen, Vernet u. a.). Wie ich deren Bekanntschaft gemacht habe, ist wieder eine römische Geschichte. Ich stand bei Torlonia auf dem ersten Balle, keine Dame kennend, also nicht tanzend, und sah mir die Leute an. Auf einmal klopft mich Einer auf die Schulter: „Sie bewundern also auch die schöne Engländerin? Ich bin ganz erstaunt." Das war der Herr Etatsrath Thorwaldsen, der in der Thür stand und sich gar nicht satt sehen konnte. Kaum hatte er aber dies gesagt, so erschallt hinter uns ein Schwall von Worten: „Mais où est-elle donc, cette petite Anglaise? ma femme m'a envoyé pour la regarder, per Bacco"; und daß der kleine dünne Franzose mit dem grauen struppigen Haar und dem Bande der Ehrenlegion Horace Vernet sein mußte, war wohl klar. Nun unterhielt der sich mit Thorwaldsen ganz ernsthaft und gelehrt von dieser Schönheit, und mich freute es in der Seele von solch einem jungen Mädchen, wie die beiden alten Meister dastanden und bewundern mußten, während sie ganz unbefangen tanzte. Dann ließen sie sich den Eltern vorstellen; ich fiel also sehr weg und konnte nicht mitreden. Ein paar Tage darauf war ich aber bei meinen Bekannten aus Venedig von Attwoods her, weil sie mich, wie sie sagten, einigen ihrer Freunde vorstellen wollten; das waren nun die Freunde, und da war Euer Sohn und Bruder vergnügt.

Mein Clavierspielen verschafft mir hier eine besondere Freude. Ihr wißt, wie Thorwaldsen die Musik liebt, und da spiele ich ihm des Morgens zuweilen vor, während er arbeitet. Er hat ein recht gutes Instrument bei sich stehen, und wenn ich mir dazu den alten Herrn ansehe, wie er an seinem braunen Thon knetet und den Arm oder ein Gewand so fein ausglättet, — kurz, wenn er das schafft, was wir alle nachher als fertig und dauernd bewundern müssen, so freut's mich sehr, daß ich ihm

ein Vergnügen bereiten kann. Übrigens bin ich bei alledem doch hinter der Arbeit her. Die „Hebriden" sind endlich fertig und ein sonderbares Ding geworden. Das Nonnenstück habe ich im Kopfe; zum Weihnachten denke ich mir den Luther'schen Choral zu componiren; denn diesmal werde ich ihn mir allein machen müssen. Das ist denn freilich ernsthafter, wie auch der Jahrestag der silbernen Hochzeit, wo ich mir viel Lichter anstecken, das Liederspiel vorsingen und meinen englischen Tactstock dazu angucken werde. Nach Neujahr will ich mich wieder an die Instrumentalmusik machen, Mehreres für's Clavier schreiben und vielleicht noch eine oder die andere Symphonie; denn mir spuken zwei im Kopfe herum. — Einen prächtigen Punkt habe ich kennen gelernt: das Grab der Caecilia Metella. Die Sabinerberge hatten Schnee, — himmlischer Sonnenschein war, — das Albanergebirge lag vor Einem, wie eine Erscheinung im Traum. Fernen giebt's hier in Italien gar nicht, sondern alle Häuser auf den Bergen lassen sich zählen mit ihren Fenstern und Dächern. So habe ich mich denn an der Luft satt gesogen, und morgen wird wohl wieder das ernste Leben angehen müssen; denn der Himmel ist bezogen, und es regnet scharf. Welch ein Frühling wird das aber werden!

Den 21sten. Der kürzeste Tag ist trübe, wie es vorauszusehen war; heut muß also an Fugen, Choräle, Bälle und dergleichen gedacht werden. Ein paar Worte will ich aber noch von der „Aurora" von Guido sagen, die ich sehr oft besuche, und die ein Bild zum Wändeeinrennen ist; denn solch eine Eile, solch ein Vordringen, daß Alles klirrt und schallt, hat kein Mensch sich je gedacht. Die Maler behaupten, es sei von zwei Seiten beleuchtet; meinethalben sollen sie ihre Bilder von dreien her beleuchten, wenn es hilft; aber es liegt anderswo! — Liebe Rebecka, ich kann hier kein ordentlich Lied machen; wer soll es mir singen? Aber eine große Fuge mache ich: „Wir glauben all'" und singe selbst dazu, daß mein Hauptmann erschreckt die Treppe herunterkommt, hereinsieht und frägt, ob mir was fehle. Ich antworte dann: ein Contrathema. Was fehlt mir aber nicht alles! Und was hab' ich nicht alles! So geht nun das Leben weiter.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 28. December 1830.

Rom im Regenwetter ist das Fatalste, Unbehaglichste, was es geben kann. Wir haben nun seit mehreren Tagen fortwährend Sturm, Kälte und Ströme vom Himmel, und ich begreife kaum, wie ich vor acht Tagen einen Brief voll Spaziergängen, Orangenbäumen und allem Schönen schreiben konnte; in solchem Wetter wird Alles häßlich. Dennoch muß ich aber davon erzählen; denn sonst hätte der vorige Brief kein Gegenstück, und das bleibt einmal nicht aus. Wenn man in Deutschland von Wintertagen, wie die heitern, keinen Begriff hat, kann man sich auch von einem nassen Wintertage keine Vorstellung machen; Alles ist auf's schöne Wetter eingerichtet, und so erträgt man das schlechte, wie eine Landplage, und wartet auf bessere Zeit. Schutz giebt es nirgends; in meinem Zimmer, das sonst eines der behaglichsten ist, läuft das Wasser reichlich durch die Fenster, die nun einmal nicht schließen; der Wind pfeift durch die Thüren, die nun einmal nicht zugehen; der steinerne Fußboden kältet trotz aller doppelten Decken, und von dem Kaminfeuer wird der Rauch in die Stube getrieben, da das Feuer nicht brennen will: die Fremden frieren sämmtlich, wie Schneider. Das ist aber noch golden gegen die Straßen, und ich betrachte es als ein Unglück, wenn ich ausgehen muß. Bekanntlich ist Rom auf sieben großen Hügeln gebaut; es sind aber noch eine Menge kleinerer da, und alle Straßen gehen abschüssig; da strömt Einem das Wasser mit Macht entgegen; erhöhte Fußsteige oder Trottoirs nirgends; von der spanischen Treppe fluthet's, wie von der großen Wasserkunst in Wilhelmshöhe; die Tiber ist ausgetreten und überschwemmt die nächsten Straßen; das ist das Wasser von unten. — Von oben kommt es in Regengüssen, aber das ist das Wenigste. Die Häuser haben keine Dachrinnen, sondern die verlängerten Dächer gehen abschüssig herab, sind aber von verschiedener Länge und gießen von beiden Seiten der Straßen mit Wuth herunter, so daß man, man gehe, wo es sei, nahe an den Häusern oder in der Mitte, von einem Palast oder einer Barbierstube begossen wird; und ehe man es sich

versieht, steht man unter einer solchen Traufe, wo das Wasser auf den Schirm knallend fällt, hat einen Strom vor sich, der sich nicht überspringen läßt und muß denselben Weg umkehren. Das ist das Wasser von oben. Nun fahren die Wagen noch dicht an den Häusern in der größten Schnelligkeit, so daß man sich in die Thüren stellen muß, bis sie vorbei sind; die bespritzen dann noch Menschen, Häuser, einander selbst; und begegnen sich gar zwei, so daß bei den engen Straßen der eine in den Rinnstein, der nun ein Strom ist, fahren muß, so ist das Unglück groß. Ich sah neulich, wie ein Abbate mit seinem Regenschirm einem Bauer seinen breiten Hut in der Eile vom Kopfe riß, und der Hut fiel mit der offenen Seite unter solch eine Traufe; der Bauer kehrte sich nach der falschen Seite, um ihn zu suchen, und als er ihn fand, war der Kopf schon ganz mit Wasser gefüllt. Scusi, sagte der Abbate, — Padrone, antwortete der Bauer. Dazu halten die Fiaker nur bis Fünf, und wenn man also in Gesellschaft ist, so kostet's einen Scudo; fiat justitia et pereat mundus. Rom im Regenwetter ist unglaublich unbehaglich.

Aus einem Schreiben von Devrient ersehe ich, daß mein Brief an ihn, den ich selbst in Venedig auf die Post am 17. October trug, am 19. November noch nicht angekommen war. Ebenso scheint ein anderer Brief, den ich an demselben Tage nach München schickte, nicht eingetroffen; beide Briefe enthielten Noten, und darin liegt der Grund. Man hat mir nämlich damals in Venedig alle meine Manuscripte auf der Douane weggenommen, als man in der Nacht kurz vor Abgang der Post meine Sachen visitirte, und ich habe sie erst hier nach vielem Ärger und Hin- und Herschreiben sämmtlich wieder erhalten. Man versicherte mir hier allgemein, der Grund sei, weil man eine geheime Chiffercorrespondenz in den Noten vermuthete. — Ich konnte eine solche jämmerliche Dummheit nicht glauben; da aber gerade die beiden Briefe mit Musik aus Venedig auch nicht angekommen sind, und zwar nur diese, so ist es klar genug. Ich werde mich hier beim österreichischen Gesandten deshalb beklagen, es wird mir aber gar nichts helfen, und die Briefe, um die es mir sehr leid thut, sind verloren. Und so lebt mir wohl.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 17. Januar 1831.

Wir haben seit einer Woche das mildeste, herrlichste Frühlingswetter; die jungen Mädchen tragen Veilchen- und Anemonensträuße, die sie sich Morgens in der Villa Pamfili selbst gepflückt haben; die Straße und der Platz wimmeln von buntgekleideten Spaziergängern; das Ave Maria ist schon um 20 Minuten vorgerückt, — wo ist aber der Winter geblieben? Das hat mich in den vorigen Tagen wieder an die Arbeit erinnert, an die ich mich nun ernstlich machen will, da mich wirklich das lustige Gesellschaftsleben der vorigen Wochen etwas herausgerissen hatte. Denn obwohl ich mit der Einrichtung von „Salomon" und mit meinem Weihnachtsliede, das aus fünf Nummern besteht, schon fast fertig bin, so habe ich doch noch namentlich die beiden Symphonien, die sich mir immer lebendiger gestalten, und die ich gar zu gern hier beendigen möchte. Hoffentlich werde ich dazu auch in der Fastenzeit, wo die Gesellschaften aufhören (ich meine besonders die Bälle), wo der Frühling anfängt, Zeit und Lust genug haben, und dann ist doch wieder ein ziemlicher Vorrath von neuen Sachen da. An eine Aufführung hier ist nicht zu denken. Die Orchester sind schlechter, als man es glauben sollte; es fehlt recht eigentlich an Musikern und am rechten Sinn. Die paar Geiger greifen jeder auf seine Art, setzen jeder verschieden ein und an; die Blaseinstrumente stimmen zu hoch oder zu tief, verzieren ihre Mittelstimmen, wie wir auf den Höfen zu hören gewohnt sind, und kaum so gut; das Ganze bildet eine wahre Katzenmusik, und das sind Compositionen, die sie kennen. Es ist also die Frage, ob Einer das von Grund aus reformiren, andere Leute in's Orchester bringen, die Musiker den Tact lehren, sie von vorne an bilden wolle und könne, und dann ist's kein Zweifel, daß die Leute auch Vergnügen daran haben würden. So lange das aber nicht geschieht, wird es nicht besser, und es ist Allen so gleichgültig, daß keine Aussicht dazu da ist. Ich habe ein Flötensolo gehört, wo die Flöte weit über einen Viertelton zu hoch stand; es machte mir Zahnschmerzen, aber keiner bemerkte es, und als am Ende

ein Triller kam, so applaudirten sie mechanisch. Und wäre es im Gesang nur eigentlich besser! Die großen Sänger haben das Land verlassen: Lablache, David, die Lalande, Pisaroni u. s. f. singen in Paris, und nun copiren die kleinen ihre hohen Momente und machen eine unausstehliche Karikatur daraus. Wir mögen etwas Falsches oder Unmögliches durchsetzen wollen, — etwas Anderes ist und bleibt es, und wie mir ein Cicisbeo in alle Ewigkeit etwas Gemeines und Niedriges sein wird, so auch die italienische Musik. Ich mag zu schwerfällig sein, um beide zu verstehen; es ist mir aber nicht darum zu thun, und als neulich in der Filarmonica nach allen Pacini und Bellini der Cavaliere Ricci mich bat, ihm Non più andrai zu begleiten, und als die ersten Noten anfingen und so innerlichst verschieden und himmelweit entfernt von allem Anderen waren, da wurde mir die Sache klar, und es wird sich nicht ausgleichen, so lange es hier blauen Himmel und solch lieblichen Winter giebt, wie diesen. Können die Schweizer doch auch keine schönen Landschaften machen, eben weil sie die den ganzen Tag vor Augen haben. „Les Allemands traitent la musique comme une affaire d'état“, sagt Spontini, und das Omen nehme ich an. Neulich sprachen mehrere Musiker hier von ihren Componisten, und ich hörte still zu. Da citirte einer auch den ****, aber die anderen fielen in die Rede und sagten, der sei nicht für einen Italiener zu rechnen; denn die deutsche Schule klebe ihm immerfort an, und er habe sie nie recht los werden können; daher sei er auch niemals einheimisch in Italien gewesen. Wir Deutschen sagen nun das Umgekehrte von ihm, und es muß fatal sein, sich so entre deux ohne Vaterland zu finden. Was mich betrifft, so bleibe ich bei der Fahne; die ist ehrenvoll genug.

Vorgestern Abend wurde ein Theater, das Torlonia unternommen und eingerichtet hat, mit einer neuen Oper von Pacini eröffnet. Das Gedränge war groß; in allen Logen die schönsten geputzten Leute; der junge Torlonia erschien in der Loge am Proscenium und wurde sammt seiner alten Herzogin Mutter sehr applaudirt. Man rief: Bravo Torlonia, grazie, grazie. Ihm gegenüber Jérôme mit seinem Hofstaat und vielen Orden; in der Nebenloge eine Gräfin Samoilow u. s. w. Über dem Orchester ist ein Bild der Zeit, die mit ihrem Finger

auf ein Zifferblatt deutet, welches langsam von der Stelle rückt und Einen melancholisch machen könnte. Nun erschien Pacini am Clavier und wurde empfangen. Eine Ouvertüre hatte er nicht gemacht; die Oper begann mit einem Chor, zu welchem ein gestimmter Ambos im Tact geschlagen wurde. Der Corsar erschien, sang seine Arie und wurde applaudirt, worauf der Corsar oben und der Maestro unten sich vereinigten (der Seeräuber singt übrigens Contra-Alt und heißt Mme. Mariani). Dann kamen noch viele Stücke, und die Sache wurde langweilig. Das fand das Publikum auch, und als Pacini's großes Finale anfing, stand das Parterre auf, fing an sich laut zu unterhalten, zu lachen und drehte der Bühne den Rücken zu. Mme. Samoilow fiel in ihrer Loge in Ohnmacht und mußte herausgetragen werden. Pacini entwischte vom Clavier, und der Vorhang fiel am Ende des Akts unter vielem Tumult. — Nun kam das große Ballet Barbe-bleue, dann der letzte Akt der Oper. Da sie einmal im Zuge waren, pfiffen sie das ganze Ballet von vorn herein aus und begleiteten den zweiten Akt der Oper ebenfalls mit Zischen und Gelächter. Am Schlusse wurde Torlonia gerufen, der aber nicht kam. Das ist die trockene Erzählung einer ersten Vorstellung und Theatereröffnung in Rom. Ich hatte es mir, wer weiß wie lustig, gedacht und kam verstimmt heraus. Hätte die Musik Furore gemacht, so hätte mich's geärgert, denn sie ist unter aller Kritik jämmerlich. Aber daß sie nun ihrem Liebling Pacini, den sie auf dem Capitol kränzen wollten, auf einmal den Rücken drehn, die Melodien nachäffen und sie karikirt nachsingen, das ärgert mich auch wieder, und es beweist, wie tief ein solcher Musiker in der allgemeinen Meinung steht. Ein anderes Mal tragen sie ihn auf den Schultern nach Hause, — das ist kein Ersatz. Sie würden es in Frankreich mit Boieldieu nicht so machen, — abgesehen vom Kunstsinn, blos aus Anstandsgefühl. Aber genug davon; es ist verdrießlich. Warum soll auch Italien heut zu Tage mit Gewalt ein Land der Kunst sein, während es das Land der Natur ist und dadurch Alles beglückt! Die Spaziergänge des Monte Pincio habe ich Euch beschrieben. Sie dauern täglich noch fort. Neulich war ich mit Vollards auf Ponte Nomentano. Das ist eine einsame, verfallene Brücke in der weitlinigen grünen Campagna. Manche Ruinen aus den Römerzeiten, manche Wartthürme aus dem

Mittelalter stehen da auf den langen Wiesenreihen umher. Am Horizont erheben sich dann alle die Berge, jetzt theils mit glänzendem Schnee bedeckt, von den Wolkenschatten in ihrer Farbe und Gestalt phantastisch verändert, und die himmlisch luftige Erscheinung des Albanergebirges, das wie ein Chamäleon sich während des Blickes verwandelt, — wo man auf Meilenweite die kleinen weißen Capellchen auf dem dunkelschwarzen Berggrunde schimmern sieht, bis zum Passionistenkloster auf dem Gipfel, und wo man verfolgen kann, wie dort der Weg sich durch Gebüsch windet, dort der Weg zum Albanersee abfällt, dort eine Eremitenwohnung aus den Bäumen hervorguckt: — es ist so weit wie Potsdam von Berlin, sage ich als guter Berliner, aber es ist wie ein sehr liebliches Traumbild, sage ich im Ernst. Da steckt die Musik darin; da tönt's und klingt's von allen Seiten, nicht in den leeren, abgeschmackten Schauspielhäusern. Nun gingen wir so hin und her und jagten uns auf der Campagna und kletterten über die Gehege; und nach Sonnenuntergang fuhren wir nach Hause; da fühlt man sich so ermüdet und so mit sich selbst zufrieden und wohl, als hätte man sehr viel gethan. Und das hat man denn auch, wenn man es recht empfunden hat! Ich habe mich wieder sehr an's Zeichnen gemacht und fange sogar an zu tuschen, weil ich mir gern einmal so ein paar Farbenspiele möchte zurückrufen können, und man auch immer besser sieht, je mehr man geübt ist. Eine große, sehr große Freude, die ich neulich hatte, muß ich Dir, liebe Mutter, erzählen, weil Du Dich mitfreuen wirst. Ich war vorgestern zum ersten Male in kleinerer Gesellschaft bei Horace Vernet und mußte da spielen. Nun hatte er mir vorher erzählt, wie „Don Juan" seine einzige wahre Lieblingsmusik sei, namentlich das Duell und der Comthur am Ende; und wie mir das nun in seine Seele hinein sehr gefiel, so gerieth ich, indem ich zum „Concertstück" von Weber präludiren wollte, unvermerkt tiefer in's Phantasiren, — dachte, ich würde ihm einen Gefallen thun, wenn ich auf diese Thema's käme, und arbeitete sie ein Weilchen wild durch. Es machte ihm eine Freude, wie ich nicht bald Jemand von meiner Musik erfreut gesehen habe, und wir wurden gleich genauer bekannt mit einander. Nachher kam er auf einmal und sagte mir in's Ohr, wir müßten einen Tausch machen, — er könne auch improvisiren. Und als ich,

wie natürlich, sehr neugierig war, so meinte er, das sei ein Geheimniß. Er ist aber wie ein kleines Kind, und hielt es nicht eine Viertelstunde aus. Da kam er wieder und nahm mich in die andere Stube und fragte, ob ich Zeit zu verlieren hätte: er habe eine Leinewand ganz fertig aufgespannt und bereitet, da wolle er mein Bild darauf malen, und das solle ich zum Andenken an heute behalten, zusammen rollen und an Euch schicken oder mitnehmen, wie ich wollte. Er müsse sich zwar zusammen nehmen mit seiner Improvisation, aber er wolle es schon machen. Ich sagte sehr „Ja" und kann Euch nicht beschreiben, was für ein Vergnügen mir es machte, daß er wirklich so viel Freude und Lust an meinem Spiel gehabt hatte. Es war überhaupt ein vergnügter Abend. Als ich den Hügel hinaufkam, war Alles so ruhig, still, und in der großen dunklen Villa* nur ein Fenster hell erleuchtet; und da klang Musik in einzelnen Accorden herunter, und der Klang nahm sich in der dunklen Nacht an der Fontaine gar zu süß aus. Im Vorzimmer exercirten zwei junge Akademiker; ein dritter machte den Lieutenant und commandirte tüchtig. In der andern Stube saß mein Freund Montfort, der den musikalischen Preis im Conservatorium gewonnen hat, am Clavier, und die Andern standen umher und sangen einen Chor. Es ging aber sehr schlecht. Sie forderten noch Einen auf, und da der sagte, er könne nicht singen, so meinte der andere: Qu'est-ce que ça fait, c'est toujours une voix de plus. Ich half denn auch nach Kräften mit, und so amüsirten wir uns ganz gut. Später wurde getanzt, und da hättet Ihr einmal sehen sollen, wie Louise Vernet mit dem Vater die Saltarella tanzte. Als sie nun gar einen Augenblick aufhören mußte und gleich das große Tambourin nahm und darauf los schlug und uns, die wir die Hände nicht mehr rühren konnten, ablöste, da hätt' ich ein Maler sein mögen, — dann hätte es ein prächtiges Bild gegeben! Ihre Mutter ist die freundlichste Frau von der Welt, und der Großvater Carle Vernet (der die hübschen Pferde malt) tanzte den Abend einen Contretanz mit so viel Leichtigkeit, machte so viele Entrechats und variirte seine Pas so gut, daß nur eines Schade war, daß er nämlich 72 Jahre alt ist. — Er reitet jeden Tag zwei Pferde müde, malt und zeichnet dann ein

* Vernet wohnte in der Villa Medici.

wenig, und Abends muß er in Gesellschaft sein! Nächstens muß ich Euch meine Bekanntschaft mit Robert erzählen, der jetzt ein ganz herrliches Bild, „die Ernte", fertig gemalt hat, und muß von den Besuchen berichten, die ich mit Bunsen neulich bei Cornelius, Koch, Overbeck ꝛc. in ihren Ateliers gemacht. Es giebt alle Hände voll zu thun und zu sehen; leider will die Zeit durchaus nicht elastisch sein, soviel ich daran zerren mag. Und nun habe ich von Raphael's Kinderportrait und von Tizian's badenden Damen, die sie hier piquant genug für die himmlische und die irdische Liebe halten, weil die eine schon angezogen und in voller Galla, die andere noch unbekleidet ist*, und von meiner himmlischen Madonna di Foligno und von Herrn Francesco Francia, der der unschuldigste und frömmste Künstler von der Welt war, und vom armen Guido Reni, den die heutigen Bartmaler so übersehen und der eine gewisse Aurora gemalt hat, und von so vielen andern Herrlichkeiten noch nichts gesagt. Aber was braucht es auch immer beschrieben zu sein. Wohl mir, daß ich mich dran erquicken kann. Sehe ich Euch einmal wieder, so werde ich es auch vielleicht mittheilen können.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 1. Februar 1831.

Ich wollte Euch erst an meinem Geburtstage schreiben; aber ich werde wohl übermorgen nicht sehr bei Schreibelaune sein und mir alle Gedanken durch vieles Arbeiten vertreiben. Denn daß mich die päpstliche Militairmusik Morgens überrascht, scheint mir unwahrscheinlich**, und da ich allen Bekannten gesagt habe, ich sei am 25sten geboren, so wird der

* Das in der Gallerie Borghese befindliche Bild.

** In Berlin am 3. Februar 1830 hatten die Musikcorps einiger Regimenter Felix Mendelssohn ein Morgenständchen zu seinem Geburtstage gebracht.

Tag still vorbei schleichen. Das ist mir lieber, als eine kleine, halbe Feier. Euer Bild baue ich mir selbst Morgens noch einmal auf und freue mich daran und an Euch. Dann werde ich mir meine Militair-Ouvertüre vorspielen und mir Mittags von der Speisekarte des Lepre mein Lieblingsgericht aussuchen; — es hat wohl auch sein Zuträgliches, wenn man sich eben einmal das Alles selbst an Geburts- und andern Tagen machen muß. Freistehend fühlt man sich genug; das Andere aber ist auch nicht übel. Abends sind Torlonia's so freundlich, einen Ball von 800 Personen zu geben, und Mittwoch zur Vor- und Freitag zur Nachfeier bin ich bei Engländern. In der vorigen Woche habe ich wieder fleißig gesehen und fange nun an, schon bekannte Gegenstände wieder zu besuchen. So war ich im Vatikan, der Farnesina, Corsini, der Villa Lante, Borghese u. s. w. Vorgestern habe ich zum erstenmale die Fresken in Bartholdy's Hause gesehen*, da mir die Engländerinnen, die dort wohnen, und die aus dem gemalten Saal ihre Schlafstube mit Himmelbett machen, den Eintritt bisher nicht erlauben wollten. So kam ich denn jetzt erst in's Haus des Onkels und sah seine Bilder und seine Aussicht auf die Stadt. Es war eine großartige und königliche Idee, die mit den Freskobildern, und dies Ausführen eines schönen Gedankens trotz aller möglichen Hindernisse und Verdrießlichkeiten blos des Gedankens wegen ist mir immer das Liebste gewesen!

Um auf einen ganz andern Gegenstand zu kommen: in vielen Kreisen ist es jetzt hier gang und gäbe, Frömmigkeit mit Langeweile zu verwechseln, und das ist doch sehr zweierlei. Unser Prediger kann darin auch etwas leisten. Man sieht hier Menschen von einem Fanatismus, wie man ihn im 16ten Jahrhundert begreiflich, aber heutzutage unerhört findet. — Sie wollen sich alle durch einander bekehren, schimpfen dabei christlich auf einander und moquiren sich über den Glauben der Andern, daß es ein Jammer ist. Wenn Einfältigkeit gleich Einfalt wäre! Leider komme ich sogar von meinem sonstigen Lieblingssatz, daß der gute Wille Alles thue, hier zurück; es muß auch gute Kraft dabei sein. Aber ich versteige mich weit, und

* Der in Rom verstorbene preußische Generalconsul Bartholdy, Onkel Felix Mendelssohn's.

Vater wird schelten! Macht an diesen Brief keine Ansprüche. Aber draußen liegt Schnee; die Dächer des spanischen Platzes sind ganz weiß, und es ziehen schon wieder neue Schneewolken auf. Das ist uns Südländern sehr fatal, und wir frieren. Der Monte Pincio liegt voll Eis. Euer Nordlicht rächt sich an uns; wer kann da recht warm denken und schreiben? Ich freute mich darauf, einmal einen Winter ohne Schnee zu erleben; das muß ich nun wohl aufgeben. In ein paar Tagen kommt die Frühlingsluft, sagen die Italiener; dann giebt es wieder lustig Leben und lustige Briefe! Lebt wohl und bleibt glücklich und mir nah.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 8. Februar 1831.

Der Papst ist gewählt, der Papst ist gekrönt. Sonntag hat er in St. Peter die Messe gelesen und den Segen gegeben; Abends war Kuppelbeleuchtung und Girandola zugleich; Sonnabend hat der Carneval angefangen und rauscht in den buntesten Gestalten fort. Jeden Abend war die Stadt illuminirt. Gestern Abend war bei dem französischen Gesandten Ball; heut giebt der spanische sein großes Fest. Neben meinem Hause verkaufen sie Confetti und schreien. Und nun könnte ich eigentlich aufhören; denn warum beschreiben, was unbeschreiblich ist? Diese göttlichen Feste, die an Pracht und Glanz und Lebendigkeit Alles übertreffen, was sich die Einbildungskraft hervorbringt, die laßt Euch mündlich von Hensel ausmalen; mit der kalten Feder kann ich's nicht. — Und wie sich denn Alles in den acht Tagen gewendet hat, so scheint die mildeste, wärmste Sonne, und man bleibt bis Sonnenuntergang auf dem Balcon im Freien. — O könnte ich Euch nur eine Viertelstunde von dieser Luft im Briefe mitschicken oder mittheilen, wie das Leben ordentlich fliegt, und jeder Augenblick seine eigene unvergeßliche Freude bringt! Sie haben gut Feste geben hier; beleuchten sie die einfachen Architekturlinien, so steht der St. Petersdom brennend in der dunklen, veilchenblauen Luft und glimmt ganz still; — geben

sie ein Feuerwerk, so erhellt das die dunklen, dicken Mauern der Engelsburg und fährt in die Tiber nieder; fangen sie ihre tollen Feste im Februar an, so scheint die hellste Sonne darauf nieder und verschönt Alles: — es ist ein unglaubliches Land. — Aber beschreiben muß ich doch, wie es mit meinem Geburtstage so ganz anders kam, als ich dachte; nur kürzlich aber, denn in einer Stunde geht's auf den Corso in den Carneval. Es gab Vorfeier, Feier und Nachfeier. Am 2ten Februar saß Santini Morgens auf meiner Stube und sagte auf meine ungeduldigen Fragen nach dem Conclave mit diplomatischer Miene, vor Ostern dürfte es schwerlich einen Papst geben. Herr Brisbane kam dazu, erzählte, wie er seit Berlin auch in Konstantinopel, Smyrna u. s. w. gewesen sei und frug nach allen Berliner Bekannten; da fällt auf einmal ein Kanonenschuß und noch einer, und die Leute stürzen über den spanischen Platz und schreien aus voller Kehle. Wir drei stieben aus einander, Gott weiß wie, außer Athem auf's Quirinal, und eben ging der Mann wieder hinein, der aus dem durchbrochenen Fenster gerufen hatte: „Annuncio vobis gaudium magnum, habemus papam R. E. dominum Capellari, qui nomen assumpsit Gregorius XVI.“ Nun drangen aber alle Cardinäle auf den Balcon nach und schöpften frische Luft und lachten unter einander. Seit 50 Tagen kamen sie zum ersten Male in's Freie und sahen so lustig aus, und die rothen Käppchen glänzten hell in der Sonne; der ganze Platz war mit Menschen gefüllt; an den Obelisken und den Pferden des Phidias kletterten sie hinauf, aber die Statuen ragten weit über Alles in die Luft. Nun kam Wagen bei Wagen, und sie drängten und schrieen. Dann erschien der neue Papst, vor ihm her das goldene Kreuz; und er segnete die ganze Volksmenge zum ersten Male, während die Leute zugleich beteten und Juchhe schrieen; alle Glocken in Rom läuteten, dazu Kanonenschüsse, Trompeten und Militairmusik — das war nur die Vorfeier. Denn als ich den folgenden Morgen früh der Menschenmenge die lange Straße hinunter folgte und auf den Petersplatz kam, der schön war, wie ich ihn nie gesehen hatte, von der Sonne hell beschienen, die Wagen hin und her schwärmend, die rothen Cardinalskutschen im höchsten Staat nach der Sakristei zu rollend mit gestickten Bedienten hintenauf und die zahllosen Menschen aller Nationen, aus allen Ständen, allen Lagen, und als

über dem allen die Kuppel und die Kirche ganz bläulich schwebten, denn es war starker Duft in der Morgenluft: so dachte ich mir wohl, Capellari würde das auf sich beziehen, wenn er es sähe; aber ich wußte es besser — das war eben die Geburtstagsfeier, und die ganze Papstwahl und die Huldigung ein Schauspiel mir zu Ehren. Aber es war gut gespielt und sehr natürlich, und ich werde es mein Lebelang nicht vergessen. Die Peterskirche war gedrängt voll; der Papst mit den Pfauenwedeln wurde hineingetragen, auf den großen Altar gesetzt und die päpstlichen Sänger intonirten: Tu es sacerdos magnus. Ich habe nur 2 oder 3 Accorde gehört, aber es braucht eben gar nicht mehr; nur den Klang. Dann kam ein Cardinal nach dem andern und küßte ihm den Fuß und die Hände, und dann umarmte er sie. Wenn man so ein Weilchen zugesehen hat, gedrängt unter den Menschen steht, sich nicht bewegen kann und dann auf einmal in die Höhe sieht, in die Kuppel bis zur Laterne hinauf, das giebt ein sonderbares Gefühl. Ich stand mit Herrn Diodati mitten unter einem Rudel Capuziner; die heiligen Männer sind aber gar nicht andächtig bei so etwas und sehr unappetitlich. Aber ich muß eilen; es wird Carnevalszeit, und von dem darf ich nichts verlieren. Abends zu meinem Geburtstage verbrannten sie Pechtonnen auf allen Straßen und erleuchteten die Propaganda; wie die Leute glaubten, weil es des Papstes ehemalige Wohnung ist; wie ich glaube, weil sie mir gegenüber steht, und ich mich nur aus dem Fenster legen durfte, um Alles zu genießen. Dann kam der Ball von Torlonia, und überall guckten da rothe Käppchen oben und rothe Strümpfe unten vor. Den folgenden Tag arbeiteten sie mit allen Kräften an Gerüsten, Verschlägen, Bühnen für den Carneval; die Leute schlugen Edicte an über's Pferderennen; Maskenproben wurden ausgehängt, und als Nachfeier die Kuppelbeleuchtung und Girandola auf Sonntag angesetzt. — Sonnabend ging man auf's Capitol, um zu erleben, wie die Juden sich ausbitten, wieder ein Jahr in der heiligen Stadt geduldet zu werden, und wie man es ihnen am Fuß des Hügels erst abschlägt und dann oben nach wiederholter Bitte gewährt und ihnen den Ghetto anweist. Das Ding war sehr langweilig; man wartete zwei Stunden und verstand endlich die Rede der Juden eben so wenig, wie die Antwort der Christen. Ich ging verdrießlich herunter und

meinte, der Carneval finge schlecht an. So kam ich in den Corso und dachte an nichts, als ich auf einmal mit Zuckererbsen beregnet bin. Ich sehe auf, — so sind es junge Mädchen, die ich auf Bällen zuweilen gesehen hatte, aber wenig gekannt; und wie ich in meiner Verlegenheit den Hut abnehmen und grüßen will, geht's Werfen erst recht an. Der Wagen rollt vorüber, und im folgenden sitzt Miß T., eine zarte, schöne Engländerin. Ich will wieder grüßen, aber sie wirft auch. Nun wurde ich wild, nahm Confetti und grüßte tapfer. Es wimmelte von Bekannten; mein blauer Überrock sah müllermäßig aus; auf einem Balcon standen B.s und hagelten faustdicht herunter; und so mit Werfen und Geworfenwerden, unter tausend Neckereien, inmitten der tollsten Masken, mit dem Pferderennen, ging der Tag zu Ende. — Den folgenden Tag war kein Carneval; aber zum Ersatz gab der Papst den Segen aus der Loggia am Petersplatz, wurde in der Kirche zum Bischof geweiht, und Abends war Kuppelbeleuchtung. Wie die Veränderung der Beleuchtung des Gebäudes in einem Augenblick wirkt, laßt Hensel zeichnen oder erzählen, wie er will. Mir war besonders das plötzliche, überraschende Zeichen der Gegenwart so vieler Hundert Menschen, die man nicht sieht und die da in der Luft herumsteigen und wirken, ganz betäubend. Und die göttliche Girandola! Aber wer mag's fassen? Und nun geht's wieder los; lebt wohl, ich beschreibe nächstens weiter. Gestern auf dem Carneval wurde schon mit Blumen und Bonbons geworfen, und ich bekam von einer Maske ein Bouquet und Prügel, die ich mir getrocknet habe, um sie euch mitzubringen. — An Arbeiten ist jetzt nicht zu denken; nur ein kleines Lied hab' ich gemacht; in den Fasten will ich wieder fleißig werden; wer denkt jetzt an Schreiben und an Noten? Ich muß nun hinaus, lebt mir wohl, Ihr Lieben.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 22. Februar 1831.

Tausend Dank für Euren Brief vom 8ten, den ich gestern empfing, als ich von Tivoli nach Hause kam. Ich kann Dir gar nicht sagen, liebe Fanny, wie sehr mir der Plan mit den neuen Sonntagsmusiken gefällt; das ist ein brillanter Einfall, und ich bitte Dich um Gotteswillen, laß es nicht wieder einschlafen, sondern gieb vielmehr Deinem reisenden Bruder Auftrag, für Euch einiges Neue zu schreiben. Der Mann will das gerne thun, denn er freut sich gar zu sehr über Dich und Deine Idee. Du mußt ihn wissen lassen, was für Stimmen Du hast; mußt diese, Deine Untergebenen, zu Rathe ziehen, was sie gerne hätten, (denn das Volk hat Recht, o Fanny!), und namentlich glaub' ich, wäre es gut, ihnen zuweilen etwas recht Leichtes, Ansprechendes, Gefälliges z. B. die Litanei von Seb. Bach vorzulegen; im Ernste meine ich aber z. B. den Hirten Israel oder das „Dixit dominus" von Händel oder dergleichen. Wirst Du denn nicht auch den Leuten mitunter etwas vorspielen? Ich dächte, das könnte Dir und ihnen nicht schaden. Sie müssen sich verpusten, und Du mußt Clavier studiren; dann wäre es ein Vocal- und Instrumentalconcert. Ich wollte aber, ich könnte zuhören und Dir mein Compliment nachher machen. Sei weise und mild und greife Dich nicht so sehr an; aber auch die Stimmen der Völker nicht; ärgere Dich nicht, wenn es schlecht klingt; sprich wenig darüber; „hüte Dich nicht vor Händel, und bist Du drin, so führe ihn so, daß sich der Fehlende vor Dir mag hüten"; endlich aber mach', daß sich die Sänger nicht langweilen, und das ist die Hauptsache. Dein Dich liebender Polonius. —

Ein Stück dankt diesen Sonntagsmusiken wahrscheinlich schon seine Entstehung. Als Du mir nämlich neulich davon schriebst, dachte ich, ob ich Dir nicht etwas dazu schicken könnte, und da tauchte denn ein alter Lieblingsplan wieder auf, dehnte sich aber so breit aus, daß ich E*** nichts davon mitgeben kann und es also später nachliefere. Höre und staune! „Die erste Walpurgisnacht" von Goethe habe ich seit Wien halb componirt und

keine Courage, sie aufzuschreiben. Nun hat sich das Ding gestaltet, ist aber eine große Cantate mit ganzem Orchester geworden und kann sich ganz lustig machen; denn im Anfang giebt es Frühlingslieder und dergl. vollauf; — dann, wenn die Wächter mit ihren Gabeln und Zacken und Eulen Lärm machen, kommt der Hexenspuk dazu, und Du weißt, daß ich für den ein besonderes faible habe; dann kommen die opfernden Druiden in Cdur mit Posaunen heraus; dann wieder die Wächter, die sich fürchten, wo ich dann einen trippelnden, unheimlichen Chor bringen will; und endlich zum Schluß der volle Opfergesang: — meinst Du nicht, das könne eine neue Art von Cantate werden? Eine Instrumentaleinleitung habe ich umsonst, und lebendig ist das Ganze genug. Bald, denke ich, soll es fertig sein. Überhaupt geht es mit dem Componiren jetzt wieder frisch. Die „italienische Symphonie" macht große Fortschritte; es wird das lustigste Stück, das ich gemacht habe, namentlich das letzte; für's Adagio hab' ich noch nichts Bestimmtes und glaube, ich will es mir für Neapel aufsparen. „Verleih uns Frieden" ist fertig, und „Wir glauben all'" wird es dieser Tage; nur die Schottische Symphonie kann ich noch nicht recht fassen; habe ich in dieser Zeit einen guten Einfall, so will ich gleich darüber her und sie schnell aufschreiben und beendigen.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 1. März 1831.

Indem ich das Datum schreibe, wird mir bang bei dem Gedanken, wie die Zeit verfliegt. Ehe der Monat zu Ende ist, fängt die heilige Woche an, und nach der heiligen Woche bin ich in Rom am längsten gewesen. Nun denke ich nach, ob die Zeit recht benutzt war, und es fehlt mir an allen Ecken. Wenn ich nur noch die eine von den beiden Symphonien hier fassen könnte! Die italienische will und muß ich mir aufsparen, bis ich

Neapel gesehen habe, denn das muß mitspielen; aber auch die andere läuft weg, je näher ich ihr kommen möchte; und je näher das Ende dieser römischen, ruhigen Zeit heranrückt, desto befangener werd' ich, und desto weniger will es gehen. Mir ist, als würde ich lange nicht wieder so zum behaglichen Schreiben kommen, wie hier, und da möchte ich gern noch Alles fertig machen. Das geht aber nicht; nur die „Walpurgisnacht" rückt schnell vor und ist bald beendigt, hoff' ich. — Dann will ich nun auch jeden Tag zeichnen, um mir meine Erinnerungsplätze von hier mitzunehmen; will noch viel sehen, und so weiß ich schon, wie auch der Monat plötzlich zu Ende sein wird, und es wird wieder fehlen. Und wirklich ist es doch gar zu einzig schön hier! — Freilich ist es sehr verwandelt und nicht so bunt und heiter, wie früher*; fast alle Bekannten sind abgereist; die Straßen und Spaziergänge leer; die Gallerien geschlossen, und es ist unmöglich hineinzukommen. Die Nachrichten von außen fehlen fast gänzlich (denn wir haben die Details über Bologna hier zuerst durch die „Allgemeine Zeitung" erfahren), die Leute kommen wenig oder gar nicht zusammen; das Ganze ist eben still geworden; aber auch darin ist es wieder so schön, und die milde, warme Luft läßt sich doch nun einmal nicht wegnehmen. — Am meisten zu bedauern sind bei diesen Geschichten die Vernet'schen Damen, die in einer fatalen Lage sind. Der Haß des ganzen römischen Pöbels ist sonderbarer Weise gegen die französischen Pensionärs gerichtet, von denen sie glauben, daß sie allein eine Revolution leicht zu Stande bringen würden. Man hat Vernet mehreremale anonyme Briefe mit Drohungen geschickt; er hat sogar vor seinem Atelier einen bewaffneten Trasteveriner gefunden, der die Flucht ergriff, als Vernet seine Flinte holte; und da nun auf der Villa die Damen ganz allein und abgesondert sind, so giebt es natürlich eine große Unbehaglichkeit in der Familie. Indeß ist Alles sicher und ruhig in der Stadt geblieben, und ich bin ganz überzeugt, daß es dabei sein Bewenden haben wird. Die deutschen Maler aber sind wirklich so jämmerlich, daß ich es nicht sagen kann. Nicht allein, daß sie sich sämmtlich die Schnurr-, Backen-, Knebel- und Stutzbärte weggeschoren ha-

---

* Es waren inzwischen Aufstände im Kirchenstaate, namentlich in Bologna, ausgebrochen.

ben und offen bekennen, sobald die Gefahr vorüber sei, ließen sie sie wieder stehen; sondern die langen dicken Kerle gehen mit Anbruch der Nacht nach Hause, schließen sich ein und graulen sich nun da allein. Dann nennen sie Horace Vernet einen Bramarbas, und es ist doch ein ander Ding mit ihm, als mit diesen Jammerleuten; sie sind mir durch diese Geschichten förmlich unleidlich geworden. In der letzten Zeit bin ich wieder etwas in den neueren Ateliers gewesen. Thorwaldsen hat eben eine Statue von Lord Byron in Thon beendigt; er sitzt auf alten Ruinen, mit den Füßen auf einem Säulencapitäl, und sieht hinaus, im Begriff, etwas auf die Schreibtafel zu schreiben, die er in der Hand hält. Er hat ihn nicht im römischen Kostüm, sondern im einfachsten heutigen dargestellt, und ich finde, daß es sehr gut und gar nicht störend ist. Das Ganze hat wieder die natürliche Bewegung, wie sie in allen seinen Statuen so wunderbar ist, und doch sieht er finster und elegisch genug aus und so gar nicht affectirt. Vom „Alexanderzug" müßt' ich einmal einen ganzen Brief schreiben; denn solchen Eindruck hat mir die Sculptur noch gar nicht gemacht, wie da. Ich gehe alle Wochen hin und sehe mir nur Das an und ziehe mit ein in Babylon. Bei A . . war ich neulich. Der hat prächtige Bleistiftzeichnungen aus Neapel und Sicilien mitgebracht, und ich möchte ihm gern Einiges absehen; ich fürchte aber, er ist ein starker Übertreiber und zeichnet nie ganz treu. Seine Landschaft vom Colosseum bei H. B. ist ein schöner Roman; von den dicken Cypressen und Orangenwäldern, von den Fontainen und dem Gebüsch im Mittelgrunde bis zur Ruine ist mir in Wirklichkeit Nichts vorgekommen. Übrigens ist auch sein Schnurrbart verschwunden.

Zum Schluß noch etwas Lustiges. — Ich wollte wohl, Du, o Fanny, hättest als Gegenstück zu Deinen Sonntagsmusiken die Musik gehört, die wir hier neulich Abend Sonntags verübten. Man wollte die Psalmen von Marcello singen, weil doch die Fasten sind, und so waren denn die besten Dilettanten versammelt; ein päpstlicher Sänger in der Mitte; ein maestro am Clavier, und wir sangen. Kam ein Sopransolo, so drängten sich alle Damen hinzu, jede wollte es singen, und so wurde es tutti ausgeführt. Neben mir der Tenorist traf durchaus keine Note und wandelte in unsichern Regionen hin und her. Setzte

ich mit dem zweiten Tenor ein, so verfiel er in meinen Ton, und wollte ich ihm einhelfen, so dachte er, es wäre meine andere Stimme und blieb fest bei der seinigen. Der päpstliche Sänger half bald mit der Fistel den Sopranen, bald trat er als erster Baß ein, bald quäkte er Alt, und wenn Alles Nichts verfing, so lächelte er wehmüthig zu mir herüber, und wir winkten uns verstohlen zu. Der maestro verlor über all' dem Nachhelfen oft selbst seinen Faden und kam einen Tact vor oder zurück, dann sangen wir anarchisch Jeder, wie und was er wollte. Plötzlich kam eine ernsthafte Stelle für die Bässe allein; sie setzten alle tüchtig ein, brachen aber beim zweiten Tact schon in ein lautes Gelächter aus; wir andern stimmten ein, so löste es sich in Wohlgefallen auf. — Die Leute, die zum Zuhören gekommen waren, plauderten erst laut, dann gingen sie hinaus und zerstreuten sich.

Eynard kam herein, hörte eine Musik, machte eine Grimace und ward nicht mehr gesehen.

Somit lebt alle wohl und seid mir glücklich und gesund und froh.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 15. März 1831.

Die Empfehlungsbriefe von R. haben mir hier gar Nichts genützt. L**, bei dem mich Bunsen noch dazu vorstellte, hat nicht die mindeste Notiz von mir genommen und guckt möglichst weg, wenn er mir begegnet. Ich vermuthe fast, der Mann ist ein Aristokrat. Albani ließ mich vor, und ich hatte die Ehre, eine halbe Stunde mit einem Cardinal zu plaudern. — Nachdem er den Empfehlungsbrief gelesen, fragte er, ob ich also ein Pensionär des Königs von Hannover sei? Nein! sagte ich. Aber ich hätte gewiß schon St. Peter gesehen? Ja! sagte ich. Da ich Meyerbeer kannte, so äußerte er, er könne seine Musik nicht leiden; ihm sei Das zu gelehrt; denn es sei Alles so künstlich und so ohne Melodie, daß man gleich merke, er sei ein Deutscher,

und die Deutschen, mon ami, die wissen nun einmal nicht, was Melodie ist! Ja! sagte ich. In meinen Partituren, fuhr er fort, singt Alles. Nicht allein die Menschenstimmen müssen singen, auch die erste Geige und die zweite Geige und die Oboe singt, und so geht's weiter bis zu den Hörnern, und sogar zuletzt der Contrabaß muß singen. — Ich war natürlich unterthänigst begierig, etwas davon zu sehen; aber er war bescheiden und wollte Nichts zeigen, sagte indeß, er wünsche mir meinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und wenn ich seine Villa besuchen wollte, so möchte ich nur mit so vielen meiner Freunde dahin gehen, als ich wollte, — es sei da und da. Ich dankte sehr und wollte mich denn unmittelbar darauf mit der erhaltenen Erlaubniß breit machen; es fand sich aber, daß diese Villa dem Publikum geöffnet war, und daß Jedermann hinein konnte. Seitdem habe ich nun Nichts weiter von ihm gehört, und da mir dies und einige andere Geschichten, die ich hier erlebt habe, einen Respect mit Widerwillen gemischt vor der römischen hohen Gesellschaft beigebracht haben, so wollte ich lieber auch den Brief an die Gabrielli nicht abgeben, ließ mir die ganze Familie Buonaparte auf der Promenade zeigen, wo ich ihnen täglich begegnete, und hatte genug. —

Mizkiewicz finde ich ennuyant. Er hat diese Art Gleichgültigkeit, mit der man Andere und sich langweilt, und welche die Damen gern für Melancholie und Zerfallenheit halten; aber das hilft mir wenig. Sieht er den St. Peter, so beklagt er die Zeiten der Hierarchie; ist es schöner blauer Himmel, so wollte er, es wäre recht düster; ist es düster, so friert ihn; — sieht er das Colosseum, so wünscht er sich in jene Zeiten zurück. Wie würde Der sich wohl zu Titus' Zeiten ausgenommen haben? —

Du frägst nach Horace Vernet, und Der ist freilich ein heitereres Thema. Ich glaube sagen zu können, daß ich von ihm etwas gelernt habe und daß Jeder vielleicht was von ihm lernen kann. Er ist die Leichtigkeit und Unbefangenheit selbst beim Schaffen. Wie er eine Gestalt sieht, die ihm was ausspricht, so stellt er sie hin, und während wir Andern uns überlegen, ob es wohl schön zu nennen ist und zu loben oder zu tadeln, ist er schon längst mit was Neuem fertig und verrückt uns ganz unsern ästhetischen Maßstab. Wenn auch diese Ergiebigkeit nicht zu erlernen ist, so ist doch das Princip ein prächtiges; und die

Heiterkeit, die daraus entsteht, und die ewige Frische bei der Arbeit ist durch Nichts zu ersetzen. In den Alleen von immergrünen Bäumen, wo es jetzt in der Blüthezeit gar zu süß duftet, mitten im Dickicht des Gartens der Villa Medicis, steht ein kleines Haus, in dem man schon von Weitem irgend Lärm hört: Schreien oder Zanken oder ein Stück auf der Trompete geblasen oder Hundegebell: — das ist das Atelier. Die schönste Unordnung herrscht überall: — Flinten, ein Jagdhorn, eine Meerkatze, Paletten, ein paar geschossene Hasen oder todte Kaninchen; an den Wänden überall die halb fertigen oder fertigen Bilder. Die Einsetzung der Nationalcocarde (ein tolles Bild, das mir gar nicht gefällt), angefangene Portraits von Thorwaldsen, Eynard, Latour-Maubourg, einige Pferde, die Skizze der Judith mit Studien dazu; das Portrait des Papstes, ein paar Mohrenköpfe, Pifferari, päpstliche Soldaten, meine Wenigkeit, Kain und Abel, endlich das Atelier selbst hängen im Atelier. Neulich hatte er die Hände voll mit den bestellten Portraits zu thun; da sieht er auf der Straße einen von den Bauern der Campagna, die jetzt, von der Regierung bewaffnet, in Rom umherreiten. Die abenteuerliche Tracht macht ihm Spaß; am folgenden Tag ist ein Bild angefangen, das einen solchen Campagnard vorstellt, wie er in der Campagna bei schlechtem Wetter auf seinem Pferde still hält und nach seiner Flinte greift, um Einem was zu verreichen; in der Ferne noch ein kleines Truppencorps und die öde Ebene. Die kleinen Details der Waffen, wo immer noch der Bauer durchguckt; das schlechte Pferd mit seinem schäbigen Zeug; die Unbehaglichkeit in dem Ganzen und das italienische Phlegma in dem bärtigen Kerl machen ein reizendes kleines Bild, und wenn man sieht, mit welcher Wonne er daran malt, auf der Leinwand spazieren geht, — bald einen kleinen Bach zusetzt, bald ein paar Soldaten, dann einen Knopf am Sattel, und dem Kerl seinen Überrock grün füttert: — so möchte man ihn wirklich beneiden. Alles kommt auch, um ihm zuzusehen; bei meiner ersten Sitzung waren wenigstens 20 Personen nach einander da; die Gräfin E.. hatte sich ausgebeten, von Anfang an seiner Anlage beiwohnen zu dürfen; als er nun so darüber herfiel, wie ein Hungriger über's Essen, da konnte sie vor Erstaunen gar nicht zu sich selbst kommen. Die sonstige Familie ist, wie gesagt, auch nicht

übel, und wenn der alte Carle von seinem Vater Joseph erzählt, so hat man Respect vor den Leuten, und ich behaupte, die sind adelig.

Lebt aber wohl, es ist spät geworden, und der Brief muß auf die Post.

Felix.

An seine Familie.

Rom, den 29. März 1831.

Mitten in der heiligen Woche! Morgen höre ich zum ersten Male das Miserere, und während Ihr Sonntag die Passion aufführtet, bekamen hier die Cardinäle und alle Geistliche schöne geflochtene Palmen und Ölzweige; das Stabat mater von Palestrina wurde gesungen; es gab eine große Procession. Mit dem Arbeiten geht es schlimm seit ein paar Tagen: der Frühling ist in seiner Blüthe: ein warmer blauer Himmel draußen, wie man bei uns höchstens davon träumt, und die Reise nach Neapel in allen Gedanken; da fehlt die rechte Ruhe zum Schreiben. C.., der sonst ganz pommadig ist, hat mir einen betrunkenen Brief aus Neapel geschrieben; die trockensten Menschen werden poetisch, wenn sie davon reden. Vom 15. April bis 15. Mai ist die schönste Jahreszeit in Italien: — wer kann es mir da verdenken, daß ich mich nicht in die schottische Nebelstimmung zurückversetzen kann? Ich habe die Symphonie deshalb für jetzt zurücklegen müssen und wünsche nur noch die „Walpurgisnacht" hier aufschreiben zu können. Das geht auch, wenn ich heut und morgen gute Tage habe und wo möglich schlechtes Wetter; denn das schöne ist gar zu verführerisch. Sobald es einen Augenblick nicht vorwärts will, hofft man, das finde sich alles draußen, geht hinaus, denkt aber da an alles Andere, als an's Arbeiten und bummelt umher; und wenn sie auf einmal von den Kirchen läuten, so ist es Ave Maria geworden. Doch fehlt mir nur noch ein Stück Einleitung; fällt mir das ein, so ist das Ding zusammen, und ich schreibe es in ein paar Tagen hin. Dann lasse ich alle Noten und das leere

Notenpapier dazu hier, reise nach Neapel und thue, so Gott will, gar nichts. Die beiden Franzosen haben mich auch noch in diesen Tagen zum „flaner“ verführt. Wenn man die zwei Leute neben einander sieht, so ist es entweder ein Lust-, oder ein Trauerspiel, — wie man will. *** verzerrt, ohne einen Funken Talent; im Finstern herumtappend, der sich für den Schöpfer einer neuen Welt hält, — dabei die gräßlichsten Sachen schreibt und nichts träumt und denkt, als Beethoven, Schiller und Goethe; zugleich von einer grenzenlosen Eitelkeit und auf Mozart und Haydn vornehm herabsehend, so daß mir sein ganzer Enthusiasmus sehr zweifelhaft wird, und ****, der seit drei Monaten an einem kleinen Rondo auf ein portugiesisches Thema arbeitet, Alles recht nett und brillant und regelrecht zusammensetzt, sich nachher an's Componiren von sechs Walzern machen will und vor Vergnügen sterben möchte, wenn ich ihm nun eine Menge Wiener Walzer vorspiele, — der Beethoven sehr achtet, aber Rossini auch und Bellini ebenso und Auber gewiß und so Alles. Dazwischen dann mich, der ich *** todtbeißen möchte, bis er auf einmal wieder über Gluck schwärmt, wo ich dann einstimmen muß, und der ich doch mit beiden gern spazieren gehe, weil es die einzigen Musiker hier und sehr angenehme, liebenswürdige Leute sind: — das macht Alles den komischsten Contrast. Du sagst, liebe Mutter, *** müsse doch Etwas in der Kunst wollen; da bin ich gar nicht Deiner Meinung; ich glaube, er will sich verheirathen und ist eigentlich schlimmer, wie die Andern, weil er affectirter ist. Ich mag diesen nach außen gekehrten Enthusiasmus, diese den Damen präsentirte Verzweiflung und die Genialität in Fractur, schwarz auf weiß, ein für allemal nicht ausstehen, und wenn er nicht ein Franzose wäre, mit denen es sich immer angenehm leben läßt und die immer was zu sagen und zu interessiren wissen, so wäre es nicht zum Aushalten. Heut über acht Tage also schreibe ich wahrscheinlich den letzten Brief aus Rom und dann aus Neapel. Ob ich nach Sicilien gehe, ist noch sehr ungewiß; ich zweifle daran, da ich auf keinen Fall anders, als mit dem Dampfboot reisen würde, und es noch nicht einmal bestimmt ist, ob das abgeht.

Euer eiliger

Felix.

An seine Familie.

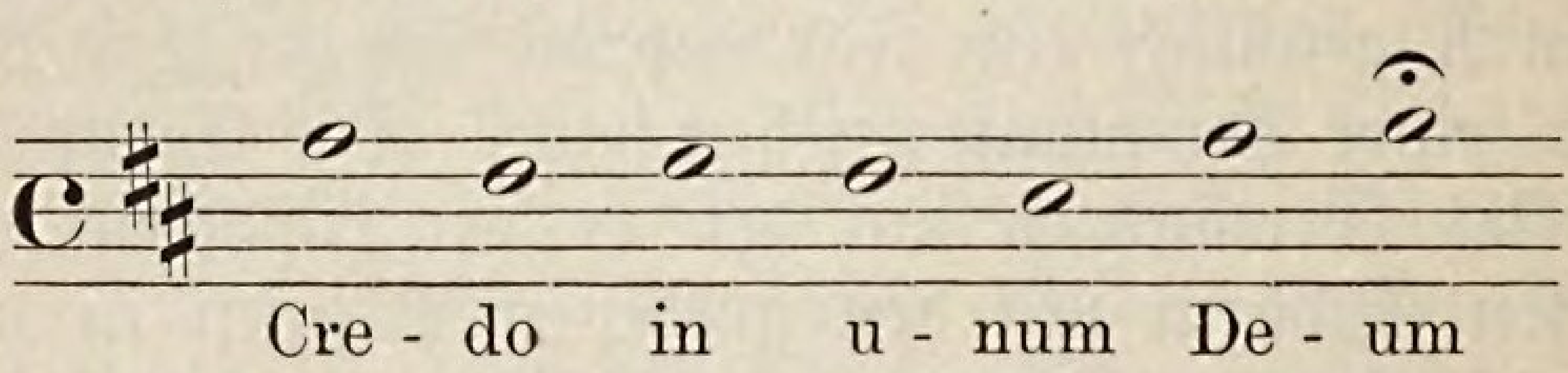
Rom, den 4. April 1831.

Die heilige Woche ist vorüber, mein Paß nach Neapel besorgt, mein Zimmer fängt an leer auszusehen, und der Winter in Rom gehört zu den Erinnerungen. In einigen Tagen denke ich abzureisen, und mein nächster Brief ist, will's Gott, aus Neapel. Wie heiter und erquicklich der Winter nun war, so hat er mit einer unvergeßlichen Woche geschlossen; denn was ich gesehen und gehört habe, hat meine Erwartungen weit übertroffen; und weil es denn das Ende war, so will ich versuchen, in meinem letzten Briefe aus Rom Euch eine Beschreibung davon zu geben. — Die Leute haben die Ceremonien der heiligen Woche viel gelobt und viel getadelt und haben, wie es wohl oft geht, immer die Hauptsache zu sagen vergessen, nämlich, daß es ein Ganzes ist. Das ist auch das Einzige, weshalb ich davon erzählen will. Sonstige Beschreibungen möchten Vater wieder an Mme. de R. erinnern, die am Ende nur Dasselbe that, was die Meisten thun, die über Musik und Kunst schreiben, indem sie mit einer heisern, prosaischen Stimme bei Tische uns einen Begriff von dem klaren, schönen Chor in der päpstlichen Capelle geben wollte. Viele Andere haben wieder die bloße Musik abgesondert und sind darüber hergefallen, weil sie der Äußerlichkeit bedürfe, um zu wirken. Die mögen Recht haben; so lange aber diese nothwendige Äußerlichkeit da ist, und zwar in ihrer ganzen Vollkommenheit, so lange wirkt sie doch eben; und so gewiß ich überzeugt bin, daß Ort, Zeit, Anordnung, die große Menschenmenge, die in größter Stille den Augenblick des Anfangs erwartet, das Ihrige zum Eindruck beitragen, so verhaßt ist es mir doch, Das, was einmal zusammen gehört, absichtlich zu sondern, um einen Theil zu erhalten, den man gering schätzen kann. Es müßte ein unglücklicher Mensch sein, auf den die Andacht und Ehrfurcht einer großen Versammlung nicht auch einen andächtigen, ehrfürchtigen Eindruck machte, und wenn sie auch das goldene Kalb anbeteten; denn nur der darf's zerschlagen, der was Besseres dafür hinstellen kann. Ob es nun Einer dem Andern nachsagt, — ob es der einmal erlangte große Ruf thut; ob es blos in der

Einbildung liegt, ist einerlei; genug, man hat ein vollkommenes Ganzes, das einen mächtigen Eindruck seit Jahrhunderten ausgeübt hat und noch jedesmal ausübt, und davor habe ich Ehrfurcht, wie überhaupt vor jeder wirklichen Vollkommenheit. Die Sphäre zu beurtheilen, möchte ich den Theologen überlassen; denn was man darüber so hin sagt, kann doch nicht tief gehen. Mit der bloßen Ceremonie ist es nicht abgethan; mir ist es genug, wie gesagt, daß in irgend einer Sphäre etwas mit Treue und Gewissenhaftigkeit nach Kräften vollkommen ausgeführt werde, um Respect davor zu haben und um mich daran zu freuen. — Deshalb also erwartet nicht von mir eine abgemessene Kritik über den Gesang, — ob sie rein oder falsch intonirt haben, — gesunken sind oder nicht, — und ob die Compositionen schön sind, — ich will lieber versuchen, Euch zu erzählen, wie das Ganze einen großen Eindruck machen muß, — wie Alles dazu mitwirkt; und so wenig ich in der vorigen Woche Musik, Ceremonien, Formen u. s. w. abgesondert habe, sondern Alles auf einmal genoß, eben so wenig will ich es in diesen Zeilen thun; das Technische, auf das ich natürlich sehr aufmerksam gewesen bin, werde ich besonders an Zelter berichten. Am Palmsonntag ist die erste Ceremonie. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß ich nicht ganz in's Innere auf die sogenannte Prälatenbank, wo mein gewöhnlicher Sitz war, dringen konnte, sondern unter der Ehrengarde stehen bleiben mußte, wo ich die Feierlichkeit zwar gut sah, aber doch nicht dem Gesang recht folgen konnte, da sie die Worte undeutlich sprachen, und ich den Tag noch kein Buch hatte. So kam es, daß mir diesen ersten Tag die verschiedenen Antiphonien, Evangelien- und Psalmmelodien, die Art des singenden Lesens, was nun dort in der Urgestalt alles vorkommt, den verwirrtesten, sonderbarsten Eindruck machten. Ich hatte keinen rechten Begriff, nach welcher Regel die sonderbaren Ton- und Schlußfälle sich richteten. Um diese Regel mir nun nach und nach herauszusuchen, gab ich mir Mühe, und es gelang mir auch so gut, daß ich am Ende der heiligen Woche hätte mitsingen können. Dadurch entging ich auch der Langeweile, über die man sich allgemein während der unaufhörlichen Psalmen vor dem Miserere beklagt: denn indem ich auf die Verschiedenheit in der Monotonie merkte und einen Tonfall, den ich sicher hörte, gleich aufschrieb, bekam ich nach und

nach, wie es richtig war, acht Psalmmelodien heraus, notirte mir die Antiphonien und dergleichen und war fortwährend beschäftigt und gespannt. Den ersten Sonntag aber, wie gesagt, konnte ich mich in alles Das nicht finden und weiß nur, daß sie auch den Chor „Hosanna in excelsis" sangen und mehrere Hymnen intonirten, während dem Papste die schon geflochtenen Palmen gereicht wurden, die er an die Cardinäle vertheilte. Es sind lange, mit vielen Zierrathen, Knöpfen, Kreuzen und Kronen verzierte Stäbe, doch ganz von trockenen Palmblättern gemacht, und das giebt ihnen ein Ansehen, als seien sie von Gold. Die Cardinäle, die im Innern der Capelle im Viereck umhersitzen mit den Abbaten zu ihren Füßen, kommen nun einzeln und erhalten ihren Palmenstab, mit dem sie zu ihrem Platz zurückkehren; dann kommen die Bischöfe, Mönche, Äbte, alle sonstigen Geistlichen, die päpstlichen Sänger, die Ehrencavaliere und, was sonst dazu gehört, und erhalten einen Ölzweig mit Palmenblättern gebunden. Das giebt eine lange Procession, während deren der Chor immerfort singt. Die Abbaten halten die langen Palmen ihrer Cardinäle, wie die Lanzen von Schildwachen, und strecken sie dann alle auf die Erde vor sich hin, und es ist in dem Augenblicke eine Farbenpracht in der Capelle, wie ich sie nie bei einer Ceremonie gesehen habe. Die Cardinäle in den goldgewirkten Gewändern mit den rothen Käppchen, vor ihnen die violetten Abbaten mit den goldenen Palmen in der Hand, weiterhin die bunten Diener des Papstes, die griechischen Priester, die Patriarchen in schönster Pracht; die Capuziner mit langen weißen Bärten; all' die anderen Mönche; dann wieder die Schweizer mit ihren Papageiuniformen, alle mit grünen Ölzweigen in den Händen, und dazu Gesang: — wahrlich, man hört kaum heraus, was sie singen und freut sich nur des Klanges. Dem Papste wird dann sein Thronsessel gebracht, auf dem er bei allen Processionen getragen wird und auf dem ich am Tage meiner Ankunft in Rom Pius VIII. hatte thronen sehen (vide Heliodor von Raphael, wo er abgebildet ist); die Cardinäle, zwei und zwei, mit ihren Palmen beginnen den Zug; die Flügelthüren der Capelle werden geöffnet, und so geht es langsam hinaus. — Der Gesang, der Einen bisher immerfort wie ein Element umgiebt, wird nach und nach schwächer; denn die Sänger gehen mit, und endlich hört man ihn in der Ferne von

draußen her nur noch ganz leise. Dann frägt auf einmal ein Chor in der Capelle sehr stark, und der aus großer Ferne antwortet, und so geht es ein Weilchen, bis die Procession wieder näher kommt, und die Chöre sich wieder vereinigen. Auch hier mögen sie singen, was und wie sie wollen, so macht es eine herrliche Wirkung; und wenn es auch wahr ist, daß es sehr einförmige, ja sogar unförmliche Hymnen sind, all' unisono, ohne rechten Zusammenhang und durchaus fortissimo, so berufe ich mich auf den Eindruck, und den muß es auf Jeden machen. Nach der Procession kommt das Evangelium, im sonderbarsten Ton vorgetragen, und dann die Messe. Da muß ich denn auch meines Lieblingsmoments erwähnen, nämlich des Credo. Der Priester stellt sich zum ersten Male mitten vor den Altar und intonirt nach einer kleinen Pause mit seiner heisern alten Stimme das Seb. Bach'sche Credo. Sowie er fertig ist, stehen alle Geistlichen auf, die Cardinäle verlassen ihren Sitz, treten in die Mitte der Capelle, bilden einen Kreis, und alle sprechen ganz laut die Fortsetzung: patrem omnipotentem etc. Zugleich fällt der Chor ein und singt dieselben Worte. Als ich das erste Mal mein wohlbekanntes



hörte, und alle die ernsten Mönche um mich her so eifrig und laut zu sprechen anfingen, erschrak ich ordentlich, und es ist noch immer mein Lieblingsmoment. Nach der Ceremonie schenkte mir Santini seinen Ölzweig, mit dem in der Hand ich dann den ganzen Tag spazieren ging; denn schön Wetter war's. Das Stabat mater, welches sie nach dem Credo einlegen, machte am wenigsten Eindruck; sie sangen es unsicher, falsch und kürzten es ab; die Singakademie singt es ungleich besser. Montag und Dienstag ist Nichts, und Mittwoch um halb Fünf fingen die Nocturnen an. Die Psalmen werden Vers um Vers von zwei Chören gesungen, doch nur immer von einer Art Stimmen, Bässe und Tenöre. So hört man anderthalb Stunden lang die eintönigste Musik; nur einmal werden die Psalmen durch die Lamentationen unterbrochen, und das ist das erste Mal

seit langer Zeit, daß man wieder einen vollkommenen Accord hört. Dieser Accord wird sehr sanft eingesetzt, und überhaupt das ganze Stück pp gesungen, während die Psalmen so stark als möglich geschrieen werden müssen, und zwar immer nur auf einen Ton, auf den die Worte in großer Schnelligkeit abgesprochen werden und dem am Ende jedes Verses ein Schlußfall angesetzt ist, welcher das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Melodien ausmacht. Da ist es wieder kein Wunder, wenn der bloße sanfte Klang (G dur) der ersten Lamentation Einen weich stimmt. Es geht nun wieder eintönig fort. Bei jedem Psalmverse wird eine Kerze ausgelöscht, so daß nach anderthalb Stunden die funfzehn um den Altar brennenden aus sind. Es bleiben dann noch sechs große hoch über dem Eingang brennen; der ganze Chor mit Alten, Sopranen &c. intonirt fortissimo ed unisono eine neue Psalmmelodie: das Canticum Zachariae in D moll, und singt es sehr langsam und feierlich in die tiefe Dämmerung hinein; die letzten Kerzen gehen dann aus; der Papst verläßt seinen Thron, wirft sich vor dem Altar auf die Kniee, und Alle mit ihm; sie sagen ein sogenanntes pater noster sub silentio, d. h. es entsteht eine Pause, während deren man weiß, daß jeder Katholik das Vaterunser betet; und sogleich nachher fängt das Miserere an, pianissimo so:



Das ist für mich eigentlich der schönste Moment des Ganzen. Was nachher folgt, könnt Ihr Euch leicht denken; diesen Anfang aber nicht wohl. Die Folge des Miserere von Allegri ist eine einfache Accordfolge, auf die entweder Tradition, oder, was mir wahrscheinlicher ist, ein geschickter maestro, Verzierungen für einige schöne Stimmen und namentlich für einen sehr hohen Sopran, den er hatte, gegründet hat. Diese Verzierungen kehren bei denselben Accorden in gleicher Weise wieder,

und da sie gut ausgedacht und sehr schön für die Stimme gelegt sind, so freut man sich immer, sie wieder zu hören. Das Unbegreifliche, Überirdische habe ich nicht finden können; es ist mir auch ganz genug, wenn es begreiflich und irdisch schön ist. Dich, liebste Fanny, verweise ich wieder auf Zelter's Brief. Sie sangen den ersten Ton des Miserere von Baini. — Donnerstag früh um Neun fing die Function wieder an und dauerte bis Eins. Es war große Messe, nachher Procession. Der Papst gab den Segen aus der Loggia des Quirinals und wusch dann dreizehn Priestern, welche die Pilger vorstellen sollten und in weißen Kleidern mit weißen Mützen in einer Reihe saßen, die Füße, worauf sie gespeis't wurden. Das Gedränge von Engländerinnen war ungeheuer; — mir mißfiel das Ganze. Nachmittags fingen die Psalmen wieder an, und es dauerte diesmal bis halb Acht. Einige Stücke des Miserere waren von Baini, die meisten von Allegri. Es war schon ganz dunkel in der Capelle, als das Miserere anfing; ich kletterte auf eine große Leiter, die zufällig dastand, und hatte nun die ganze Capelle voll Menschen und den knieenden Papst mit seinen Cardinälen und die Musik unter mir. Das machte sich prächtig. Am Freitag Vormittag war die Capelle von allem Schmuck entblößt, — Papst und Cardinäle in Trauer. Es wird die Leidensgeschichte nach dem Evangelisten Johannes von Vittoria componirt gesungen. Dann kommen die Improperien von Palestrina, während deren der Papst und alle Anderen mit abgezogenen Schuhen zum Kreuz gehen und es anbeten. — Abends war das Miserere von Baini, welches sie am besten sangen. Sonnabend früh im Lateran wurden Heiden, Juden und Muhamedaner, alle von einem kleinen Kinde repräsentirt, welches quäkte, im Baptisterium des Lateran getauft, und dann jungen Priestern die erste Weihe gegeben. Sonntag hielt der Papst selbst die Messe im Quirinal ab, gab dann die Benediction an's Volk, und so war es aus. Und so ist es Sonnabend, den 9ten April, geworden, und morgen mit dem Frühesten sitze ich im Wagen und fahre nach Neapel; da geht wieder eine neue Schönheit für mich auf. Ihr werdet es dem Ende des Briefes ansehen, daß ich eilig geworden bin. — Es ist der letzte Tag, und so Manches noch zu besorgen; ich mache deshalb den Zelter'schen Brief nicht fertig, sondern schicke ihn erst aus Neapel; die Beschreibung soll ver-

nünftig sein, und die Abreise macht gar so zerstreut. Und somit nach Neapel! Das Wetter klärt sich auf, die Sonne scheint wieder seit einigen Tagen zum erstenmal; der Paß ist da — der Wagen bestellt, und so sehe ich nun den Frühlingsmonaten entgegen. Lebt Ihr wohl.

Felix.

An Rebecka Dirichlet in Berlin.

Neapel, den 13. April 1831.

Liebe Rebecka!

Das stellt den Geburtstagsbrief vor; möge er Dir ein Feiertagsgesicht machen! — Er kommt nachträglich, aber er meint es nicht weniger gut; den Festtag selbst habe ich diesmal sonderbar, aber wunderschön zugebracht; — nur schreiben konnte ich nicht, denn ich hatte weder Tisch, noch Tinte; — ich stak tief in den pontinischen Sümpfen. — Möge Dir ein frohes Jahr bevorstehen, und mögen wir uns irgendwo treffen; hast Du an dem Tage meiner gedacht, so müssen sich die Gedanken etwa auf dem Brenner oder in Innspruck begegnet sein, denn ich dachte immer zu Dir hin. Wenn Du auch nicht nach dem Datum des Briefs siehst, so mußt Du es dem Tone anmerken, daß ich in Neapel bin. Zu einem ernsthaften, ruhigen Gedanken habe ich noch nicht kommen können; das Ding ist gar zu lustig um mich her; es fordert zum Nichtsthun und Nichtsdenken auf, und schon das Beispiel so vieler tausend Menschen treibt unwiderstehlich dazu an. Ich nehme mir zwar vor, daß es bald anders werden soll, aber die ersten Tage wird es schon so fortgehen müssen, das sehe ich. Ich stehe jetzt stundenlang auf meinem Balcon und gucke den Vesuv und den Golf an.

Aber ich muß jetzt wieder einmal meinen alten Beschreibungsstil versuchen; der Stoff häuft sich sonst gar zu sehr, und

ich werde confus, und Ihr könnt mir nicht recht folgen. Es stürmt wieder so viel Neues auf mich ein, daß ich nur ein Tagebuch zu schicken brauche, damit Ihr wißt, wie ich lebe und bewegt bin. Und so fange ich denn an und bekenne, daß mir der Abschied von Rom sehr schwer geworden ist. Ich hatte dort so ruhig und doch aufgeregt gelebt, viel liebe freundliche Bekanntschaften gemacht und war so eingewohnt, daß mir die letzten Tage mit ihren Unruhen und Herumlaufereien doppelt fatal erschienen. Den letzten Abend ging ich noch zu Vernet, um für mein ganz beendigtes Portrait zu danken und Abschied zu nehmen. Da machten wir etwas Musik, kannegießerten, spielten Schach, und so ging ich spät den Monte Pincio hinunter nach meinem Hause, packte zusammen und fuhr am andern Morgen mit meiner Reisegesellschaft ab. —

Ich saß im Cabriolet, sah mir die Gegend an und konnte nach Herzenslust träumen. Abends im Quartier gingen wir alle spazieren; die paar Tage glichen mehr einer Lustfahrt, als einer Reise. Der Weg von Rom nach Neapel ist auch das Reichste, das ich kenne, und die ganze Art zu reisen sehr angenehm. Man fliegt durch die Ebene hin; die Postillone jagen für ein kleines Trinkgeld wie toll, was in den Sümpfen sehr angebracht ist. Wenn man die Gegend sehen will, braucht man nur das Trinkgeld zu versagen, so geht es gleich langsamer. Von Albano über Ariccia und Genzano bis Velletri führt die Straße immer zwischen Hügeln, die tief mit Bäumen aller Art beschattet sind, Berg auf Berg ab, durch Ulmenalleen, bei Klöstern und Heiligenbildern vorüber. Auf der einen Seite ist immer noch die Campagna mit ihrem Haidekraut und ihren bunten Farben zu sehen; — darüber kommt das Meer, das im Sonnenschein schön blitzte, und dazu der heiterste Himmel; denn seit Sonntag früh ist es herrliches Wetter geworden. So fuhren wir in Velletri, unser erstes Nachtquartier, ein; dort war ein großes Kirchfest. Die schönen Frauen mit den prächtig originellen Gesichtern gingen truppweise in den Alleen auf und ab; die Männer in ihren Mänteln standen auf den Straßen gruppirt, — die Kirche war mit grünen Blätterguirlanden geziert; einen Brummbaß und einige Fiedeln hörten wir darin im Vorüberfahren ertönen; auf dem Platze wurde ein Feuerwerk vorbereitet; dazu ging die Sonne klar und ruhig unter, und die pontinische Ebene mit

ihren tausend Farben und den Felsen, die einzeln daraus am Horizont hervorragen, zeigte uns den Weg, den wir den nächsten Tag reisen sollten. Nach dem Abendessen wollte ich noch ein wenig gehen und entdeckte eine Art von Illumination; es war Alles lebendig auf den Straßen, und als ich endlich in die Gegend der Kirche kam und um die Ecke bog, war die ganze Straße auf beiden Seiten mit brennenden Fackeln besteckt, und in der Mitte gingen nun die Leute auf und ab und drängten sich und freuten sich, daß sie sich in der Nacht so deutlich sahen. Wie hübsch sich das ausnahm, kann ich gar nicht sagen. Vor der Kirche wurde das Gewühl am größten; ich drückte mich mit hinein; das kleine Gebäude war mit knieenden Menschen angefüllt, die die ausgestellte Hostie anbeteten; keiner sprach ein Wort; Musik war auch nicht; diese Stille, die erleuchtete Kirche, die vielen knieenden Frauen mit ihren weißen Tüchern auf dem Kopfe und den weißen Kleidern machten sich feierlich! Ein wunderschöner, kluger italienischer Junge erklärte mir draußen das ganze Fest und versicherte, es würde noch viel schöner sein, wenn nicht die Unruhen ausgebrochen wären; denn die hätten sie um's Pferderennen und um die Pechtonnen u. s. w. gebracht und deswegen sei es schade, daß die Österreicher nicht früher gekommen wären. Den folgenden Tag um Sechs ging es fort in die pontinischen Sümpfe. Es ist eine Art Bergstraße; man fährt durch eine schnurgerade Baumallee in einer Ebene; auf der einen Seite der Allee steht eine fortgehende Bergkette, auf der andern breiten sich die Sümpfe aus. Die sind aber mit unzähligen Blumen bewachsen und duften sehr lieblich; nur wird es auf die Länge betäubend, und ich fühlte sehr deutlich die schwerdrückende Luft trotz des heitern Wetters. Längs der Chaussee zieht sich ein Canal hin, den Pius VI. zur Ableitung der Sümpfe machen ließ. Darin saßen eine Menge Büffel, steckten nur den Kopf aus dem Wasser und fühlten sich sehr wohl darin. Einen sonderbaren Effect macht die schnurgerade Richtung der Straße; denn genau wie man das Ende der Bergkette gegen die Bäume der Allee zu auf der ersten Station sieht, so ist es auf der zweiten und dritten auch; nur immer um so viel Meilen näher und größer; — Terracina, welches gerade am Ende der Allee liegt, sieht man nicht, bis man dicht davor ist. Dann wendet man sich auf einmal links um eine Felsenecke und

hat das ganze Meer vor sich; Citronengärten, Palmen und alle Südgewächse auf dem Abhange vor der Stadt; die Thürme über den Büschen hervorsehend und den Hafen in's Meer hineinragend. Das Meer ist und bleibt doch für mich das Schönste in der Natur. Ich habe es fast noch lieber, als den Himmel. Von ganz Neapel hat mir wieder das Meer den erfreulichsten Eindruck gemacht; mir wird immer wohl, wenn ich die bloße weite Wasserfläche vor mir sehe. Von Terracina fängt nun der eigentliche Süden an. Dort ist ein anderes Land, und jede Pflanze, jeder Busch erinnert daran. Namentlich gefielen mir zwei gewaltige Bergrücken, zwischen denen die Straße durchgeht; sie waren ohne Schatten und Bäume, aber von oben bis unten mit Goldlack bewachsen, so daß sie ganz gelb aussahen und fast zu stark dufteten. — An großen Bäumen und Gras fehlt es sehr. Die Nester Fondi und Itri machen sich ganz räuberhaft und graulich. Die Häuser kleben an den Felswänden; große Thürme aus dem Mittelalter dazwischen; viel Schildwachen und Posten auf den Bergspitzen ausgestellt; wir kamen indeß ohne Abenteuer durch. In Mola di Gaeta blieben wir Abends. Da ist der berühmte Balcon, wo man über Citronen- und Orangengärten weg das blaue Meer vor sich hat mit dem Vesuv und den Inseln in weiter Ferne. Das war am 11. April; da ich nun den ganzen Tag im Stillen für mich gefeiert hatte, so konnte ich's am Abend doch nicht lassen, meiner Gesellschaft mitzutheilen, daß Dein Geburtstag sei, und da wurde Deine Gesundheit sehr getrunken; sogar ein alter Engländer, der dabei war, trank mit und wünschte mir „a happy return to my sister". Ich trank das Glas ganz leer auf Dein Wohl und dachte Dein. Sei unverändert, wenn wir uns wiedersehen! Mit solchen Gedanken hin und her ging ich noch Abends in den Citronengarten am Meeresufer und hörte, wie sich die Wellen so von fern her an's Land schoben und zuweilen sehr leise plätscherten. Es war eine himmlische Nacht! Unter tausend Dingen, die mir durch den Kopf gingen, fiel mir auch das Grillparzer'sche „Exempel" ein, welches eigentlich unmöglich in Musik zu setzen ist, weshalb es denn auch Fanny wunderschön componirt hat; im Ernst aber, ich sang das Lied lange für mich; denn ich stand nun eben an der Scene, von der es spricht. Das Meer hatte gefolgt, die Beschwerde aufgegeben und war sehr ruhig. Das

war das erste Lied. — Nun kam am folgenden Tag das zweite; denn das Meer war halb Wiese, halb Äther zu schauen, und die zierlichen Frauen nickten, wie auch Ölbaum und Cypresse; sie waren aber braun, und aus der Prosa kam ich just auch nicht her! — Was glänzt im Laube funkelnd wie Gold? Lauter Patrontaschen und Säbel; denn der König hielt Revue in S. Agata, und auf beiden Seiten des Weges defilirten Soldaten, die mir doppelt gut vorkamen, weil sie den preußischen ähnlich sahen, und weil ich lange nur die päpstlichen gesehen hatte. Einige trugen Blendlaternen auf den Flinten, weil sie Nachts marschirt hatten: das Ganze macht sich keck und lustig. Nun kommt man in einen kurzen Felsenpaß, und an dessen Ende fährt man in's Campanerthal hinunter. Es ist das reizendste Thal, das ich bis jetzt gesehen habe; wie ein unermeßlicher Garten; weit und breit bepflanzt und bewachsen; an der einen Seite die blaue Meerlinie, an der andern die sanften Bergreihen, über denen noch Schneespitzen hervorsahen; in großer Entfernung der Vesuv und die Inseln über die Ebene in blauem Duft ragend; auf die geht der Weg gerade zu. Große Baumalleen durchschneiden das weite Feld; unter jedem Stein drängen sich Gewächse hervor. Groteske Aloes, Cactus überall; ein Duft und eine Vegetation, wie toll; es ist unglaublich behaglich. Was in England durch die Menschen erfreulich ist, ist es hier durch die Natur; und wie dort kein Plätzchen ist, von dem nicht Jemand Besitz genommen und es angebaut und verziert hätte, so ist hier keins, wo die Natur nicht Besitz nimmt und Blumen und Kräuter und alles Schöne hervorbringt. Das Campanerthal ist die Fruchtbarkeit selbst. In der ganzen unermeßlichen Fläche, die in weiter Ferne von den blauen Bergen und dem blauen Meer begrenzt ist, giebt's nur Grün zu sehen. So kommt man nach Capua. Ich kann es dem Hannibal nicht übel nehmen, daß er zu lange da blieb.

Von Capua nach Neapel geht's zwischen Bäumen, die mit Weinlaub behängt sind, unaufhörlich fort, bis am Ende der Alleen der Vesuv und das Meer mit Capri und die Häusermasse vor Einem liegen. Ich wohne hier in S. Lucia wie im Himmel; denn erstlich habe ich den Vesuv, die Berge bis Castellamare und den Golf vor mir, und zweitens ist es drei Stock hoch. Leider raucht der Schelm von Vesuv aber nicht einmal

und sieht ganz aus, wie ein anderer schöner Berg. Dafür fahren sie aber Abends mit Licht auf den Kähnen im Golf hin und her, um Schwertfische zu fangen. Das macht sich auch gut. Lebt wohl, Ihr Lieben!

Felix.

An seine Familie.

Neapel, den 20. April 1831.

Man muß sich daran so gewöhnen, daß Alles anders kommt, als man es etwa erwartet und berechnet, daß Ihr Euch nicht wundern werdet, wenn statt des Tagebuchbriefs nur ein ganz kurzer einläuft, der eben mein Wohlsein meldet und außerdem nicht viel. Was die Gegend betrifft, so kann ich sie nicht beschreiben, und wenn Ihr durch Alle, die darüber gesprochen und geschrieben haben, keinen Begriff davon habt, so werde ich ihn schwerlich geben können. Denn es ist eben darum unbeschreiblich schön, weil man es nicht beschreiben kann. Was ich nun sonst berichten könnte, wäre von meinem Leben hier; das war aber so einfach, daß ich in zwei Worten damit fertig bin. Bekanntschaften habe ich nicht machen wollen, weil ich nur höchstens noch einige Wochen hier fest bleiben werde und dann in die Umgegend Touren mache, und weil ich nur die Natur hier herum recht kennen lernen will. So bin ich Abends um Neun zu Bett gegangen und Morgens um Fünf aufgestanden, um von meinem Balcon herab mich an dem Vesuv, dem Meer, der Küste von Sorrent in der Morgenbeleuchtung zu erquicken; dann habe ich große, sehr einsame Spaziergänge zu Fuß gemacht, mir meine eigenen Lieblingspunkte selbst herausgesucht, wobei ich dann die Freude hatte, daß mein schönster Punkt ein den Neapolitanern fast ganz unbekannter war. Bei diesen Spaziergängen suchte ich mir irgend ein Haus auf der Höhe aus, auf das ich mich hinarbeitete, oder ging nur nach der Idee, ließ

mich von der Nacht mit dem Mondschein überraschen, machte dann mit Vignerolen Bekanntschaft, um mich wieder zurück zu finden, so daß ich endlich ganz müde gegen Neun durch die Villa Reale nach Hause kam. Wie dann im Mondschein von der Villa aus sich das Meer mit dem reizenden Capri macht, wie da die blühenden Akazien fast betäubend duften, wie sonderbar sich die Fruchtbäume ausnehmen, die ganz mit rosa Blüthen überschüttet sind und wie rosa belaubte Bäume aussehen: — das ist schon wieder unbeschreiblich. Und weil ich denn eben meist nur in und mit der Natur gelebt habe, so kann ich weniger schreiben, als sonst; vielleicht kommen wir mündlich einmal darauf zurück; dann werden die Bilderchen in unserm Wohnzimmer Stoff und Anknüpfungspunkte zu Erzählungen geben. Nur noch das Eine, daß ich mit Dir, liebe Fanny, übereinstimme, indem Du einmal vor langen Jahren sagtest, Dein Liebling sei die Insel Nisida; vielleicht hast Du es schon vergessen, ich aber nicht. — Sie liegt vor Einem, als sei sie nur zum Lustort erschaffen. Wenn man aus dem Gehölz von Bagnuolo kommt, erschrickt man fast, weil sie so nah und groß und grün aus dem Meere aufsteigt, während die andern Inseln, Procida, Ischia und Capri, in weiter Ferne ungewiß mit ihren blauen Schatten dastehen. Zugleich hat sich Brutus nach Caesar's Ermordung auf der Insel versteckt, und Cicero hat ihn dort besucht; damals lag das Meer ebenso dazwischen, und die Felsen hingen auch so gebogen in's Meer, und es wuchs Grün darauf, wie jetzt. Das sind die Alterthümer, die mir gefallen und was zu denken geben, mehr als ein paar Brocken Mauerwerk! — Solch einen gründlichen Aberglauben, solche Betrügungssucht, wie hier in dem Volke, habe ich aber nie geahnt. Es hat mir oft die Natur verleidet; denn die Schweizer, über die sich Vater ärgerte, sind wirklich unschuldige Naturmenschen dagegen. Mein Wirth giebt mir regelmäßig zu wenig auf einen Piaster heraus; dann sage ich's ihm, und dann holt er ruhig den Rest. — Die einzigen Bekanntschaften, die ich hier machen werde, sollen musikalische sein, um nichts unvollständig zu lassen, so z. B. die Fodor, die nicht öffentlich singt, Donizetti, Coccia u. s. w.

Nun an Dich, lieber Vater, noch ein paar Worte. Du hast mir geschrieben, daß Du es nicht gern sehen würdest, wenn ich nach Sicilien ginge, und ich habe demnach diesen Plan aufge-

geben, obgleich ich nicht läugnen kann, daß es mir etwas schwer wird; denn es war wirklich mehr, als ein „whim“ von mir. — Gefahren sind gar nicht zu befürchten; es geht sogar, recht um mir das Herz schwer zu machen, am 4. Mai ein Dampfboot ab, welches die ganze Tour macht, auf dem viele Deutsche, wahrscheinlich auch der hiesige Gesandte, mitgehen werden; und einen feuerspeienden Berg hätte ich gern gesehen, da der böse Vesuv nicht einmal raucht. Deine Vorschriften haben indeß bis jetzt immer so sehr mit meinen Wünschen übereingestimmt, daß ich gewiß die erste Gelegenheit, Dir auch gegen meinen augenblicklichen Wunsch gehorsam zu sein, nicht vorbeigehen lassen werde, und somit habe ich Sicilien von meiner Reiseroute gestrichen. Vielleicht können wir uns um desto eher wiedersehen.

Und nun lebt wohl; heut will ich nach Capo di Monte spazieren gehen.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Neapel, den 27. April 1831.

Es ist beinahe 14 Tage, daß ich keinen Brief von Euch habe; hoffentlich ist nichts Beunruhigendes vorgefallen, und so sehe ich denn jeden Posttag Nachrichten entgegen. Mit meinem Schreiben wird es aus Neapel nicht viel werden. Man steckt zu tief darin, um sich gleich hinaus versetzen und erzählen zu können. Dazu kommt noch, daß ich das schlechte Wetter, welches wir einige Tage lang hatten, zum Arbeiten benutzt und mich mit Eifer auf die „Walpurgisnacht“ geworfen habe. Das Ding hat mich immer mehr interessirt, so daß ich nun jede freie Minute benütze, um daran zu arbeiten. — In wenig Tagen soll es fertig sein, denke ich, und es kann ein ganz lustiges Stück werden. Bleibe ich so im Zuge, wie jetzt, so mache ich auch noch die „Italienische Symphonie“ in Italien fertig; dann hätte ich doch eine

ganz gute Ausbeute von diesem Winter mitzubringen. Dazu wird täglich etwas Neues gesehen; die Partien mache ich meist mit Schadows. Gestern waren wir in Pompeji. Das ist halb wie eine Brandstätte, halb wie eine eben verlassene Wohnung. Für mich, dem beides immer etwas Rührendes hat, war der Eindruck eigentlich der traurigste, den ich bis jetzt in Italien gehabt. Als seien die Menschen eben ausgegangen, ist es; doch zeigt wiederum fast Alles auf eine andere Religion, anderes Leben, kurz auf 1700 vergangene Jahre hin; und dazu klettern denn Franzosen und Engländerinnen munter drauf umher, zeichnen es auch wohl gar ab; — es ist wieder einmal das alte Trauerspiel von Vergangenheit und Gegenwart, über das ich in meinem Leben nicht wegkomme. Das lustige Neapel macht sich darauf freilich ganz gut; aber die übertriebene Masse von elenden Bettlern, die Einen auf allen Wegen und Stegen verfolgen, den Wagen in Haufen einschließen, sobald man anhält, namentlich die weißhaarigen alten Leute, die man darunter sieht, thun wir wehe; denn eine solche Masse von Elend kann man sich gar nicht denken. Geht man am Meer spazieren, sieht nach den Inseln hinüber, — will dann auch einmal auf's Land sehen und steht in der Mitte von Krüppeln, die mit ihren Gebrechen coquettiren, oder findet sich, wie mir es neulich geschah, von 30 bis 40 Kindern umgeben, die alle ihr „muoio di fame“ absingen und sich dabei auf die Kinnbacken klopfen, um zu zeigen, daß sie nichts zu beißen haben, — so macht es einen widerlichen Contrast. Und doch ist es mir noch viel verhaßter, daß man die Freude, ein zufriedenes Gesicht zu sehen, durchaus entbehren muß; denn wenn man reichlich gegeben hat, sei es an Custoden, Arbeiter, Aufwärter, kurz, wem ihr wollt, so ist die stehende Redensart: „niente di più?“ Dann kann man gewiß sein, daß es zu viel ist. Ist es der rechte Preis, so geben sie es in der größten Entrüstung zurück, kommen dann nach und bitten wieder darum. Das sind Kleinigkeiten, aber sie zeigen den kläglichen Zustand der Leute. Bin ich doch schon so weit gekommen, mich einmal über die immerwährende lächelnde Heiterkeit der Natur zu ärgern, als mir auf abgelegenen Spaziergängen überall Bettler entgegen kamen, und einige davon Viertelstunden weit mitgingen. Nur wenn ich auf meinem Zimmer ruhig sitze, den Meerbusen und den Vesuv darüber ansehe und

ganz allein damit bin, ist mir hier recht wohl und heiter geworden. Heut werden wir nach dem Camaldolenser Kloster hinaufsteigen und morgen, wenn das Wetter sich hält, nach Procida und Ischia. Abends bin ich heut bei Mme. Fodor mit Donizetti, Benedict u. a. m. Sie ist sehr freundlich und gefällig gegen mich; durch ihr Singen hat sie mir schon großes Vergnügen gemacht; denn sie hat eine unglaubliche Leichtigkeit und macht ihre Verzierungen mit solchem Geschmack, daß man sieht, wie die Sontag sich Vieles von ihr angenommen hat; namentlich das mezza voce, das die Fodor, deren Stimme nicht mehr ganz frisch und voll ist, sehr politisch klug an vielen Stellen anzubringen weiß. Da sie auf dem Theater nicht singt, so ist es mir doppelt lieb, sie persönlich kennen gelernt zu haben. Das Theater ist jetzt für mehrere Wochen geschlossen, weil das Blut des heiligen Januarius ehester Tage fließen soll. Was ich vorherig dort gehört, war der Mühe des Hingehens nicht werth. Das Orchester, wie in Rom, schlechter als jedes deutsche, — keine einzige erträgliche Sängerin, und nur Tamburini mit seiner frischen Baßstimme gab dem Ganzen etwas Leben. Um italienische Opern zu hören, muß man jetzt nach Paris oder London gehen. Ich bitte Gott, daß es nur nicht mit der deutschen Musik ebenso werden möge! — Ich muß aber zu meinen Hexen zurück; verzeiht, wenn ich für heut aufhöre. Der ganze Brief schwebt eigentlich in Ungewißheit; oder vielmehr schwebe ich darin, ob ich die große Trommel dabei nehmen darf, oder nicht: „Zacken, Gabeln und wilde Klapperstöcke" treiben mich eigentlich zur großen Trommel; aber die Mäßigkeit räth mir ab. Ich bin auch gewiß der Einzige, der den Blocksberg ohne kleine Flöte componirt; aber um die große Trommel thäte es mir leid, und ehe Fanny's Rath ankommt, ist die Walpurgisnacht fertig und eingepackt, — ich fahre schon wieder durch's Land, und Gott weiß, wovon dann die Rede ist. Ich bin überzeugt, Fanny sagte „Ja"; aber ich bin doch unschlüssig. Großer Lärm muß auf jeden Fall gemacht werden. — O Rebecka, kannst Du mir nicht einige Liedertexte schaffen und schicken; mir ist sehr danach zu Muthe, und Du mußt wieder was Neues zu singen haben. Wenn Du mir hübsche Verse schicken kannst, alte oder neue, lustige oder saure oder sauersüße, so schiebe ich sie Dir in Deine Stimme hinein. Für sonstige Bestellungen stehe ich zu Diensten. Ich bitte

Dich, schaff mir was zu arbeiten für die Reise, in den Wirthshäusern. Nun aber lebt alle wohl und so ganz wohl, wie ich es möchte, — und denkt mein.

Felix.

An seine Familie.

Neapel, den 17. Mai 1831.

Ihr Lieben!

Sonnabend, den 14ten Mai, 2 Uhr sagte ich dem Fuhrmann, er möge nur umwenden; — wir hielten vor dem Tempel der Ceres in Pästum, und das war der südlichste Punkt auf meiner Jugendreise. Der Wagen kehrte sich um nach Norden zu, und seitdem nähere ich mich wieder Euch, wenn ich weiterreise. Es war ungefähr ein Jahr, daß ich mit Vater nach Dessau und Leipzig abgereist war, und so stimmt es auch in der Zeit; es war die Hälfte. Ich habe das Jahr für mich benutzt, — bin an Eindrücken und Erfahrungen sehr viel reicher; war auch fleißig in Rom und hier; aber Äußerliches ist nichts geschehen, und im Anfange des nächsten Jahrs, so lange ich in Italien bin, wird es auch wohl dabei bleiben. Darum ist mir aber doch die Zeit nicht weniger lieb, als andere, wo ich äußerlich und in der Meinung der Leute vorwärts kam; denn das hängt doch immer zusammen. Habe ich was Rechtes erlebt, so wird es schon auch nach außen wirken, und ich will gewiß keine Gelegenheit dazu vorüber lassen. Hoffentlich wird die auch noch vor Ende dieser Reise ein paarmal kommen; deshalb kann ich die Monate, die mir noch für Italien bleiben, fortfahren, die Natur und den blauen Himmel zu genießen, ohne an was Anderes zu denken. Nur da ist jetzt die Kunst von Italien, — da und in Monumenten; aber da bleibt sie auch ewig, und da wird Unsereins zu lernen und zu bewundern finden, so lange der Vesuv stehen bleibt, und so lange die milde Luft und das Meer und die

Bäume nicht vergehen. Trotz dessen bin ich Stockmusiker genug, um mich herzlich wieder einmal nach einem Orchester oder einem vollen Chor zu sehnen. Es ist doch auch Klang darin, und solchen giebt's hier nicht; das ist jetzt unsere Sache geworden, und wenn man so lange ganz ohne dieses Element hat sein müssen, so fehlt es Einem sehr. Orchester und Chor sind hier wie in einer untergeordneten Mittelstadt bei uns, nur noch roher und unsicherer. Der erste Violinist schlägt durch die ganze Oper hindurch die vier Viertel des Tactes auf einen blechernen Leuchter, so daß man es zuweilen mehr hört, als die Stimmen (es klingt etwa wie obligate Castagnetten, nur stärker), und trotz dessen sind Orchester und Stimmen nie zusammen. Bei jedem kleinen Instrumentalsolo kommen altmodische Verzierungen und besonders ein schlechter Ton zum Vorschein. Das Ganze ist ohne den geringsten Geist, ohne Feuer und Lust. Die Sänger sind die schlechtesten italienischen, die ich bis jetzt irgendwo gehört habe, Italien ausgenommen; denn wenn man eine Idee von italienischem Gesang haben will, muß man nach London oder Paris gehen. Selbst die Dresdener Gesellschaft, die ich in Leipzig voriges Jahr hörte, ist besser, als irgendeine hier. Es ist ja auch natürlich; beim grenzenlosen Elend, das man hier überall sieht, — wo soll sich da ein Boden zur Erhaltung eines Theaters, das jetzt doch einmal große Mittel braucht, finden? und die Zeit, wo jeder Italiener geborner Musiker war, ist, wenn sie jemals gewesen, lange vorbei. Sie behandeln es wie jeden Modenartikel, kalt, gleichgültig, kaum mit dem Interesse des äußerlichen Anstandes, und da ist es nicht zu verwundern, wenn jedes einzelne Talent, wie es aufkommt, gleich in die Fremde zieht, wo es besser anerkannt, besser an seinen Platz gestellt wird, und wo es Gelegenheit findet, etwas Ordentliches, Herzstärkendes zu hören und zu lernen. — Der einzige Tamburini hier ist recht gut. Man hat ihn aber längst schon in Wien, in Paris und, ich glaube, auch in London gehört, und jetzt, wo er anfängt, seine Abnahme zu fühlen, geht er nach Italien zurück. Auch daß die Italiener die Gesangskunst allein besitzen sollen, kann ich nicht begreifen; denn was ich von italienischen Sängern und Sängerinnen Kunstreiches gehört habe, das kann die Sontag auch und in noch höherem Grade; sie hat es zwar, wie sie sagt, meist von der Fodor gelernt, aber warum sollte denn nun eine

andere Deutsche es nicht von der Sontag lernen können? Und die Malibran ist eine Spanierin. Diese Glorie vom „Lande der Musik" kann Italien nicht behalten; in der That hat es sie schon verloren und wird es auch vielleicht bald in der Meinung der Leute, obwohl das letztere zufällig ist. Ich war neulich in einer Gesellschaft Musiker, wo man von einer neuen Oper eines Neapolitaners, Coccia, sprach und wissen wollte, ob sie gut sei? „Wahrscheinlich ist sie gut," sprach einer der Musiker, „denn Coccia war lange in England, hat da studirt, und es haben dort auch einige seiner Sachen gefallen." Das war mir auffallend, man würde in England gerade so von Italien gesprochen haben. Aber quo me rapis? Euch lieben Schwestern sag' ich heut nichts, schicke aber in den nächsten Tagen einen kleinen persönlichen Aufsatz, der Euch zugeeignet ist. Erschreckt nicht! ich dichte nicht; das Ding ist und heißt nur: Ein Tagebuch der Spazierfahrt nach den Inseln im Mai.

Felix.

An Fanny Hensel und Rebecka Dirichlet in Berlin.

Neapel, den 28. Mai 1831.

Liebe Schwestern!

Da das Tagebuch zu dünn und schlecht geworden ist, muß ich Euch doch wenigstens ein abrégé meiner Geschichte mittheilen. Wisset denn, daß Freitag, den 20sten Mai, in Neapel in corpore gefrühstückt wurde, nämlich Früchte und dergleichen, und in corpore heißt: die Reisegesellschaft nach den Inseln, die aus Ed. Bendemann, T. Hildebrandt, Carl Sohn und Felix Mendelssohn Bartholdy bestand.

Mein Bündel war nicht sehr schwer und enthielt außer Goethe's Gedichten und drei Hemden wenig Erhebliches. So packten wir uns in einen Miethwagen und fuhren durch die Grotte des Posilippo nach Pozzuoli. Der Weg führt längs dem Meere und ist das Lustigste, was man sehen kann. Um

so mehr thut die entsetzliche Masse von Blinden, Krüppeln, Bettlern, Galeerensclaven, kurz Elenden aller Art, die Einen dort empfangen in der Feiertagsnatur, wehe. Ich setzte mich ruhig in den Hafen hin und zeichnete, während die Andern sich mit den Serapistempeln, den Theatern, den heißen Quellen und ausgebrannten Kratern quälen mußten, die ich schon dreimal und zur Genüge gesehen hatte. — Dann nahmen wir, wie junge Patriarchen oder Nomaden, all' unser Hab' und Gut, Mäntel, Bündel, Bücher, Mappen, auf Esel, setzten uns selbst oben drauf und machten die Tour um den Meerbusen von Bajae zum Averner-See, wo man sich für sein Mittagessen Fische einkaufen muß, über den Berg nach Cuma (vergleiche Goethe's Wanderer) und kamen so nach Bajae herunter, wo gegessen und geruht wurde. Dann wurden noch Tempelruinen, alte Bäder und dergleichen besehen, und so wurde es Abend, ehe wir zur Überfahrt kamen. Um $^1/_2$10 Uhr langten wir im Städtchen Ischia an, und im einzigen Wirthshaus war Alles besetzt, so daß wir uns entschlossen, noch bis zu Don Tommaso zu gehen, zwei Stunden Wegs, die wir aber in $^5/_4$ liefen; — es war prächtig kühl; in allen Weinranken und Feigenbäumen und Gesträuchen saßen unzählige Glühwürmer und ließen sich fangen; und als wir endlich etwas ermüdet beim Don gegen Eilf eintrafen, fanden wir noch alle Leute wach, die nettesten Zimmer, frische Früchte, einen freundlichen Diaconus als Kellner und blieben bis Mitternacht behaglich sitzen einer Fuhre Kirschen gegenüber. Andern Morgens war es aber schlecht Wetter und regnete tüchtig. Auf den Epomeo konnte man also nicht hinauf, und da wir eigentlich auch nicht so recht viel mit einander conversiren konnten (es ging nun einmal nicht, Gott weiß, warum), so wäre das Ding langweilig geworden, hätte Don Tommaso nicht den niedlichsten Hühnerhof, den es in Europa geben kann. Vorne an der Thür steht ein gewaltiger schattiger Orangenbaum mit vielen reifen Früchten, unter dessen Ästen die Treppe nach der Wohnung hinaufführt. Jede von den weißen steinernen Stufen ist mit einem großen Blumentopfe besetzt, und der Flur oben besteht aus einer weiten offnen Halle, wo man aus einem Bogen heraus den ganzen Hof mit Orangenbaum, Treppe, den Strohdächern, Weinfässern und Krügen,

den Eseln und Pfauen übersehen kann. Damit es am Vordergrunde nicht fehle, steht unter dem gemauerten Bogen ein indischer Feigenbaum so üppig, daß man ihn mit Stricken an die Mauer hat festbinden müssen. Den Hintergrund endlich machen die Weinberge mit den Lusthäusern und die Vorhöhen des Epomeo. Unter dem Bogen war man nun vor dem Regen geschützt; da setzten wir uns alle Vier hin und zeichneten den ganzen lieben Tag lang uns den Hof ab, so zierlich es gehen wollte. Ich habe mich überhaupt nicht genirt, sondern immer mitgezeichnet und glaube auch etwas profitirt zu haben. Nachts gab es ein ganz furchtbares Gewitter, und ich beobachtete im Bette, daß die Donner am Epomeo entsetzlich lange nachbrummen, etwa wie am Vierwaldstädter See, oder noch länger. Den nächsten Morgen, Sonntag, schien es heiter zu sein. Wir gingen nach Foria, sahen die Leute in ihren bunten Costümen in den Dom gehen; die Frauen hatten ihre berühmten zusammengelegten Mousselinetücher auf dem Kopfe, die Männer standen vor dem Kirchplatze und kannegießerten in knallrothen Sonntagskappen, und so wanden wir uns durch die festlichen Dörfer nach und nach den Berg hinauf. Es ist ein großer zerrissener Vulkan, voll Spalten, Höhlen, Abhängen und steilen Klüften. Die Höhlen haben sie zu Weinkellern benutzt und mit großen Fässern vollgepfropft; auf den Abhängen sind überall Weinberge mit Feigen- oder Maulbeerbäumen; auf den steilen Felsstücken wächst Korn und giebt mehrmals im Jahre Ernten; die Schluchten sind mit Epheu, unzähligen bunten Blumen und Kräutern bedeckt; und wo sich sonst noch ein Platz findet, da schießen junge echte Kastanienbäume auf und geben den schönsten Schatten. So liegt das letzte Dorf, Fontana, mitten im Grün und in den Pflanzen. Da überzog sich der Himmel aber; es wurde dunkel, und als wir höher hinaufkamen, bei den obersten Felsspitzen, war es ganz neblig geworden; die Dünste tanzten umher, und obwohl die zackigen Felsen, der Telegraph und das Kreuz wunderlich genug in den Wolken sich ausnahmen, so konnten wir doch von der Aussicht nicht das Geringste sehen. Zugleich fing es zu regnen an; man kann nicht oben bleiben und warten, wie auf dem Rigi, und so mußten wir also, ohne seine Bekanntschaft gemacht zu haben, den Epomeo wieder verlassen, liefen

im Regen hinunter; einer sprang über den andern; ich glaube wir haben keine Stunde gebraucht. — Andern Tags fuhren wir nach Capri. Das Ding hat schon was Morgenländisches an sich, mit der glühenden Hitze, die von den weißen Felswänden abprallt, mit den Palmen und den runden Kuppeln der Kirchen, die wie Moscheen aussehen. Der Scirocco war brennend und machte mich zum rechten Genießen untauglich; denn in dieser Sonnenhitze 537 Stufen hinauf und dann wieder hinunter zu steigen nach Anacapri hin, ist eine Pferdearbeit. Aber wahr ist es, daß das Meer sich ganz wunderbar schön ausnimmt von dem kahlen Felsen herunter und zwischen den tollen Zacken hindurch. Vor Allem muß ich aber von der blauen Grotte erzählen; denn die kennt nicht ein Jeder, weil man nur bei stillem Wetter oder schwimmend hineinkann. Wo die Felsen ganz senkrecht in's Meer hineinstehen und vielleicht auch unter dem Wasser noch eben so hoch sind, wie darüber, da hat sich eine gewaltige Höhle gebildet, aber so, daß im ganzen Umkreis der Höhle die Felsen mit ihrer Breite auf dem Meere ruhen oder vielmehr unmittelbar hineinhängen und erst von da aus aufsteigen bis zur Wölbung der Höhle; das Meer füllt also den ganzen Boden der Höhle aus, und diese hat ihre Öffnung unter dem Wasser; nur ein kleines Stück der Öffnung ragt über dem Wasser hervor, und durch dies kleine Stück fährt man nun mit einem schmalen Kahn, auf dessen Boden man sich ausstrecken muß, hinein. Ist man einmal drin, so liegt die ganze ungeheure Höhle mit ihrer Wölbung über Einem, und man kann frei, wie unter einem Dome, darin umherrudern. Das Sonnenlicht fällt nun aber auch durch die Öffnung unter dem Wasser hinein, wird durch das grüne Meerwasser gebrochen und gedämpft, und daher kommen die zauberischen Erscheinungen. Die ganzen hohen Felsen sind himmelblau und grünlich im Dämmerlicht, etwa wie im Mondschein; doch sieht man alle Ecken und Vertiefungen deutlich; das Meer aber ist durch und durch vom Sonnenlicht beleuchtet und erhellt, so daß der schwarze Kahn auf einer hellen glänzenden Fläche schwebt; die Farbe ist das blendendste Blau, das ich je gesehen habe, ohne Schatten, ohne Dunkelheiten, wie eine Scheibe des hellsten Milchglases; und wie die Sonne durchscheint, so sieht man auch ganz deutlich Alles, was unter

dem Wasser vorgeht, und das ganze Meer mit seinen Geschöpfen thut sich auf. — Da sieht man an den Felsen die Korallen und Polypen sitzen; tief unten begegnen sich Fische aller Art und schwimmen an einander vorüber, die Felsen werden gegen das Wasser zu immer dunkler, und am Ende, wo sie dicht darüber hängen, sind sie schwarz, und man sieht weiter unter ihnen fort noch das helle Wasser mit Krebsen, Fischen und Gewürmen darin. Dazu hallt es ganz wunderlich in der Grotte von jedem Ruderschlage wieder, und wie man an den Wänden umherfährt, so kommen neue Gestalten zum Vorschein. Ich wollte, Ihr könntet das sehen, denn es ist ganz sonderbar zauberhaft. Dreht man sich nach der Öffnung um, durch die man hineinkam, so scheint das Tageslicht rothgelb hindurch, dringt aber nicht weiter, als ein paar Schritt davon, und so ist man ganz einsam auf dem Meere unter den Felsen, mit seinem eigenen besonderen Sonnenlichte; es ist, als könne man einmal ein wenig unter dem Wasser leben. —

Dann wurde nach Procida übergesetzt, wo die Frauen sich griechisch kleiden, aber darum doch nicht hübscher aussehen; aus allen Fenstern guckten neugierige Gesichter; ein paar Jesuiten mit den schwarzen Kleidern und den dunklen Gesichtern saßen in einer hellen Weinlaube, ließen sich's wohl sein und machten ein hübsches Bild. Dann über's Meer nach Pozzuoli und so durch die Grotte des Posilippo wieder nach Hause.

An Paul kann ich über die Veränderung seines Wohnorts und den Eintritt in die große weite Londoner Welt nicht schreiben, weil er mir nur mit zwei Worten sagt, er würde wahrscheinlich in drei Wochen abreisen, und mein Brief ihn also nicht mehr in Berlin antreffen kann; in einer Woche riskire ich's und adressire an meinen Bruder in London. Es soll nun einmal sein, daß das rauchige Nest mein Lieblingsaufenthalt ist und bleibt. Das Herz geht mir auf, sobald ich daran denke; und male ich mir nun gar meine Rückkehr dahin aus, wie ich von Paris hinüberreise und Paul dort selbstständig, allein, verändert in den alten lieben Umgebungen finde; wie er mir seine neuen, ich ihm meine alten Freunde vorführen kann, wie wir dann zusammenwohnen und -leben: so wird mir schon jetzt ungeduldig, nur bald dahin zu kommen. Aus einigen Zeitungen, die mir Bekannte zukommen lassen, sehe

ich, daß mein Name auch nicht vergessen ist, und so kann ich hoffen, wenn ich dorthin zurückkehre, wieder fortarbeiten zu können, wie ich es damals nicht durfte, weil ich nach Italien mußte. Macht die Oper in München Schwierigkeit, oder geben sie mir nicht den Text, den ich wünsche, so mache ich eine Oper für London; denn daß ich dort den Auftrag dazu erhalte, sobald ich es möchte, das weiß ich. Für das Philharmonic bringe ich auch neue Sachen mit, und so will ich meine Zeit gut anwenden.

Da ich die Abende hier frei habe, so lese ich ein wenig Französisch und Englisch; namentlich haben mich die Barricades, und Les états de Blois interessirt, weil man sich mit Grausen in eine Zeit versetzt sieht, die man oft als eine kräftige, zu früh vergangene muß preisen hören. Wenn mir die Bücher auch viele Fehler zu haben scheinen, so ist die Schilderung der beiden gegenüberstehenden Häupter, von denen Einer immer schwächer, unschlüssiger, heuchlerischer und jämmerlicher sich zeigt, als der Andere, doch gewiß nur zu wahr, und man dankt Gott, daß dieses gepriesene Mittelalter vorüber ist und nie wiederkehren kann. Zeigt es keinem Hegelianer, aber es ist so, und je mehr ich darüber lese und denke, desto deutlicher fühle ich das. Ein großer Liebling von mir ist Sterne geworden. Mir fiel ein, daß Goethe einmal über die „Sentimental journey“ sprach und sagte, man könne durchaus nicht besser ausdrücken, wie des Menschen Herze ein trotzig und verzagt Ding ist. Da fand ich sie zufällig, dachte, ich wollte sie doch kennen lernen, und habe mich sehr gefreut, wie darin Alles so fein und schön aufgefaßt und hingestellt ist. Deutsches giebt es hier wenig zu lesen; ich bin also auf die Goethe'schen Gedichte beschränkt, und bei Gott, es ist genug darin zu bedenken; — neu bleibt es immer. Namentlich interessiren mich hier die Gedichte, die er offenbar in oder um Neapel geschrieben hat, wie z. B. Alexis und Dora; denn ich sehe fast täglich von meinem Fenster aus, wie das wunderbare Gedicht entstanden ist. Ja, wie es denn mit allen Meisterwerken geht, so denke ich oft so von selbst und plötzlich daran, daß mir ist, als müsse es mir auch bei ähnlicher Gelegenheit eingefallen sein, und als hätte er es nur zufällig ausgesprochen. Von dem Gedicht „Gott segne Dich, junge

Frau" behaupte ich nun gar, das Local aufgefunden und bei der Frau zu Mittag gegessen zu haben; aber natürlich muß sie jetzt schon ganz alt und ihr säugender Knabe ein stämmiger Vignerol geworden sein. Zwischen Pozzuoli und Bajae liegt ihr Haus, „eines Tempels Trümmern", und nach Cuma ist es drei Meilen gut. Da könnt Ihr Euch denken, wie Einem die Gedichte neu werden, und wie anders und frisch man sie wieder empfindet und kennen lernt. Von Mignon's Lied will ich gar nicht erst sprechen. Aber toll ist es doch, daß Goethe und Thorwaldsen leben, daß Beethoven erst vor ein paar Jahren gestorben ist, und daß H— behauptet, die deutsche Kunst sei mausetodt. Quod non! Schlimm genug für ihn, wenn es ihm so zu Muthe ist; aber wenn man ein Weilchen über das Raisonnement nachdenkt, kommt es Einem doch sehr schaal vor. — A propos! Schadow, der in einigen Tagen nach Düsseldorf zurück geht, verspricht mir, bei Immermann neue Lieder für mich auszuwirken, auf die ich mich sehr freue. Der Mann ist doch ein Dichter; das steht ebenso in seinen Briefen, wie in Allem. Graf Platen ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von fünfunddreißig Jahren; er hat mir Furcht gemacht. Die Griechen sehen anders aus! Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf Deutsch thut. Doch ich komme zu sehr in's Plaudern; also lebt wohl für heute.

Felix.

An seine Eltern.

Rom, den 6. Juni 1831.

Liebe Eltern!

Nun ist's mal wieder Zeit, daß ich Euch einen ordentlichen vernünftigen Brief schreibe; ich glaube, daß alle die aus Neapel eigentlich nichts recht getaugt haben. Es ist, als wolle Einen die Luft da nicht zum Nachdenken kommen lassen; wenig-

stens ist es mir nur sehr selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier, und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit, von der ich Euch in meinen ersten Briefen aus Rom schrieb, haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe, als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage Euch aber im Vertrauen, daß ich nach und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besonderen Haß bekomme; — ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit nicht recht mag oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigenthümlich und schön und groß sein soll, das muß einseitig sein, wenn diese eine Seite nur zur größten Vollkommenheit ausgebildet ist: — und das kann kein Mensch Rom abstreiten. Um als große Stadt eigenthümlich zu sein, dazu scheint mir Neapel zu klein. Das ganze Leben und Treiben beschränkt sich auf zwei große Straßen: den Toledo und die Küste vom Hafen bis zur Chiaja. Die Idee eines Mittelpunktes für ein großes Volk, die London so wunderbar schön macht, giebt mir Neapel nicht, und zwar, weil eben das Volk fehlt; denn die Fischer und Lazzaroni kann ich kein Volk nennen. Sie sind mehr wie Wilde, und ihr Mittelpunkt ist nicht Neapel, sondern das Meer. Die Mittelclassen, die gewerbetreibenden, arbeitenden Bürger, die in den andern großen Städten die Grundlage bilden, sind hier ganz untergeordnet; man möchte sagen, es fehlt ganz daran. Das ist es, was mir eigentlich den Aufenthalt in Neapel selbst oft verdrießlich gemacht hat, so sehr ich die Umgegend liebe und genossen habe; und wie mir das immer von Neuem vor die Augen trat, so glaube ich am Ende sogar an mir selbst den Grund davon erfahren zu haben. Ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich unwohl war in dem fortwährenden Sciroccowetter; aber es war unangenehmer, als eine Unpäßlichkeit, die in ein paar Tagen vorübergeht. Ich fühlte mich schlaff, unlustig zu allem Ernsthaften: kurz, unthätig. Wie ich denn nun tagelang mit mürrischem Gesichte die Straße auf und ab schlenderte und mich am liebsten eigentlich auf die Erde gelegt hätte, ohne irgend etwas zu denken, zu wollen, zu

thun, — da fiel mir auf einmal ein, daß die Hauptclassen von Neapel am Ende wirklich so lebten, und daß also der Grund zu meinem Mißbehagen nicht, wie ich fürchtete, in mir, sondern im Ganzen, — in Luft, Klima u. s. w. liegen möchte. Das Klima ist für einen großen Herrn eingerichtet, der spät aufsteht, nie zu Fuß zu gehen braucht, nichts denkt (weil das erhitzt), Nachmittags seine paar Stunden auf dem Sopha schläft, dann sein Eis ißt und Nachts in's Theater fährt, wo er wieder nichts zu denken findet, sondern da Besuche machen und empfangen kann. Auf der andern Seite ist das Klima wieder eben so passend für einen Kerl im Hemde mit nackten Beinen und Armen, der sich ebenfalls nicht zu bewegen braucht, — sich ein paar Gran erbettelt, wenn er einmal nichts zu leben hat, — Nachmittags sein Schläfchen macht auf der Erde, am Hafen oder auf dem Steinpflaster (die Fußgänger steigen über ihn weg oder schieben ihn aus dem Wege, wenn er gerade in der Mitte liegt), der dann sich seine frutti di mare etwa selbst aus dem Meere heraufholt, dann da schläft, wo er Abends zuletzt hinkommt, — kurz, der in jedem Augenblicke das thut, was ihm gerade gemüthlich ist, wie ein Thier. Das sind denn nun auch die beiden Hauptclassen in Neapel. Bei weitem der größte Theil der Bevölkerung des Toledo besteht aus zierlich geputzten Herren und Damen oder schönen Carossen, in denen sich Mann und Frau einander spazieren fahren, oder aus diesen braunen Sans-culottes, die 'mal Fische zum Verkauf tragen und gräßlich dazu brüllen oder Last tragen, wenn es an Gelde fehlt. Leute aber, die eine fortgesetzte Beschäftigung haben, — irgend eine Sache mit Fleiß und Beharrlichkeit verfolgen und ausbilden, — die Arbeit um der Arbeit willen lieben, giebt es nur wenige, glaube ich. — Goethe sagt, das sei der Jammer des Nordens, daß man dort immer etwas thun wolle und immer nach etwas strebe, und giebt einem Italiener Recht, der ihm räth, er solle nicht so viel denken: — das mache nur Kopfschmerzen. Es muß aber wohl sein Spaß sein; wenigstens hat er nicht danach gehandelt, sondern eben recht wie ein Nordländer. Will er aber damit nur sagen, daß die verschiedenen Charaktere in der Natur begründet seien und von ihr abhängen, so hat er natürlich Recht, das versteht sich. Ich kann auch wohl einsehen, wie das Alles so sein muß,

und warum die Wölfe heulen; aber man braucht darum doch nicht mit ihnen zu heulen; das Sprüchwort sollte gerade umgekehrt sein. Die Leute nun, die ihrer Lage nach arbeiten und also auch denken und thätig sein müssen, die behandeln das Ding wie ein nothwendiges Übel, das ihnen Geld verschafft, und wenn sie es haben, leben sie wie die großen oder wie die nackten Herren. Daher ist kein Laden, wo man nicht betrogen würde. Einheimische, die viele Jahre lang dort Kunden sind, müssen ebenso handeln und auf ihrer Hut sein, wie Fremde; und einer meiner Bekannten, der funfzehn Jahre aus einem Laden kaufte, erzählte mir, wie seit funfzehn Jahren immer derselbe Kampf um ein paar Scudi sei, und wie nichts ihm dagegen helfe. Daher eben giebt es so wenig Industrie und Concurrenz; daher macht Donizetti eine Oper in zehn Tagen fertig; sie wird ausgezischt, aber das thut gar nichts; denn er bekommt dafür bezahlt und kann wieder spazieren gehen. Sollte aber seine Reputation endlich gefährdet werden, so würde er wieder zuviel arbeiten müssen, und das wäre unbequem. Darum schreibt er einmal eine Oper in drei Wochen, giebt sich zu ein paar Stückchen Mühe, damit sie recht gefallen, und kann dann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben! So malen ihre Maler die unglaublich schlechten Bilder, die noch weit unter der Musik stehen. So bauen die Architekten die abgeschmacktesten Gebäude (unter andern eine Nachahmung von St. Peter im Kleinen im chinesischen Geschmack). Alles das ist aber einerlei; die Bilder sind bunt, die Musik macht Lärm, die Gebäude geben Schatten — mehr will der neapolitanische Große nicht davon. — Wie mir denn nun körperlich ebenso zu Muthe wurde, wie ihnen, wie mich Alles eigentlich zum Faulsein, Spazierengehen und Schlafen antrieb, und wie ich mir innerlich doch immer sagen mußte, das sei unrecht, und versuchte, mich zu beschäftigen und zu arbeiten, was wieder nicht gehen wollte, so entstand die Verdrießlichkeit, in der ich mehrere Briefe an Euch geschrieben habe, und ich konnte ihr nur ausweichen, indem ich mich in den Bergen umhertrieb, wo es gar zu göttlich schön ist, und wo jedem Menschen heiter und dankbar zu Muthe werden muß. Ich habe übrigens nicht versäumt, die Musiker kennen zu lernen, die dort sind; wir haben auch Musik zusammen ge-

macht; aber ich habe mich über ihre großen Lobeserhebungen nicht freuen können. Die Fodor ist bis jetzt die einzige Künstlerin oder vielmehr der einzige Künstler, den ich in Italien getroffen habe; anderswo hätte ich vielleicht Vieles an ihrem Gesange auszusetzen; aber das überhörte ich Alles, weil es doch wirklich Musik ist, wie sie singt, und das thut einem Menschen nach langer Pause gar zu wohl. Nun bin ich aber wieder im alten Rom; da ist ein ander Leben; täglich sind Processionen, weil vorige Woche Corpus domini war; — und wie ich die Stadt in der Nachfeier der heiligen Woche verließ, so finde ich sie in der Nachfeier des Frohnleichnamstages wieder. Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, daß Alles auf den Straßen in der Zwischenzeit so sommerlich geworden war; überall Buden mit Citronen und Eiswasser; alle Leute in leichten Kleidern; die Fenster offen und die Jalousien geschlossen; vor den Kaffeehäusern sitzt man auf der Straße und ißt Gelato's in Masse; der Corso wimmelt von Equipagen; denn nun wird wenig zu Fuß gegangen, und obwohl ich eigentlich keinen Freund und keinen nahestehenden Menschen vermisse, so wurde mir doch ganz weich, als ich den spanischen Platz wieder sah und die alten, wohlbekannten Straßennamen an den Ecken. Etwa eine Woche bleibe ich nun hier, und dann geht es nordwärts. Donnerstag soll die Infiorata sein; doch ist es noch nicht bestimmt, ob sie stattfindet, weil man Revolutionen fürchtet; ich hoff' es aber. Bei der Gelegenheit würde ich noch das Gebirge sehen und dann abreisen. Wünscht mir denn also wieder einmal glückliche Reise, denn nun geht die Fahrt wieder los. Heut vor einem Jahre kam ich in München an, hörte „Fidelio“ und schrieb Euch; seitdem haben wir uns nicht gesehen; so Gott will, möge es nicht wieder so lange dauern.

Felix.

An den Professor Zelter in Berlin.

Rom, den 16. Juni 1831.

Lieber Herr Professor!

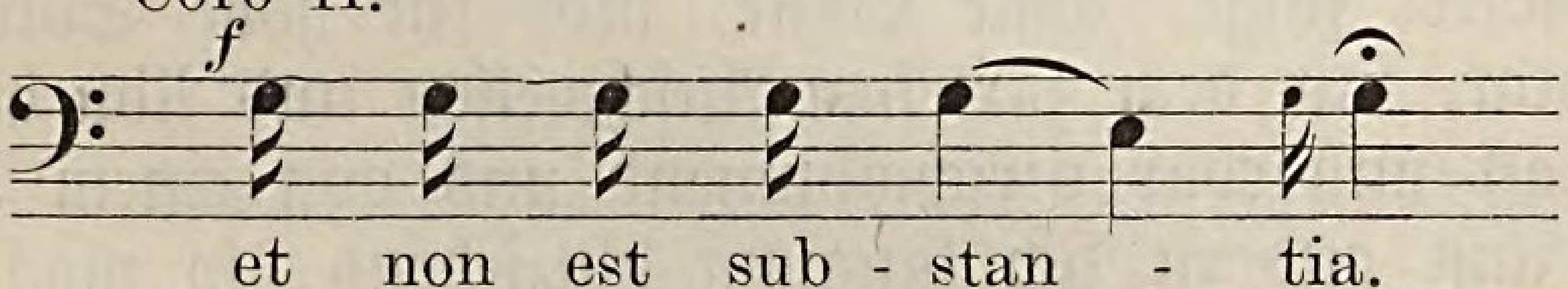
Es ist lange her, daß ich Ihnen schreiben wollte, um Ihnen von der Musik der heiligen Woche Bericht abzustatten; meine Reise nach Neapel kam aber dazwischen, und dort, wo ich mich die meiste Zeit im Freien auf den Bergen umhertrieb und mir mit dem Meere zu schaffen machte, war auch nicht die rechte Ruhe für's Schreiben zu finden; daher die Verspätung, die ich Sie zu entschuldigen bitten muß. Ich habe seit der Zeit keinen merkwürdigen Ton gehört (in Neapel nur das Allermäßigste), und so habe ich Ihnen denn wirklich von den letzten Monaten nichts zu schreiben, als über die heilige Woche; vergessen denke ich nichts zu haben und werde es wohl schwerlich je! Vom Eindruck des Ganzen habe ich schon an die Eltern berichtet, und diese werden es Ihnen mitgetheilt haben. Es war schön, daß ich mir vornahm, die Sache ganz kalt und beobachtend anzuhören, und daß mir dennoch schon vor dem Anfang in der Capelle ernsthaft und andächtig zu Muthe wurde. Solche Stimmung gehört, glaub' ich, dazu, um irgend etwas Neues recht auffassen zu können, und mir ist von der Wirkung des Ganzen nichts entgangen, obwohl ich mich zwang, auch auf alle Einzelheiten aufzupassen. Mittwoch um $4^1/_2$ Uhr fing die Feier mit der Antiphona „Zelus domus tuae“ an. Das Büchelchen, welches die Kirchenordnung der Woche enthält, erklärt, was die ganze Feier eigentlich bedeutet: „es würden in jedem Nocturno drei Psalmen gesungen, weil Christus „für die Jungfräulichen, die Verheiratheten und die Verwittweten gestorben sei; und auch wegen der drei Gesetze: des na„türlichen, geschriebenen und evangelischen; das Domine, labia „mea und das Deus in adjutorium würden nicht gesungen, „weil die Gottlosen uns unser Haupt und Anfang geraubt hät„ten; die funfzehn Lichter bedeuteten die zwölf Apostel und drei Ma„rien“ 2c. (Das Büchelchen enthält in dieser Art die allermerkwürdigsten Sachen, und ich bringe es Ihnen deshalb mit.) Die

Psalmen werden von allen Männerstimmen zu zwei Chören fortissimo abgesungen. Jeder Psalmvers ist nämlich in zwei Theile, wie Frage und Antwort, oder vielmehr a und b abgetheilt; der Chor singt a, und der zweite antwortet mit b. Alle Worte, ausgenommen das letzte, werden in großer Schnelligkeit auf einen Ton gesungen, und auf dem letzten machen sie ein kurzes Melisma, welches beim ersten und zweiten Vers verschieden ist. Nach dieser Melodie oder tono, wie sie es nennen, wird der ganze Psalm mit all' seinen Versen gesungen, und ich habe mir sieben verschiedene dieser toni nachgeschrieben, mit denen sie in den drei Tagen abwechselten. Sie können sich nicht denken, wie ermüdend und monoton sich dies macht, und wie roh und handwerksmäßig sie ihre Psalmen herunter singen. Der erste tonus, den sie sangen, war z. B.

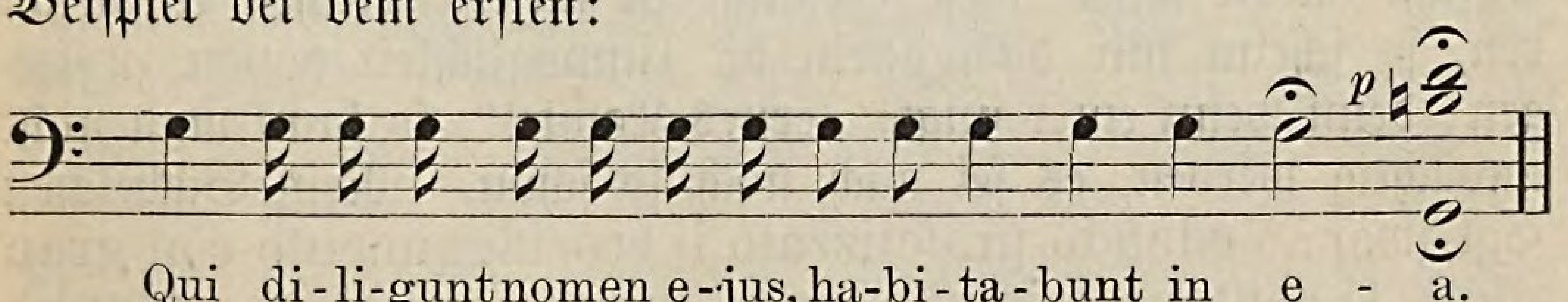
Coro I.



Coro II.



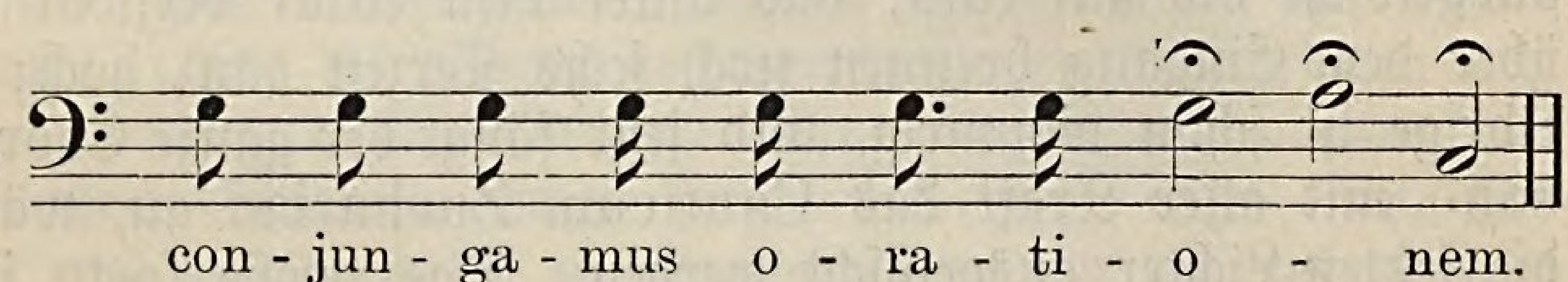
So geht nun der ganze Psalm von 42 Versen immer fort, indem eine Vershälfte auf g a g und die andere auf g e g endigt. — Sie singen es genau mit dem Ausdruck, und es klingt, als wenn sich viele Männer ernsthaft und böslich zankten, so daß jeder halsstarrig dem andern immer wieder dasselbe zuruft. Im letzten Vers jedes Psalms singen sie die Worte, mit denen er schließt, langsamer und nachdrücklicher und machen statt des Melisma einen langen Dreiklang piano, zum Beispiel bei dem ersten:



Am Anfang jedes Psalms ist als Einleitung eine Antiphona oder mehrere; diese werden gewöhnlich von ein paar Altstim-

men sehr rauh und hart im Canto fermo gesungen; ebenso die erste Links-hälfte jedes ersten Psalmverses, und bei der zweiten geht dann das oben beschriebene Antworten der Männerchöre los. Die einzelnen Antiphonien u. s. w., die ich nachgeschrieben habe, behalte ich mir vor, Ihnen zu zeigen, damit Sie sie mit dem Büchelchen zusammenhalten können. Den Mittwoch Abend wird der erste 68ste, dann der 69ste und 70ste Psalm gesungen. (Beiläufig ist diese Eintheilung der Psalmverse, und daß sie vom Chor und Gegenchor abgesungen werden, eine der Einrichtungen, die Bunsen für die evangelische Kirche hier gemacht hat; so wie er auch jeden Choral durch eine Antiphona einleiten läßt. Diese sind von Georg, einem hiesigen Musiker, nach Art der Canti fermi componirt und werden erst von einigen Stimmen abgesungen, dann fällt der Choral ein, z. B. Ein' veste Burg ist unser Gott.) Nach dem 70. Psalm kommt ein Pater noster sub silentio, d. h. Alles steht auf, und es ist eine kurze, stille Pause. — Darauf fängt die erste Lamentation des Jeremias ganz leise und sanft in G dur an. Es ist eine schöne und ernsthafte Composition von Palestrina, und wenn sie auf das wilde Psalmgeschrei folgt, ohne Bässe, blos für hohe Solostimmen und Tenor, mit dem zartesten Anschwellen und Abnehmen, zuweilen fast unhörbar verschwimmend und von einem Ton und Accord zum andern sich langsam hinziehend, so macht es sich ganz himmlisch. — Schlimm ist es freilich, daß die Stellen, die sie am rührendsten und andächtigsten singen, und die auch offenbar mit Vorliebe componirt sind, die Überschriften der einzelnen Kapitel oder Verse: Aleph, Beth, Gimel, etc. sein müssen; und daß der schöne Anfang, der klingt, als käme er vom Himmel herunter, gerade auf die Worte ist: Incipit Lamentatio Jeremiae Prophetae, lectio I. Dagegen muß sich doch ein protestantisches Herz etwas empören, und wenn man die Absicht haben sollte, diese Gesänge in unsere Kirchen einzuführen, so scheint mir doch darin die Unmöglichkeit davon zu liegen; denn wenn einer singt: „erstes Kapitel", so kann man nicht andächtig werden, es sei auch noch so schön. Mein Büchelchen sagt zwar: Vedendo profetizzato il crocifiggimento con gran pietà si cantano eziandio molto lamentevolmente „Aleph" e le altre simile parole, che sono le lettere dell' alfabeto Ebreo, perchè erano in costume di porsi in ogni canzone

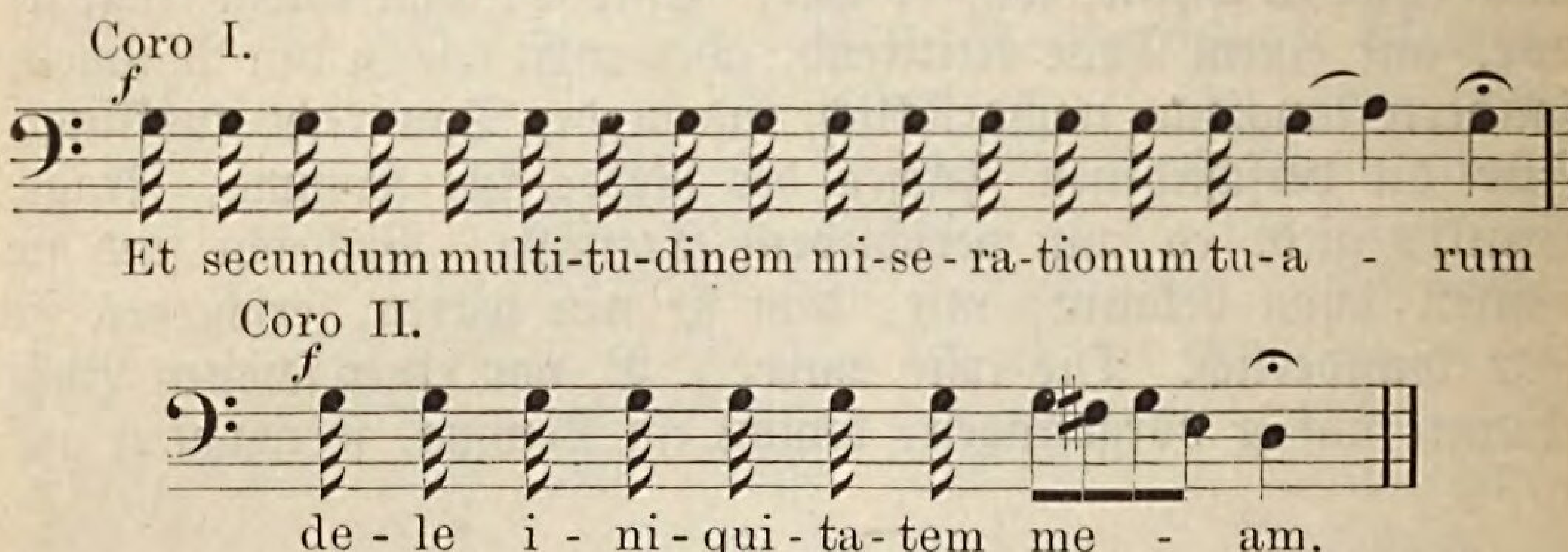
in luogo di lamento, come è questa. Ciascuna lettera ha in se tutto il sentimento di quel versetto, che la segue, ed è come un argomento di esso. Das hilft aber Alles nichts. — Darauf werden Psalm 71, 72 und 73 in obiger Weise abgesungen, mit den Antiphonien. Diese sind ganz willkürlich in die verschiedenen Stimmen vertheilt, so daß bei der einen die Soprane anfangen: In monte oliveti; drauf fallen die Bässe forte ein: Oravit ad patrem: pater etc. Dann folgen die Lectionen aus dem Tractat des heiligen Augustinus über die Psalmen. Die sonderbare Art, wie diese gesungen werden, frappirte mich unsäglich am Palmsonntag, wo ich es zum ersten Mal hörte, und ohne zu wissen, was es war. Eine Stimme allein trägt sie vor, auf einem Tone recitirend, aber nicht wie in den Psalmen, sondern langsam, nachdrücklich, indem der Ton recht ausklingt. Für die verschiedenen Zeichen der Rede: für Komma, Frage, Punkt, giebt es nun verschiedene Tonfälle. Vielleicht sind sie Ihnen schon bekannt; mir, dem sie neu waren, erschienen sie sehr wunderlich. Die erste wurde z. B. von einer schönen Baßstimme auf g vorgetragen; kommt ein Komma, so macht er auf dem letzten Wort: , bei einem Fragezeichen: , bei einem Punkt aber so: 

z. B. 

Wie sonderbar sich der Fall von a nach e macht, kann ich gar nicht beschreiben, besonders wenn nach dem Baß ein Sopran kommt, der mit d anfängt und nun ganz denselben Fall mit e und g macht; dann ein Alt in seinem Ton 2c.; denn sie sangen drei verschiedene Lectionen, die immer mit Canto fermo abwechselten. Wie sie den Canto fermo ganz ohne Rücksicht auf Wort und Sinn vortragen, davon als Beispiel das „Es wäre ihm besser, daß er nie geboren wäre", was so gesungen wird:



ganz fortissimo und eintönig. Dann kamen die Psalmen 74, 75, 76. Dann wieder drei Lectionen. Dann das Miserere, aber in derselben Art gesungen, wie alle vorigen Psalmen, mit folgendem tonus:



Man soll sich erst die Ohren tüchtig durchreiben, ehe man es besser bekommt! Dann folgen Psalm 8, 62, 66, Canticum Moysi in seinem eigenen Ton, Psalm 148, 149, 150. Nun kommen einige Antiphonien; alle Lichter am Altar sind inzwischen ausgelöscht bis auf eins, das unter dem Altar versteckt wird; über dem Eingang brennen noch sechs Kerzen ganz hoch; alles Übrige ist schon dämmrig, und jetzt fängt der ganze Chor unisono mit aller Kraft das Canticum Zachariae an, während die letzten Lichter ausgelöscht werden. Das große forte in der Dämmerung und der ernsthafte Klang, der von allen Stimmen ausströmt, machen sich wunderschön. Die Melodie in D moll ist auch sehr schön. Nach dem Ende ist nun Alles ganz dunkel; eine Antiphona kommt auf die Worte „Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben“ &c. bis „Der ist's, den greifet.“ Dann fallen alle auf die Knie, und eine Stimme singt piano: „Christus factus est pro nobis obediens usque ad mortem.“ Am 2ten Tage setzt sie noch hinzu: mortem autem crucis! und am Charfreitage: propter quod et Deus exaltavit illum

et dedit illi Nomen, quod est super omne Nomen. Nun kommt wieder eine Pause, während deren jeder das Pater noster für sich sagt. Es ist eine Todtenstille in der ganzen Capelle während dieses Pater noster; darauf fängt das Miserere mit einem leisen Accord der Stimmen an und breitet sich dann aus in die beiden Chöre. Dieser Anfang und der allererste Klang haben mir eigentlich den meisten Eindruck gemacht. Man hat anderthalb Stunden lang nur einstimmig und fast ohne Abwechselung singen hören; nach der Stille kommt nun ein schön gelegter Accord; das thut ganz herrlich, und man fühlt recht innerlich die Gewalt der Musik, die ist es eigentlich, die die große Wirkung macht. Sie sparen sich die besten Stimmen zum Miserere auf, singen es mit der größesten Abwechselung, mit Anschwellen und Abnehmen, vom leisesten Piano zur ganzen Kraft der Stimme: es ist kein Wunder, wenn das Jeden ergreifen muß. Dazu kommt noch, daß sie wieder ihre Contraste nicht vergessen und also Vers um Vers von allen Männerstimmen ganz eintönig, forte und rauh absingen lassen: dann tritt am Anfang des folgenden wieder der schöne, sanfte, volle Stimmenklang ein, der immer nur kurze Zeit fortdauert und dann von dem Männerchor unterbrochen wird. Während des monotonen Verses weiß man nun schon, wie schön der Chor eintreten wird, und dann kommt er auch wieder und ist wieder zu kurz, und ehe man recht zur Besinnung kommt, ist das Ganze vorbei. — Wenn also z. B., wie den ersten Tag, wo man das Miserere von Baini gab, der Hauptton H moll ist, so singen sie: Miserere mei, Deus bis Misericordiam tuam nach den Noten mit Solostimmen, zwei Chören und allem möglichen Aufwand der Mittel ihrer Stimmen; dann fallen alle Bässe tutti forte mit fis ein und recitiren auf diesem einen Ton das „Et secundum multitudinem“ bis „Iniquitatem meam“, worauf gleich wieder der sanfte H moll-Accord folgt u. s. w. bis zum letzten Vers, den sie immer mit ganzer Kraft singen. Dann folgt wieder ein stilles, kurzes Gebet, und dann scharren alle Cardinäle nach Kräften mit den Füßen; das ist das Ende der Ceremonie. — Mein Büchelchen sagt: „Der Lärm bedeutet, wie die Hebräer Christus mit großem Tumult gefangen nehmen.“ Das mag sein; es klingt aber genau, wie das Trommeln des Parterre, wenn das Stück nicht anfangen will oder mißfallen hat. Dann wird

die eine Kerze wieder unter dem Altar hervorgeholt, und bei ihrem Schein geht Alles still auseinander; wobei ich noch erwähnen muß, daß es sich wunderschön macht, wenn man aus der Capelle in den großen Vorsaal tritt, wo ein gewaltiger Kronleuchter angezündet ist, und wo die Cardinäle mit ihren Geistlichen durch die Reihen der Schweizer gehen, den erleuchteten Quirinal hindurch. — Das Miserere, das sie den ersten Tag sangen, war von Baini, eine Composition, wie eben alle von ihm, — ohne einen Zug von Leben und Kraft. Indeß es waren Accorde und Musik, und das machte den Eindruck. Den zweiten Tag gaben sie einige Stücke von Allegri, die andern von Bai und den Charfreitag Alles von Bai. Da Allegri nur einen Vers componirt hat, auf den sie alle abgesungen werden, so habe ich also jede der drei Compositionen, die sie dort gaben, gehört. — Eigentlich aber ist es ziemlich einerlei, welches sie singen, denn die embellimenti machen sie beim einen, wie beim andern; für jeden verschiedenen Accord ein eigenes; und so kommt von der Composition nicht viel zum Vorschein. Wie die embellimenti hineingerathen sind, wollen sie nicht sagen, — behaupten, es sei Tradition. Das glaube ich ihnen aber durchaus nicht; denn so wie es überhaupt mit einer musikalischen Tradition ein schlimmes Ding ist, so weiß ich nicht, wie sich ein fünfstimmiger Satz vom Hörensagen fortpflanzen soll; so klingt es nicht. — Sie sind von einem Spätern offenbar hinzugemacht, und mir scheint, der Director habe gute hohe Stimmen gehabt, diese bei Gelegenheit der heiligen Woche gern produciren wollen und ihnen deshalb Verzierungen zu den einfachen Accorden geschrieben, in denen sie ihre Stimmen recht auslassen und zeigen können. Denn alt sind sie gewiß nicht, aber mit vielem Geschmack und Geschick gemacht; sie wirken vortrefflich. Namentlich ist eine, die oft vorkommt und den größesten Effect macht, so daß unter allen Leuten eine leise Bewegung entsteht, wenn sie anfängt; ja, wenn man immer von der besondern Art des Vortrags sprechen hört, und wenn die Leute erzählen, die Stimmen klängen nicht wie Menschen-, sondern wie Engelstimmen aus der Höhe, und es sei ein Klang, den man sonst nie wiederhöre, so meinen sie immer diese eine Verzierung. Wo nämlich im Miserere, sei es von Bai oder Allegri (denn sie machen in beiden ganz dieselben embellimenti), diese Accordfolge ist:

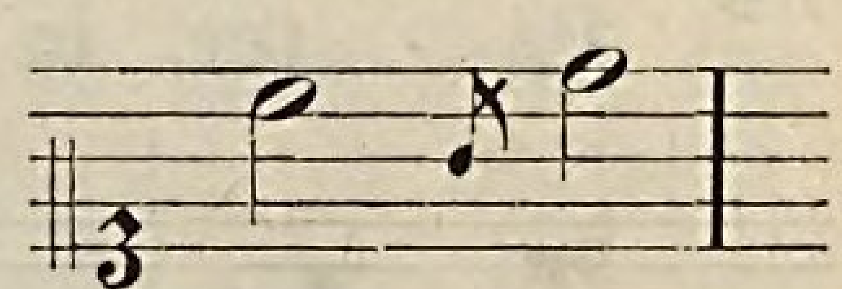
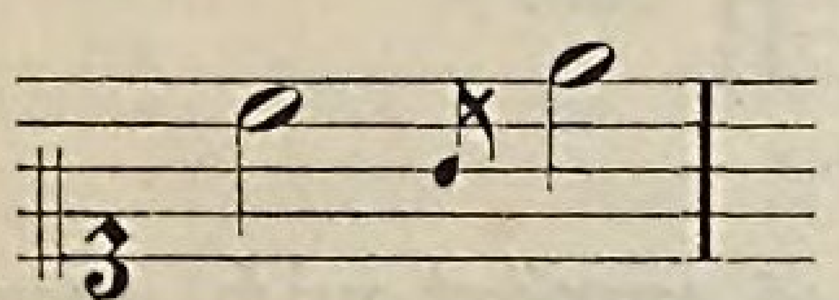


da singen sie statt dessen so:



Wie nun der Sopran das hohe C recht rein und sanft faßt und lange ausklingen läßt und dann langsam herabgleitet, während der Alt immerfort sein C hält, so daß ich im Anfange sogar getäuscht wurde und glaubte, das hohe C bleibe während dessen oben liegen, — und wie sich die Harmonie so nach und nach auseinander wickelt: das ist wirklich ganz prächtig. Die andern Verzierungen sind in derselben Art den Accordfolgen angepaßt; aber diese ist bei weitem die schönste. Von einer besonderen Art des Vortrags wüßte ich sonst nichts zu sagen; auch was ich einmal gelesen, daß eine eigene akustische Vorrichtung den Schall fortpflanze, ist eine bloße Fabel; ebenso daß sie Alles nur so nach Tradition singen, ohne Tact, einer dem andern folgend; denn ich habe recht gut den Schatten von Baini's langem Arm auf und ab gehen sehen; zuweilen schlägt er sogar sehr hörbar auf's Pult. Es fehlt überhaupt nicht an Dunst, den die Leute und auch die Sänger selbst darum verbreiten. Sie sagen z. B. durchaus nie vorher, welches Miserere sie singen wollen; das

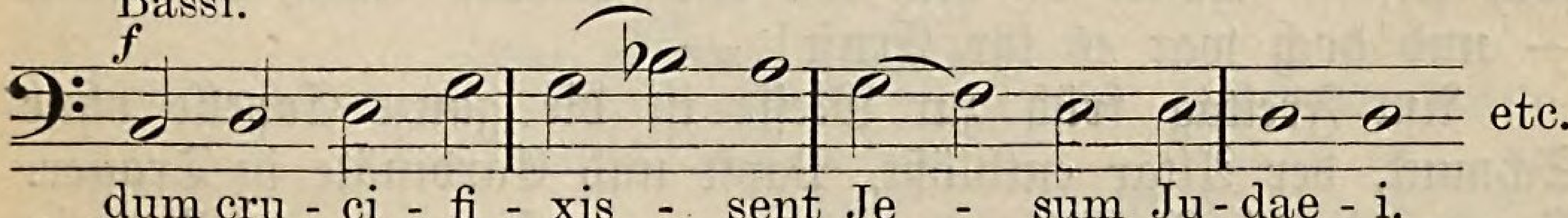
würde im Moment selbst entschieden ꝛc. Der Ton, in dem sie es singen, hängt übrigens von der Reinheit der Stimmen ab. Den ersten Tag war es H moll; den zweiten und dritten E moll, schloß aber alle drei Mal fast in B moll. Der Hauptsopran, Mariano, war ausdrücklich aus dem Gebirge nach Rom gekommen, um mitzusingen, und dem habe ich es zu danken, daß ich die embellimenti mit ihren hohen Tönen gehört. So sehr sie sich aber zusammen nehmen, so rächt sich doch die Nachlässigkeit und die üble Gewohnheit des ganzen übrigen Jahres, und es kommen oft entsetzliche Detonationen vor. — Noch muß ich Ihnen erzählen, daß ich am Donnerstag, als das Miserere anfangen sollte, auf eine Leiter stieg, die an der Wand lehnte, und so bis dicht an die Decke der Capelle gelangte, so daß ich die Musik, die Priester und alle die Zuhörer in der Dunkelheit weit unter mir hatte. Wie ich da oben so allein saß, ohne langweilige Fremde neben mir, machte es mir am meisten Eindruck. Und nun weiter! Sie werden genug Miserere haben an diesen anderthalb Seiten, und Einzelnes bringe ich Ihnen noch mündlich und schriftlich mit. — Am Donnerstag um $10^1/_2$ Uhr war feierliche Messe. Sie sangen eine achtstimmige von Fazzini, die eben nichts Merkwürdiges enthielt. Mehrere canti fermi und Antiphonien, die ich da nachgeschrieben, behalte ich mir vor, und die Ordnung des Gottesdienstes mit Gründen dafür besagt das Büchlein. Beim Gloria in excelsis werden alle Glocken in Rom geläutet und dann nicht wieder bis nach dem Charfreitag. Die Stunden werden von den Kirchen bezeichnet, indem man mit Hölzern gegen einander klappert. Es machte sich schön, daß die Worte des Gloria, die das Signal zum tollen Lärm geben, vom alten Cardinal Pacca mit schwacher zitternder Stimme vom Altar gesungen wurden, worauf dann alle Glocken und der Chor einfielen. Die legten nach dem Credo das „Fratres ego enim“ von Palestrina ein, sangen es aber ohne alle Achtung und sehr roh. Die Fußwaschung der Pilger, die dann folgt, mit der Procession, wo auch die Sänger mitgehen, Baini aus einem großen Buch, das vor ihm getragen wird, Tact schlagend und bald dem einen, bald dem andern winkend, die Sänger um die Noten gedrängt, im Gehen pausirend, eintretend, der Papst auf seinem Prachtsessel getragen ꝛc., habe ich schon den Eltern beschrieben. Am Abend waren wieder die Psalmen, Lamentatio-

nen, Lectionen und das Miserere, wie den vorigen Tag, mit wenigem Unterschiede. Eine Lection wurde nach einer eigenen Melodie, die ich Ihnen mitbringe, von einem Sopran ganz allein vorgetragen. Es ist Adagio in langen Noten, dauert gewiß über eine Viertelstunde; die Stimme ist ganz ohne den mindesten Halt, und der Gesang liegt sehr hoch; dennoch wurde Alles mit der klarsten, reinsten, festesten Intonation ausgeführt; der Sänger sank nicht um ein Komma; ließ die letzten Töne eben so egal und rund anschwellen und abnehmen, wie die im Anfang; es war ein Meisterstück. Mir fiel auf, wie sie das Wort Appoggiatur gebrauchen. Geht z. B. die Melodie von c nach d, oder von c nach e, so singen sie  oder  oder , und diesen Vorschlag nennen sie appoggiatura; es heiße übrigens, wie es wolle, so macht es sich fatal, und man muß sich sehr daran gewöhnen, um nicht ganz gestört zu werden durch diese sonderbare Art, die mich mehr an unsere alten Frauen in der Kirche erinnerte. Außerdem war, wie gesagt, die Folge dieselbe. Ich hatte aber im Büchlein vorausgesehen, daß das Tenebrae vorkommen würde, und da ich mir dachte, es würde Sie interessiren zu erfahren, wie man es in der päpstlichen Capelle singt, so saß ich mit gespitztem Bleistift auf der Lauer, bis es herankam, und schreibe Ihnen hier die Hauptstellen (sie sangen es übrigens wieder ganz schnell, durchaus forte ohne die geringste Ausnahme). Der Anfang war:

Tenori.



Bassi.



dann später:



Ich kann mir einmal nicht helfen: es empört mich, wenn ich die allerheiligsten, schönsten Worte auf so nichtssagende, leiermäßige Töne muß abgesungen hören. Sie sagen, es sei Canto fermo, — es sei Gregorianisch — das ist All' eins. Wenn man es damals nicht anders gefühlt hat oder nicht anders hat machen können, so können wir es jetzt, und in den Bibelworten steht von dieser monotonen Handwerksmäßigkeit wahrhaftig nichts; da ist Alles frisch und wahr und nebenbei auch so gut und natürlich ausgedrückt, als möglich; warum soll denn das nun klingen wie eine Formel? Und weiter ist doch wirklich an solchem Gesange nichts! — Das Pater mit dem kleinen Schnörkel, das Meum mit dem Trillerchen, das Ut quid me — das soll Kirchengesang sein? Freilich, ein falscher Ausdruck ist nicht drin, denn es ist gar kein Ausdruck darin; aber ist denn das nicht eben die rechte Entwürdigung der Worte? So bin ich hundertmal wild geworden während der Ceremonie hier; und kamen dann die Leute und waren außer sich, wie herrlich das doch sei, so wollte es mir wie ein schlechter Spaß bedünken, — und doch war es ihr Ernst! —

Am Freitag früh zur Messe ist die ganze Capelle ohne Schmuck, der Altar entblößt, Papst und Cardinäle in Trauer. Nun wurde die Passion sec. Johannem gesungen, von Vittoria componirt. Aber nur die Worte des Volks im Chor sind von

ihm; das Übrige wird schematisch abgesungen, wovon nachher. Es kam mir zuweilen denn doch gar zu kleinlich und einförmig vor; mir wurde sehr bös zu Muthe, und eigentlich hat mir auch die ganze Sache mißfallen. Denn eins von Beiden muß sein: die Passion muß uns entweder vom Priester ruhig erzählend vorgetragen werden, wie sie uns der Johannes erzählt; dann braucht kein Chor einzufallen: Crucifige eum und keine Altstimme den Pilatus vorzustellen. Oder sie muß mir vergegenwärtigt werden, daß mir zu Muth wird, als sei ich dabei und sähe Alles mit an. — Dann muß Pilatus singen, wie er mag gesprochen haben; der Chor muß schreien: Crucifige, und das freilich nicht im Kirchenton. Aber dann ist es schon durch die innerste Wahrheit und durch den Gegenstand, den es vorstellt, Kirchenmusik. Dann brauche ich keine „Nebengedanken" bei der Musik; dann ist mir die Musik nicht „Mittel, um zur Andacht zu erheben", wie sie es hier wollen, sondern dann ist sie eine Sprache, die zu mir redet, und der Sinn ist eben durch die Worte nur ausgedrückt, — nur in ihnen enthalten. So ist Seb. Bach's Passion; aber wie sie es hier singen, da ist es nur was Halbes, weder einfache Erzählung, noch große, dramatische, ernsthafte Wahrheit. Der Chor singt „Barrabam" in ebenso heiligen Accorden, wie „Et in terra pax"; der Pilatus spricht nicht auf andere Weise, als der Evangelist; und wenn nun der Jesus immer piano eintritt, um doch eine Auszeichnung zu haben, und wenn der Chor recht tüchtig losschreit mit seinen Kirchenaccorden, so weiß man nicht, was das Alles soll. Verzeihen Sie die Bemerkungen, ich will nun gleich wieder historisch berichten. Der Evangelist also ist ein Tenor, und die Art des Recitirens ist wie bei den Lectionen: für Komma, Frage, Punkt eigene Schlußfälle. Der Evangelist recitirt auf d und macht auf einem Punkt so:



bei einem Komma:

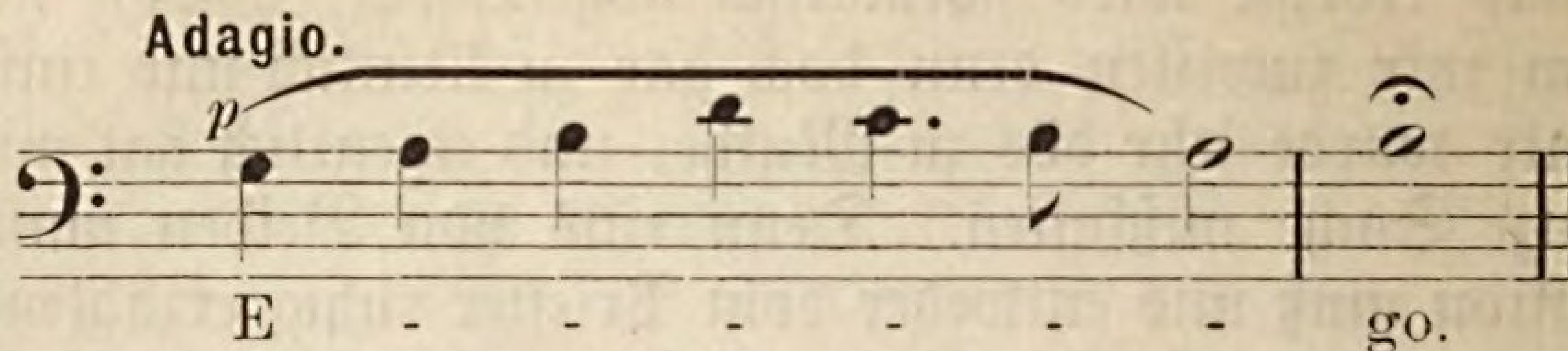


und am Ende, wenn eine andere Person eintritt, so:



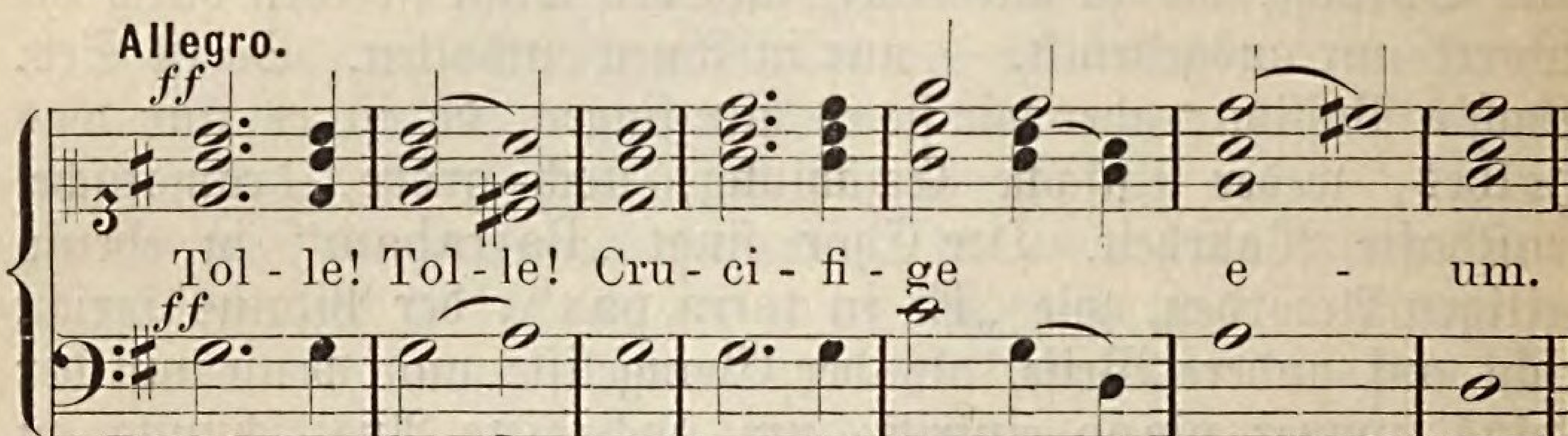
.

Der Christus ist ein Baß und fängt immer so an:



Das Schema habe ich nicht herauskriegen können, obwohl ich mehrere Stellen nachgeschrieben habe, die ich Ihnen zeigen kann; unter Andern die Worte am Kreuze. Alle anderen Personen nun: Pilatus, Petrus, die Magd und der Hohepriester, sind ein Alt auf G mit diesem Tone: .

Die Worte des Volkes singt der Chor von oben herab, während alles Andere am Altar gesungen wird. Der Merkwürdigkeit wegen muß ich Ihnen das Crucifige hersetzen, wie ich es mir nachgeschrieben:



Auch das „Barrabam“ ist merkwürdig; es sind lauter zahme Juden. — Aber der Brief ist schon zu lang; also das Weitere hiervon will ich verschweigen. — Es kommen nun die Gebete für alle Völker und Institutionen, jedes einzeln genannt. Bei dem Gebet für die Juden wird aber nicht gekniet, wie bei den andern, auch nicht Amen gesagt; sie beten pro perfidis Judaeis, und das Büchlein weiß auch hierfür eine Erklärung zu finden. — Nun kommt die Anbetung des Kreuzes. Es wird in die Mitte der Capelle ein kleines Crucifix gestellt, und Alle gehen mit bloßen Füßen (d. h. ohne Schuhe), fallen davor nieder und küssen es; während dessen werden die Improperien gesungen. Mir scheint nach einmaligem Hören, es sei eine der schönsten Compositionen von Palestrina, und sie singen sie mit ganz besonderer Vorliebe. Es ist da eine bewunderungswürdige Zartheit und

Übereinstimmung im Vortrage des Chors; sie wissen jeden kleinen Zug in's rechte Licht zu stellen und hervorzuheben, ohne ihn vorzudrängen; ein Accord verschmilzt sich sanft in den andern. Dazu ist die Ceremonie sehr würdig und ernsthaft; in der Capelle die tiefste Stille; und das immer wiederkehrende griechische „Heilig" singen sie außerordentlich schön, — jedesmal mit derselben Sanftheit und demselben Ausdruck. Sie werden sich aber wundern, es geschrieben zu sehen; denn was sie singen, ist so:



Solche Sachen, wie der Anfang, wo alle Stimmen zusammen eine und dieselbe Verzierung machen, kommen sehr oft vor, und man gewöhnt sich daran. Das Ganze macht sich aber wirklich herrlich; ich wollte, Sie könnten den Tenor des ersten Chors hören, wie er das hohe A auf Theos nimmt; sie ziehen da den Ton so durchdringend und doch ganz leise hervor, daß es sehr rührend klingt. Dies wird nun so oft wiederholt, bis Alles, was in der Capelle ist, das Kreuz angebetet hat, und da diesmal der Zudrang nicht sehr groß war, so habe ich es leider nicht so oft gehört, als ich es gewünscht hätte. Aber ich konnte mir wohl erklären, warum die Improperien auf Goethe den größesten Eindruck gemacht haben; es ist wirklich das Vollkommenste, da Musik und Ceremonie und Alles im größten Einklang sind. Es folgt nun wieder eine Procession zur Abholung der Hostie, die Abends vorher in einer andern Capelle des Quirinals beim Licht von vielen hundert Kerzen ausgestellt und angebetet wurde. Dann schloß der Vormittags-Gottesdienst um $1^1/_2$ Uhr (mit einer Hymne im Canto fermo). Abends um $^1/_2 4$ Uhr fing nun wieder das erste Nocturnum mit den Psalmen, Lectionen u. s. w.

an; ich berichtigte noch Einiges, was ich nachgeschrieben, hörte das Miserere von Baini, und gegen Sieben ging man durch den erleuchteten Vorsaal hinter den Cardinälen nach Hause, und auch Das war erlebt und vorbei. — Ich habe Ihnen die heilige Woche genau beschreiben wollen, lieber Herr Professor, weil es mir schöne Tage waren, wo ich jede Stunde etwas längst Erwartetes eintreffen sah und kennen lernte, — weil es mich besonders freute, daß trotz der Spannung, trotz der vielen Reden drüber hin und her, lobend und tadelnd, mir das Ganze einen eben so frischen und lebhaften Eindruck machte, als wäre ich unabhängig und ohne Befangenheit hingekommen, und weil ich wieder bestätigt sah, wie das Vollkommene, und sei es auch in der fremdesten Sphäre, vollkommen wirkt. Mögen Sie den langen Brief halb so gern lesen, wie es mir Freude gemacht hat, mir die Zeit der heiligen Woche in Rom zurückzurufen.

Ihr treuer

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Schwestern.

Florenz, den 25. Juni 1831.

Meine lieben Schwestern!

An einem Tage, wie heute, muß man viel an's väterliche Haus denken und zu den Seinigen. Mir geht es in dieser Beziehung kurios. Wenn ich mich irgendwo nicht wohl befinde, mich langweile oder verdrießlich bin, so habe ich auch nicht besondere Sehnsucht nach Hause oder nach den Meinigen. Kommen aber die schönen Tage, wo jede Stunde unvergeßlich bleibt und jeder Augenblick frische, frohe Eindrücke mitbringt, dann wünsche ich mich zu Euch oder Euch zu mir — so recht lebhaft, und dann vergeht keine Minute, wo mir nicht einer von Euch einfiele, dem ich was zu sagen hätte. Heute habe ich meinen ganzen Vormittag, von Zehn bis Drei, auf der Gallerie zugebracht; es war himmlisch. Ich habe mich außer allem Schö-

nen, das ich gesehen, und allem Neuen, was man dort immer lernt, so herrlich unter den Bildern umhergetrieben und mich so mit ihnen befreundet und unterhalten! Das Glück einer großen Sammlung der ersten Kunstwerke ist mir recht vor Augen getreten: — man konnte so von einem zum andern gehen, dort eine Stunde sitzen und träumen, dann wieder dahin! — Es war hier ein Festtag gestern, und so war heute der Palazzo degli Uffizij voll Leuten, die nach der Stadt gekommen waren, um das Pferderennen zu sehen, und nun auch die berühmte Gallerie sehen wollten; meist Bauern und Bäuerinnen in der Landtracht. Alle Gemächer waren offen, und ich, der ich sie mir zum letztenmale betrachtete, konnte mich so ganz still durch alle die Leute schleichen und recht einsam sein, weil ich gewiß keinen Bekannten darunter hatte. Am Eingang oben an der Treppe haben sie die Büsten der Fürsten hingestellt, die die Sammlung gestiftet und geziert haben. Ich weiß nicht, ob ich heute besonders empfänglich war; aber die Gesichter der Mediceer erfreuten mich ungemein; sie sahen so nobel aus und so fein und glücklich stolz. Ich blieb lange unter ihnen und prägte mir ihre welthistorischen Gesichter ein. Dann ging es nach der Tribüne. Das Zimmer ist so prächtig klein: mit fünfzehn Schritten geht man hindurch, und doch ist gar zu viel Unendliches darin. Ich suchte mir wieder meinen Lieblingsarmsessel, der unter der Statue des Schleifers steht, setzte mich hin und ließ mir ein paar Stunden wohl sein. Man hat da in einem Blick die Madonna del Cardellino, den Papst Julius II., ein Frauenportrait von Raphael, darüber einen schönen Perugino, ein Heiligenbild; dicht neben sich (man kann sie mit dem Arm erreichen) die Venus Medicis; darüber die von Tizian; auf der andern Seite den Apollino und die beiden Ringer; vor den Raphaels den lustigen griechischen Faun, der ein täppisches Vergnügen an greulicher Musik hat, denn der Kerl hat eben Becken zusammengeschlagen, horcht auf den Klang und tritt mit dem Fuß noch auf eine Art Kuckukpfeife zur Begleitung; das ist ein Rüpel! Die Zwischenräume füllen andere Bilder von Raphael, ein Portrait von Tizian, ein Domenichino und dergleichen aus; und das Alles in einem kleinen Halbkreise, wie eine von Euren Stuben. Man kommt sich da besonders klein vor und wird bescheiden! Ab und zu ging ich auch nach den andern Zimmern,

wo Einem ein großes Bild von Leonardo da Vinci, aber nur erst angefangen, untermalt und so mit all den wilden, stehengebliebenen Strichen auch Mancherlei zu denken giebt. Namentlich aber freute ich mich am Mönch Fra Bartolommeo, der ein sehr frommer, zarter und ernster Geist war. Ein kleines Bildchen von ihm ist da; das habe ich mir entdeckt. Es ist etwa so groß, wie dies Papier, in zwei Abtheilungen getheilt und stellt die Anbetung und die Darbringung im Tempel vor. Die Figürchen sind ungefähr wie zwei Fingerglieder, aber bis auf's Feinste, Netteste ausgemalt, mit den buntesten Farben, den hellsten Verzierungen und in freundlichem Sonnenschein. Man sieht an dem Bilde, wie der andächtige Herr so recht mit Lust daran gemalt und in's Kleinste ausgeführt hat; etwa um es zu verschenken und Jemand eine Freude damit zu machen. Es ist, als gehöre der Maler dazu und müsse noch davor sitzen und sei nur eben weggegangen. So wurde mir heut vor vielen Bildern, namentlich vor der Madonna mit dem Stieglitz, die der Raphael seinem Freunde zum Hochzeitsgeschenk gemalt hat als Überraschung; und wie ich so an alle die Männer dachte, wie sie schon lange fort sind, und wie ihr ganzes Innere so klar uns und allen Andern noch dasteht, da kam ich zufällig in die Zimmer, worin die Portraits der großen Maler hängen. Ich hatte sie früher mehr als kostbare Seltenheit betrachtet; denn es sind über dreihundert Portraits, meist von den Malern selbst gemacht, so daß man zugleich den Mann und sein Werk vor sich sieht; aber heut ging mir ein besonderer Sinn dafür auf. Wie da ein Jeder so aussieht, wie Das, was er geschaffen hat, und wie ein Jeder, indem er sich selbst malte, sich so ganz gegeben hat, wie er gewesen sein muß! Man lernt dort die Leute persönlich kennen, und da erklärt sich Einem Vieles. Ich erzähle Euch mündlich einmal recht ausführlich davon; aber Das muß ich Euch noch sagen, daß das Portrait von Raphael fast das rührendste Bild ist, das ich von ihm gesehen habe. In der Mitte der einen großen mit Portraits bis ganz oben behängten reichen Wand hängt ein kleineres, einzeln, ohne weitere Auszeichnung; aber die Augen müssen sich gleich darauf richten: das ist Raphael, — jung, sehr krank und blaß und mit einer Sehnsucht nach Weiter, mit einem Verlangen und Schmachten in Mund und Augen, daß es ist, als sähe man ihm in die Seele. Wie er noch nicht

einmal aussprechen kann, was er Alles sieht und fühlt, und wie es ihn zwingt, immer weiter zu schreiten, und wie er früh sterben muß: — das steht Alles auf dem trüben, leidenden, feurigen Gesicht, und wenn man nach den aus dem tiefen Innersten blickenden schwarzen Augen und nach dem schmerzlich verzogenen Munde sieht, so wird es Einem fast schauerlich. Und nun solltet Ihr sehen, wie darüber ein häßlicher, wildkräftiger, markig und knorrig gesunder Kerl, der Michel Angelo, so böse herausschaut und so grob; und auf der andern Seite ein weiser, ernster Mann, wie ein Löwe, der Leonardo da Vinci; aber Ihr könnt es ja nicht sehen, und ich will es Euch ja nicht beschreiben, sondern erzählen. Glaubt mir aber, es ist eine Herrlichkeit! Und dann ging ich zur Niobe, die mir von allen Statuen doch den größten Eindruck macht, und dann wieder zu meinen Malern, und wieder nach der Tribüne und durch die Corridors, wo Einen die römischen Kaiser mit ihren vornehmen Schurkengesichtern anstarren, und dann nahm ich noch von den Medicis Abschied, — es war wohl ein unvergeßlicher Morgen! —

Den 26sten. Glaubt aber nicht, daß es etwa heißt: so leben wir alle Tage. Man muß sich mit dem heutigen lebenden Pöbel gewaltig herumschlagen, ehe man zu der Noblesse, die längst gestorben ist, hinkommen kann; und wer keine gute Hand hat, kommt braun und blau an. Solch eine Reise, wie die meinige von Rom nach Perugia und hierher ist wahrhaftig kein Spaß. Es heißt in den „Flegeljahren“: die Gegenwart eines offenbar hassenden Wesens sei drückend und peinlich; solch ein Wesen ist aber der römische Vetturin. Er gönnt Einem keinen Schlaf, läßt hungern und dursten; Abends, wo er Einem das pranzo geben soll, weiß er's so zu karten, daß man gegen Mitternacht ankommt, wo die Leute alle schon schlafen, und man froh ist, wenn sich noch ein Bett findet. Morgens um 1/4 Vier fährt er fort und bleibt zu Mittag seine fünf Stunden liegen, aber gewiß in einer einzelnen Schänke, wo Nichts zu haben ist. Täglich macht er etwa sechs deutsche Meilen und fährt piano, während die Sonne fortissimo brennt. Ich war nun gar übel dran; denn meine Reisegesellschaft war unpassend, inwendig drei Jesuiten und im Cabriolet, wo ich eigentlich gern sitzen wollte, eine unangenehme Venetianerin. Wollte ich der entgehen, so mußte ich inwendig das Lob Carl's des Zehnten mit anhören,

und wie Ariost verbannt werden sollte als Verführer und Sittenverderber. Draußen war es noch schlimmer, und aus der Stelle kamen wir nicht. Den ersten Tag nach einer Fahrt von vier Stunden brach die Achse, und wir mußten in dem Hause in der Campagna, wo wir gerade waren, neun Stunden liegen bleiben und endlich gar die Nacht zubringen. Kam dann wieder eine Kirche, die man besuchen konnte, so standen die schönsten frömmsten Gestalten von Perugino oder Giotto und Cimabue vor Einem, und man gerieth von der Empörung zum Entzücken und dann wieder in die Empörung; das ist ein miserabler Zustand! Mich amüsirte es wenig, und hätte die Natur nicht am trasimenischen See einigen Mondschein aufgetischt, und wäre nicht die Gegend so wunderschön, und wäre nicht in jeder größeren Stadt eine herrliche Kirche, und auf jeder Tagereise eine größere Stadt, und wäre nicht . . . — aber Ihr seht, ich bin ungenügsam. Die Reise war doch schön, und nun will ich meine Ankunft in Florenz beschreiben; die enthält das ganze italienische Leben der vorigen Tage. In Incisa, eine halbe Tagereise von Florenz, machte es der Vetturin zu arg mit Grobheit und Gemeinheiten; ich sah mich gezwungen, meine Sachen abzupacken und ihm zu sagen, er solle zum Teufel fahren, was er freilich ungern that. Nun war aber Johannistag und Abends das berühmte Fest in Florenz, zu dem ich für mein Leben gern da gewesen wäre; — so was benutzen Italiener, und die Wirthin in Incisa bot mir gleich ein Fuhrwerk für den vierfachen Preis an. Als ich das nicht wollte, sagte sie: ich möge mir eins suchen. Das that ich auch wirklich, hörte aber, daß dort keine Miethswagen zu haben seien, nur Post. Ich frug nach der Post und erfuhr zu meinem Grimm, daß die eben bei meiner Wirthin sei, und daß sie mir die Postpferde zu dem übertriebenen Preise habe geben wollen. — Nun ging ich zurück und verlangte Post. Sie sagte, wenn ich ihre Pferde zu ihrem Preise nicht wolle, so bekäme ich auch keine Post. Ich wollte das Reglement sehen, das sie Alle haben müssen; sie sagte, sie brauche es nicht zu zeigen und drehte mir den Rücken. Der Zustand der Gewalt, der hier große Rollen spielt, trat also abermals ein; denn ich packte sie und warf sie in die Stube hinein (es war unter der Thür), drauf lief ich die Straße herunter, um zum Podestà zu gehen; im Orte gab es aber keinen, sondern er residirt vier Meilen entfernt.

Die Sache wurde immer unangenehmer, und mein Gefolge von Straßenjungen vergrößerte sich jeden Schritt. Zum Glück kam ein ziemlich stattlicher Mann, vor dem das Gesindel einigen Respect zeigte; auf den ging ich zu und setzte ihm die Sache auseinander; er nahm Antheil und führte mich zu einem Weinbauer, der ein Wägelchen besaß. Die ganze Bevölkerung stellte sich vor dem Hause auf; Viele drangen bis in den Flur nach und schrieen, ich sei toll; aber das Wägelchen kam, einem alten Bettler wurden ein paar Pfennige gegeben; darauf riefen Alle, ich sei ein bravo Signore und: buon viaggio! Der mäßige Preis, den der Mann forderte, zeigte mir erst die abscheuliche Prellerei der Wirthin; das Fuhrwerk war sehr leicht und schnell, und nun ging es über die Berge auf Florenz zu. Nach einer halben Stunde überholten wir schon den trägen Vetturin; gegen die Sonne wurde der Regenschirm aufgespannt, und selten bin ich so vergnügt und angenehm gereist, als diese paar Stunden; alle Quälereien hinter mir, und die Aussicht auf's schöne Fest. Sehr bald ließ sich auch der Dom und die tausend Landhäuser durch die Thäler blicken; die gezierten Mauern kamen wieder mit den Bäumen darüber; das Arnothal war lieblicher, als je, und so kam ich froh hier an, aß zu Mittag, und schon während dessen hörte ich Lärm, — sah aus dem Fenster, und da zog Alles, Jung und Alt, in Festtagskleidern über die Brücken; ich also gleich nach und zum Wagencorso; dann zum Pferderennen; dann in die erleuchtete Pergola, — endlich auf einen Maskenball im Theater Goldoni. Nun war es 1 Uhr nach Mitternacht, und ich ging nach Hause und dachte, jetzt sei es doch aus. Da war aber der ganze Arno mit Gondeln bedeckt, die von bunten Lampen erleuchtet sich nach allen Seiten hin durchkreuzten; unter der Brücke kam ein großes Schiff mit grünen Blendlaternen vor, das Wasser war lebendig und hell, und über dem Ganzen schien der hellere Mond. Da überdachte ich mir so einen ganzen Tag, und was Einem da Alles durch den Sinn geht, und nahm mir vor, es Euch zu schreiben. Eigentlich ist es mehr eine Erinnerung für mich, denn Ihr werdet Nichts dabei denken können; aber es soll mir dazu dienen, einmal eine oder die andere Geschichte daran anzuknüpfen von dem bunten Italien.

Felix.

Aus einem Briefe
an Frau von Pereira in Wien.

Genua, im Juli 1831.

Im Anfang wollte ich nicht eher antworten, bis ich Deinen Auftrag erfüllt und die „nächtliche Heerschau" componirt hätte, und nun sollte ich wieder anfangen um Verzeihung zu bitten, daß ich es nicht gethan; aber es ist damit eine eigene Sache. — Ich nehme es mit der Musik gern sehr ernsthaft und halte es für unerlaubt, Etwas zu componiren, was ich eben nicht ganz durch und durch fühle. Es ist, als sollte ich eine Lüge sagen; denn die Noten haben doch einen ebenso bestimmten Sinn wie die Worte, — vielleicht einen noch bestimmteren. — Nun scheint es mir überhaupt unmöglich, ein beschreibendes Gedicht zu componiren. Die Masse von Compositionen der Art beweisen nicht gegen, sondern für mich; denn ich kenne keine gelungene darunter. Man steht in der Mitte zwischen einer dramatischen Auffassung oder einer blos erzählenden Weise: der Eine läßt im „Erlkönig" die Weiden rauschen, das Kind schreien, das Pferd galoppiren, der Andere denkt sich einen Balladensänger, der die schauerliche Geschichte ganz ruhig vorträgt, wie man eine Gespenstergeschichte erzählt. Das ist noch das Richtigste (Reichardt hat es fast immer so genommen); aber es sagt mir doch nicht zu; die Musik steht mir im Wege; es wird mir phantastischer zu Muth, wenn ich solches Gedicht im Stillen für mich lese und mir das Übrige hinzudenke, als wenn ich es mir vormalen oder vorerzählen lasse.

Die „nächtliche Heerschau" nun erzählend aufzufassen, geht nicht; denn es spricht eben keine bestimmte Person; und den Balladenton hat das Gedicht gar nicht; es kömmt mir mehr wie eine geistreiche Idee, als wie ein Gedicht vor; mir ist, als hätte der Dichter selbst nicht an seine Nebelgestalten geglaubt. — Nun hätte ich es freilich beschreibend componiren können, wie es Neukomm und Fischhof in Wien gethan; — ich hätte einen originellen Trommelwirbel im Baß und Trompetenstöße im Discant und sonst allerlei Spuk anbringen können, — da-

zu habe ich aber wieder meine ernsthaften Töne zu lieb; so Etwas kömmt mir immer vor, wie ein Spaß, etwa wie die Malereien in den Kinderfiebeln, wo man die Dächer knallroth anstreicht, damit die Kinder merken, daß es ein Dach sein soll. Und etwas Halbes, Etwas, was mir selbst nicht gefiele, hinzuschreiben und fortzuschicken, würde Dir gegenüber, der ich immer das Beste geben möchte, um so weniger gegangen sein . . . . ꝛc.

Felix.

An seine Familie.

Mailand, den 14. Juli 1831.

Dieser mein Brief wäre nun wohl, so Gott will, der letzte aus einer italienischen Stadt. Von den borromäischen Inseln, wohin ich in einigen Tagen gehe, kommt vielleicht noch einer; doch rechnet nicht darauf. Die Woche hier war eine der angenehmsten, vergnügtesten, die ich in Italien zugebracht habe; und wie Das zuging im wildfremden Mailand, will ich Euch erzählen. Erstlich nahm ich mir gleich ein Tafelclavier und packte die ewige Walpurgisnacht mit rabbia an, damit das Ding ein Ende nähme. Auf morgen früh wird sie auch richtig fertig, d. h. bis auf die Ouvertüre, von der ich noch nicht weiß, ob ich eine große Symphonie oder eine kurze Frühlingseinleitung mache. Hierüber möchte ich einen Gelehrten hören. Nun ist das Ende besser geworden, als ich mir selbst gedacht hatte. Das Ungethüm und der bärtige Druide mit seinen Posaunen, die hinter ihm stehen und tuten, macht mir königlichen Spaß, und so brachte ich ein paar Morgen sehr glücklich zu. Noch trug zu meiner Freude der Tasso bei, den ich zum erstenmale ordentlich und ohne Peinlichkeit durchlese. Es ist ein prachtvolles Gedicht; mir that es wohl, daß ich den Goethe'schen Tasso kannte; bei den Hauptstellen wurde ich immer daran erinnert; denn ganz wie der Dichter dort sind seine Verse so träumerisch süß und zart; man erquickt sich ordentlich an ihrem Wohlklang. Deine Lieblingsstelle, lieber Vater, „Era la notte allor", ist mir wohl

wieder aufgefallen. Aber besonders liebe ich den ganzen Gesang, wo Clorinde getödtet wird; der ist wunderschön und phantastisch. Nur das Ende davon will mir nicht gefallen. Die Klagen Tancred's kommen mir mehr schön gemacht, als wahr vor; es sind so viele sinnreiche Gedanken und Gegensätze darin, und gar die Worte des Eremiten, die ihn beruhigen, klingen Einem noch eher wie ein Spott auf den Eremiten selbst; ich hätt' ihn todt gemacht, wenn er mir so geredet hätte. Aber als ich neulich im Wagen die Episode der Armide las, umgeben von einer italienischen Theatergesellschaft, die unaufhörlich Rossini's „Ma trema, trema" sang, da kam mir auf einmal wieder Gluck's „Vous m'allez quitter" und das Einschlafen Rinald's und die Fahrt in die Luft vor die Seele, und mir wurde fast weinerlich zu Muthe. Das ist Musik, so haben die Menschen gesprochen und gefühlt, und so bleibt es ewig. Ich hasse die jetzigen Liederlichkeiten von Herzen. Nimm mir es nicht übel; Dein Spruch ist ja: Ohne Haß keine Liebe, und es war mir so sonderbar, als mir da Gluck einfiel mit seinen großen Gestalten.

Die Abende war ich immer in Gesellschaft, und zwar in Folge eines verrückten Streichs, der mir wieder einmal sehr gelang. — Ich glaube, ich habe diese Art Tollheiten erfunden und kann ein Patent darauf nehmen; denn die angenehmsten Bekanntschaften habe ich immer ex abrupto gemacht, ohne Briefe, Empfehlungen und all' dergleichen. Ich frug nämlich zufällig, als ich ankam, nach dem Namen des Commandeurs der Stadt, und unter mehreren Generälen nannte mir der Lohnbediente auch den General Ertmann. Nun fiel mir dabei gleich die A dur-Sonate von Beethoven mit ihrer Dedication ein; und weil ich über die Frau von allen Leuten immer das Schönste und Beste gehört hatte, wie freundlich sie sei und wie sie Beethoven so verzogen habe, und wie vortrefflich sie spiele, so zog ich mir den nächsten Morgen um Visitenzeit einen schwarzen Frack an, ließ mir den Gouvernementspalast zeigen, dachte mir unterwegs eine schöne Rede an die Generalin aus und ging ganz munter hinauf. Nun kann ich nicht leugnen, daß mir es ein wenig fatal war zu erfahren, der General wohne im ersten Stock vorn heraus, und als ich gar in den wunderschönen gewölbten Vorsaal kam, kriegte ich wahrhaftig Furcht und wollte umkehren. Indessen kam es mir denn doch gar zu kleinstädtisch vor, mich vor einem

gewölbten Vorsaal zu fürchten; ich ging also gerade auf einen Trupp Soldaten zu, der da stand, und frug einen alten Mann in einem kurzen Nankingjäckchen, ob hier der General Ertmann wohne, und wollte mich dann bei der Frau melden lassen. Unglücklicherweise antwortete der Mann aber: „Der bin ich selbst, was steht Ihnen zu Diensten?" Das war sehr unangenehm, und ich mußte meine ganze Rede im Auszug anbringen; der Mann schien sich aber daran nicht sonderlich zu erbauen und wollte wissen, mit wem er die Ehre habe? Das war auch nicht angenehm; aber zum Glück kannte er meinen Namen und wurde sehr höflich; seine Frau sei nicht zu Hause, ich würde sie um Zwei treffen, wenn ich da Zeit hätte, oder zu einer andern Stunde. Ich war froh, daß es noch so abgelaufen war, ging inzwischen gegenüber in die Brera, guckte mir das „Sposalizio" von Raphael an, und um Zwei lernte ich nun die „Freifrau Dorothea v. Ertmann" kennen. Sie nahm mich sehr freundlich auf, war auch sehr gefällig; spielte mir gleich die Cis moll-Sonate von Beethoven vor und dann die aus D moll. Der alte General, der nun in seinem grauen, stattlichen Commandeurrock mit vielen Orden erschien, war ganz glücklich und weinte vor Freuden, weil er seine Frau so lange nicht hatte spielen hören; es sei in Mailand kein Mensch, der so was anhören wolle. Sie sprach von dem B dur-Trio, dessen sie sich nicht entsinnen könne. Ich spielte es und sang die Stimmen dazu; das machte dem alten Ehepaar viel Freude, und so war die Bekanntschaft geschlossen. Seitdem sind sie nun von einer Freundlichkeit gegen mich, die mich beschämt. Der alte General zeigt mir die Merkwürdigkeiten von Mailand. Nachmittags holt sie mich im Wagen ab, um auf den Corso zu fahren; die Abende bis 1 Uhr machen wir Musik; gestern früh führten sie mich in die Umgegend spazieren, Mittags mußte ich da essen; Abends war Gesellschaft da, und dazu sind es die angenehmsten, gebildetsten Leute, die man sich denken kann, beide in einander verliebt, als seien sie Brautleute, und sind doch schon vierunddreißig Jahre verheirathet. Er sprach unter Anderm gestern von seinem Beruf, dem Soldatenwesen, dem persönlichen Muth und dergleichen mit einer Klarheit und so schönen freien Ansichten, wie ich sie fast nie, außer von Vater, gehört hatte. Er ist schon sechsundvierzig Jahre lang Offizier, und nun solltet Ihr ihn einmal im

Park neben dem Wagen seiner Frau Galopp reiten sehen, wie munter und nobel der alte Herr sich da ausnimmt! Sie spielt die Beethoven'schen Sachen sehr schön, obgleich sie seit langer Zeit nicht studirt hat; oft übertreibt sie es ein wenig mit dem Ausdruck und hält so sehr an und eilt dann wieder; doch spielt sie wieder einzelne Stücke herrlich, und ich denke, ich habe Etwas von ihr gelernt. Wenn sie so zuweilen gar nicht mehr Ton herausdrücken kann und nun dazu zu singen anfängt mit einer Stimme, die so recht aus dem tiefsten Innern heraufkommt, so hat sie mich oft an Dich, o Fanny, erinnert, obwohl Du ihr freilich weit überlegen bist. Als ich gegen das Ende des Adagio des B dur-Trio's kam, rief sie: „Das kann man vor Ausdruck gar nicht spielen", und das ist wirklich wahr von dieser Stelle. Den folgenden Tag, als ich zum zweitenmale da war und ihnen die C moll-Symphonie vorspielte, wollte sie durchaus, ich solle mir den Rock ausziehen, weil es heiß wäre. Zwischendurch bringt er die schönsten Geschichten von Beethoven, wie er Abends, wenn sie ihm vorspielte, die Lichtputze zum Zahnstocher gebraucht habe u. s. w. Sie erzählte, wie sie ihr letztes Kind verloren habe, da habe der Beethoven erst gar nicht mehr in's Haus kommen können; endlich habe er sie zu sich eingeladen, und als sie kam, saß er am Clavier und sagte blos: „Wir werden nun in Tönen mit einander sprechen", und spielte so über eine Stunde immer fort, und, wie sie sich ausdrückte: „er sagte mir Alles und gab mir auch zuletzt den Trost." Kurz, mir ist wieder einmal so wohl zu Muthe geworden und so behaglich, und ich brauche so gar nicht zu schminken oder zu schweigen, sondern wir verstehen uns so prächtig über Alles! Sie hat gestern die Sonate mit Violine „an Kreutzer" gespielt; als aber der Begleiter, ein österreichischer Dragoneroffizier, im Anfang des Adagio eine lange Verzierung à la Paganini machte, da schnitt ihm der alte General eine solche entsetzliche Grimasse, daß ich vor Lachen bald vom Stuhle gefallen wäre.

Teschner habe ich besucht, wie Du, liebe Mutter, es mir anbefohlen: es ist unerfreulich, wie der Nebelwind, einen solchen Musiker zu sehen; die Generalin Ertmann hat in ihrem kleinen Finger mehr Herz, als der ganze Kerl mit seinen entsetzlichen Schnurrbärten, hinter denen er lauert. An öffentlicher Musik ist jetzt gar Nichts hier. Man spricht noch mit Entzücken vom vori-

gen Winter, wo die Pasta und Rubini hier sangen; nur die Nebenrollen, Orchester und Chöre seien schlecht gewesen. Nun habe ich aber die Pasta vor sechs Jahren in Paris gehört und kann es noch alle Jahre und habe gute Orchester und gute Chöre und noch manches Andere dazu; so ist es natürlich, daß ich, um italienische Musik zu hören, nach Frankreich oder England reisen muß. — Das nehmen die Deutschen aber übel, wenn man ihnen das sagt. Sie wollen par force hier singen, spielen, Gedanken bekommen und sagen, es sei das Land der Begeisterung, während ich behaupte, es gebe überhaupt kein Land der Begeisterung, sondern diese fliege in der Luft herum. Vorgestern war ich im Tagestheater, wo ich mich sehr erbaut habe. Da ist mehr Volksleben zu sehen, als irgendwo sonst in Italien. Ein großes Schauspielhaus mit Logen, — das Parterre mit Holzbänken besetzt, auf denen man Platz findet, wenn man früh kommt; die Bühne, wie eine andere; nur fehlt über dem ganzen Parterre und den Logen das Dach, so daß die liebe Sonne auf das Theater, den Schauspielern in die Augen scheint. Noch dazu gaben sie ein Stück in Mailänder Dialekt. Da war es genau, als guckte man eben allen diesen verwickelten und lustigen Situationen zu, könne sich vielleicht im Nothfalle hineinmischen, und die bekanntesten Comödiensituationen werden neu und interessant. So nahm auch das ganze Publicum den lebhaftesten Theil. Und nun gute Nacht; ich habe nämlich vor dem Zubettgehen noch ein bischen mit Euch plaudern wollen; das ist der Brief geworden.

Felix.

Aus zwei Briefen

an Eduard Devrient.

Mailand, den 15. Juli 1831.

Du machst mir Vorwürfe, daß ich schon 22 Jahre und doch noch nicht berühmt sei; ich kann darauf nichts Andres antworten, als: wenn Gott gewollt hätte, daß ich zu 22 Jahren be-

rühmt sein sollte, so wäre ich es wahrscheinlich schon geworden; ich kann Nichts dafür, denn ich schreibe eben so wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Kapellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn sich Beides einfinden wollte; solange ich aber nicht gerade verhungre, so lange ist es Pflicht zu schreiben, was und wie mir es um's Herz ist, und die Wirkung davon Dem zu überlassen, der für mehr und Größeres sorgt. Nur daran denke ich immer mehr und aufrichtiger, so zu componiren, wie ich es fühle, und noch immer weniger äußere Rücksichten zu haben; und wenn ich ein Stück gemacht habe, wie es mir aus dem Herzen geflossen ist, so habe ich meine Schuldigkeit dabei gethan; ob es nachher Ruhm, Ehre, Orden, Schnupftabaksdosen und dergl. einbringt, kann meine Sorge nicht sein. Meinst Du aber, ich hätte in dem Ausbilden meiner Compositionen oder meiner selbst Etwas vernachlässigt oder versäumt, so sage mir genau und klar, was das ist, und worin es besteht. Es wäre freilich ein schlimmer Vorwurf. Du willst, ich solle nur Opern schreiben und hätte Unrecht, es nicht schon längst gethan zu haben. Ich antworte: Gieb mir einen rechten Text in die Hand, und in ein paar Monaten ist er componirt; denn ich sehne mich jeden Tag von Neuem danach, eine Oper zu schreiben; ich weiß, daß es etwas Frisches, Lust'ges werden kann, wenn ich es jetzt finde; aber eben die Worte sind nicht da. Und einen Text, der mich nicht ganz in Feuer setzt, componire ich nun einmal nicht. Wenn Du einen Mann kennst, der im Stande ist eine Oper zu dichten, so nenne mir ihn um Gotteswillen; ich suche nichts Anderes. Aber bis ich nun einen Text habe, soll ich doch nicht etwa lieber Nichts thun (auch wenn ich es könnte)? Und daß ich gerade jetzt mehrere geistliche Musiken geschrieben habe, das ist mir ebenso Bedürfniß gewesen, wie es Einen manchmal treibt, gerade ein bestimmtes Buch, die Bibel oder sonst was zu lesen, und wie es Einem nur dabei recht wohl wird. Hat es Ähnlichkeit mit Seb. Bach, so kann ich wieder Nichts dafür; denn ich habe es geschrieben, wie es mir zu Muthe war, und wenn mir einmal bei den Worten so zu Muthe geworden ist, wie dem alten Bach, so soll es mir um so lieber sein. Denn Du wirst nicht meinen, daß ich seine Formen copire ohne Inhalt; da könnte ich vor Widerwillen und Leerheit kein Stück zu Ende schreiben. Ich habe auch seitdem wieder eine große

Musik componirt, die auch vielleicht äußerlich wirken kann („die erste Walpurgisnacht" von Goethe). Ich fing es an, blos weil es mir gefiel und mich warm machte, und an die Aufführung habe ich nicht gedacht. Aber nun da es fertig vor mir liegt, sehe ich, daß es zu einem großen Concertstück sehr gut paßt, und in meinem ersten Abonnements-Concert in Berlin mußt Du den bärtigen Heidenpriester singen. Ich habe ihn Dir in die Kehle geschrieben, mit Erlaubniß, also mußt Du ihn wieder heraussingen, und wie ich bis jetzt die Erfahrung gemacht habe, daß die Stücke, die ich mit der wenigsten Rücksicht auf die Leute gemacht hatte, gerade den Leuten immer am besten gefielen, so, glaube ich, wird es auch mit diesem Stück gehen. Ich schreibe Das blos, damit Du siehst, daß ich auch an's Praktische denke. Freilich immer erst hinterher; aber wer Teufel soll Musik schreiben, die doch einmal das unpraktischste Ding in der Welt ist (weshalb ich sie lieb habe), und an's Praktische dabei denken! Es wäre, als ob Einer die Liebeserklärung an seine Geliebte in Reime und Verse brächte und ihr so hersagte. Ich gehe nun nach München, wo sie mir eine Oper anboten, um zu sehen, ob da ein Mensch als Dichter ist; denn nur einen Menschen möchte ich, der ein bischen Glut und Talent hätte; ein Riese braucht es gar nicht zu sein; und finde ich da keinen, so mache ich vielleicht Immermann's Bekanntschaft blos deswegen, und ist der auch nicht der Mann, so versuche ich es in London. Es kommt mir immer vor, als fehle noch der rechte Kerl; aber was soll ich thun, um ihn herauszufinden? Im Hôtel Reichmann wohnt er nicht und nebenan auch nicht, und wo sonst? Darüber schreib mir einmal. Obgleich ich glaube, daß uns der liebe Herrgott Alles, also auch Operntexte zuschickt, sobald wir es brauchen, so müssen wir dabei doch unsere Schuldigkeit thun und uns umsehen, und ich wollte der Text wäre schon da! Mittlerweile schreibe ich so gute Sachen, als ich nur irgend kann; hoffe auch Fortschritte zu machen, und daß ich für's Übrige, wie gesagt, nicht verantwortlich bin, das haben wir auf meiner Stube damals schon ausgemacht. — Nun aber genug des trockenen Tons; ich bin wahrhaftig wieder fast brummig und ungeduldig geworden und habe mir doch vorgenommen, es nie mehr zu werden.

Luzern, den 27. August 1831.

Ich fühle deutlich, daß eine Oper, die ich jetzt schriebe, lange nicht so gut werden würde, als eine zweite, die ich nachher componirte, und daß ich doch den neuen Weg, den ich mir denke, erst antreten und ein Stück drin laufen müßte, um zu wissen, ob er hinführen wird oder wie bald, während ich in der Instrumentalmusik schon anfange zu wissen, was ich eigentlich wollen soll, und mir selbst viel klarer und ruhiger darüber bin, weil ich mehr darin gearbeitet habe: — kurz, es treibt mich. Dazu kommt nun noch, daß ich dieser Tage sehr demüthig geworden bin durch einen Zufall, der mir aber noch immer im Sinne liegt. Im Engelberger-Thal fand ich „Wilhelm Tell“ von Schiller, und wie ich ihn hier wieder las, wurde ich von Neuem ganz entzückt und glücklich über solch ein himmlisches Kunstwerk und über all' die Glut und Begeisterung und das Feuer darin. Da fiel mir plötzlich ein Wort von Goethe ein, der mir in einem langen Gespräch über Schiller einmal sagte: „Schiller hätte jährlich zwei große Trauerspiele liefern können, andere Gedichte abgerechnet.“ Dieser handwerksmäßige Ausdruck, das Liefern, frappirte mich auf einmal sehr, als ich das frische, warme Stück las, und mir erschien diese Thätigkeit so ungeheuer großartig, daß mir vorkam, als hätte ich eigentlich in meinem Leben noch gar nichts Rechtes hervorgebracht. Es steht noch Alles so sehr vereinzelt da; es ist mir, als müßte ich auch einmal was liefern. — Finde Das nicht unbescheiden, ich bitte Dich, sondern glaube mir, daß ich es nur sage, weil ich weiß, was sein sollte, und was nicht ist. Wo ich aber dazu Gelegenheit finden soll — es nur anfangen kann —, das ist mir bis heut ganz unbegreiflich. Wenn es aber meine Aufgabe ist, so werde ich die Gelegenheit finden, das glaube ich fest; und finde ich sie nicht, so wird es ein Anderer sein müssen; dann wüßte ich aber nicht, warum es mich so dazu hintriebe. —

Wenn Du es erreichst, nicht Sänger, Decorationen und Situationen, sondern Menschen, Natur und das Leben Dir zu denken und hinzustellen, so bin ich überzeugt, daß Du die besten Operntexte schreiben wirst, die wir haben; denn wenn Einer die Bühne so kennt, wie Du, so kann er schon nichts Un-

dramatisches schreiben, und ich wüßte auch gar nicht, was Du von Deinen Versen anders wolltest. Ist es von innen heraus für die Natur und die Musik gefühlt, so sind die Verse musikalisch, wenn sie sich auch im Textbuch noch so hinkend ausnehmen; schreib dann meinethalben Prosa — wir wollen es schon componiren. Aber wenn Form in Form gegossen werden soll; wenn die Verse musikalisch gemacht und nicht musikalisch gedacht sind, wenn äußerlich in schönen Worten eingebracht werden soll, was innerlich an schönem Leben fehlt, — da hast Du recht, — das ist eine Klemme, aus der kein Mensch herauskommen kann. Denn so gewiß reines Metrum, gute Gedanken, schöne Sprache noch immer kein schönes Gedicht machen ohne einen gewissen Blitz der Poesie, der durch's Ganze geht, so gewiß kann nur durch das Gefühl des Lebens in allen Personen eine Oper vollkommen musikalisch und am Ende auch vollkommen dramatisch werden. Es steht eine Stelle darüber im Beaumarchais, den man anklagt, seine Personen sagten zu wenig eigentlich schöne Gedanken, und er lege ihnen zu wenig Poetisches in den Mund. Er antwortet, das sei nicht seine Schuld; er müsse bekennen, daß er während des Schreibens immer über seinen Schreibtisch weg im lebhaftesten Gespräch mit seinen Personen sei; daß er rufe: „Figaro, prends garde, le comte sait tout, — Ah, Comtesse, quelle imprudence! — Vite, sauve-toi, petit page," — und was sie ihm dann etwa antworteten, das schriebe er hin — nichts Anderes. Mir kommt Das sehr hübsch und wahr vor. —

Den Opernplan mit dem italienischen Carneval und dem schweizer Ende kannte ich schon, wußte aber nicht, daß er von Dir sei. Sei aber so gut und mache die Schweiz ganz gewaltig und über die Maßen frisch. Wenn Du an solche zarte Schweiz denkst mit Jodeln und Sehnsucht, wie ich sie gestern hier auf dem Theater in der „Schweizerfamilie" mit ansehen mußte, und wenn die Berge und Alphörner sentimental werden, so bringe ich's über's Herz und recensire Dich sehr schlecht in der Spener'schen. Ich bitte Dich, mach sie lustig und laß mich mehr davon hören.

Felix M. B.

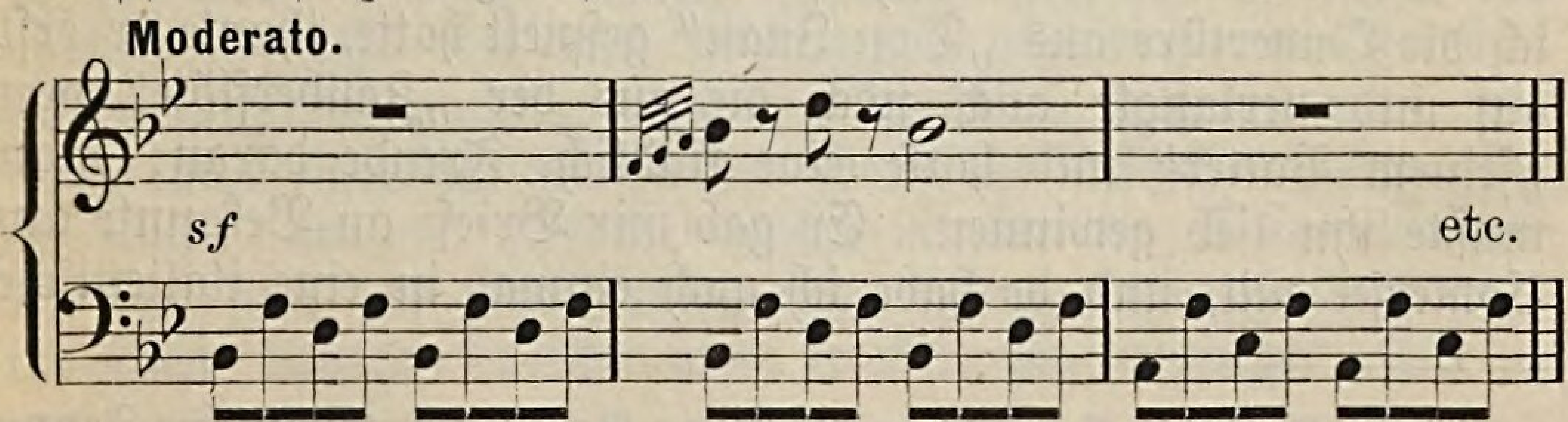
An seine Familie.

Auf der **Isola bella**, den 14. Juli 1831.

Jetzt riecht Ihr gleich Orangenduft, sehr blauen Himmel, schöne Sonne, heiteren See, wenn Ihr blos das Datum les't. Aber nein, es ist greulich Wetter, regnet wie toll, dazu donnert es von Zeit zu Zeit hinterdrein; in den Bergen sieht es so entsetzlich wüst aus, als sei die Welt mit Wolken vernagelt, der See ist grau, der Himmel schmutzig, Orangen riech' ich nicht, es könnte also eben so gut die Isola brutta heißen. So geht es schon seit drei Tagen her, — mein armer Mantel! — Und trotz des tollen Wetters befinde ich mich hier recht behaglich. Bekanntlich bin ich der Geist, der stets verneint (conf. Mutter), und da es in der ganzen Welt jetzt Mode ist, die borromäischen Inseln „nicht so schön" und etwas steif zu finden, und da das Wetter sich auch vorzunehmen scheint, sie mir zu verleiden, so finde ich sie zum Trotz gerade ganz herrlich. Die Anfahrt an diese Insel, wo man die grünen Terrassen mit den lustigen Statuen darüber, die vielen veralteten Verzierungen neben frischem Laub und alle südlichen Gewächse zusammengedrängt sieht, war für mich sehr reizend und hatte auch etwas Rührendes, Ernsthaftes. Denn was ich voriges Jahr in Fülle und in üppiger Wildniß überall gesehen hatte, und woran ich eigentlich schon gewöhnt war, das ist nun mit Kunst noch einmal hierher verpflanzt und will Abschied nehmen. Es giebt Citronenhecken und Orangenbüsche; aus den Mauern wachsen die zackig-spitzen Aloes; mir ist es, als komme am Ende vom Stück der Anfang wieder noch einmal hervor, und Das habe ich bekanntlich sehr gern. Dazu war auf dem Dampfschiff die erste Bäuerin in Schweizertracht; die Leute sprechen ein schlechtes, halbfranzösisches Italienisch; es ist der letzte Brief aus Italien. Aber glaubt mir, die italienischen Seen sind nicht das Unbedeutendste im Lande; anzi, — Schöneres hab' ich noch nicht gesehen. Sie hatten mir einreden wollen, daß die ungeheuren Formen, die mir aus der Kindheit von den Schweizeralpen vorschwebten*,

* Im Jahre 1821 war die ganze Familie in der Schweiz gewesen.

sich in meiner Einbildungskraft ausgedehnt hätten, und daß ein Schneeberg doch eigentlich nicht so gewaltig sei, wie ich ihn mir dächte. Ich fürchtete fast enttäuscht zu werden; aber wie ich am Comersee die ersten Vorhöhen der Alpen nur sah, in ihre Wolken gehüllt, hier und dort heller Schnee und scharfe schwarze Spitzen vorguckend und steil in den See heruntersinkend, erst mit Bäumen und Dörfern, dann mit Moos bedeckt, dann kahl und wüst und voll Schneespalten, da war mir zum erstenmale wieder zu Muth, wie dazumal, und ich sah, daß ich Nichts übertrieben hatte. — Es ist in den Alpen Alles viel freier, schärfer, ungeschlachter, wenn Ihr wollt; aber mir wird doch wohler und gesünder drin zu Muth. Eben komme ich aus dem Garten des Schlosses zurück, den ich mitten im Regen beschaut habe. Ich wollte es machen wie Albano* und ließ einen Barbier kommen, um mir eine Ader zu öffnen; der verstand es aber falsch und rasirte mich; das Mißverständniß war sehr verzeihlich. Von allen Seiten landen Gondeln an der Insel, weil heut die Nachfeier des gestrigen großen Festes ist, zu dem der pp. Borromeo Sänger und Musiker aus Mailand hat kommen lassen, die den Insulanern vorgespielt haben. Der Gärtner frug mich, ob ich wisse, was ein Blaseinstrument sei? Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und nun sagte er, ich möge mir einmal dreißig solcher Instrumente und auch Geigen und Bässe zusammen denken; oder vielmehr ich könne mir es nicht denken, denn so Etwas müsse man gehört haben, um es zu glauben; es sei ein Klang, als käme er vom Himmel herunter, und das entstehe Alles nur durch die Philharmonie. Was er sich dabei dachte, weiß ich nicht; aber es hatte ihm mehr Eindruck gemacht, als manchem Musikkenner das beste Orchester. Eben fängt Einer drüben in der Kirche an Orgel zu spielen zum Gottesdienst, — folgendermaßen:



* Im Titan von Jean Paul.

Der Baß mit vollem Werk, Bordun 16 und Schnarrstimmen, macht sich wunderschön. Der Kerl ist auch expreß von Mailand gekommen, um hier in der Kirche Unfug zu treiben. Ich will ein wenig hinüber gehen, also lebt wohl für einen Moment. — Heute Abend bleibe ich hier, statt über den See zu fahren; es gefällt mir gar zu sehr auf dem Inselchen. Zwar habe ich jetzt zwei Nächte nicht ordentlich geschlafen, die eine wegen unzähliger Donnerschläge, die andere wegen unzähliger Flöhe, und wahrscheinlich steht mir heute Nacht Beides zusammen bevor; aber da ich übermorgen schon Französisch spreche, Italien verlassen habe und über den Simplon bin, so will ich heut und morgen mich noch einmal recht italienisch umhertreiben. Jetzt habe ich historisch nachzutragen, wie ich hierher gekommen bin. — Noch den letzten Augenblick in Mailand besuchten mich Ertmanns auf meiner Stube, und wir nahmen so herzlichen Abschied, wie ich lange nicht von Leuten genommen habe. Ich mußte ihnen versprechen, Euch unbekannterweise vielmals zu grüßen und von mir zuweilen hören zu lassen.* Eine andere sehr liebe Bekanntschaft, die ich dort gemacht habe, ist die des Herrn Mozart, der dort Beamter, eigentlich aber ein Musiker ist, dem Sinn und Herzen nach. Er muß die größte Ähnlichkeit mit dem Vater haben, besonders im Wesen; denn solche Sachen, wie sie Einen in den Briefen des Vaters rühren in ihrer Naivetät und Offenheit, hört man in Menge von ihm und muß ihn nach den ersten Augenblicken gleich lieb haben. Wunderhübsch z. B. finde ich, daß er auf den Ruf und das Lob seines Vaters so eifersüchtig ist, als sei er ein junger angehender Musiker; und einen Abend bei Ertmanns, als viele Musik von Beethoven gemacht worden war, sagte mir die Baronin leise, ich möchte doch nun auch Etwas von Mozart spielen: der Sohn würde sonst nicht so froh, wie gewöhnlich; und als ich die Ouvertüre aus „Don Juan" gespielt hatte, thaute er erst auf und verlangte auch noch die aus der „Zauberflöte" von „seinem Vatter" und hatte eine kindliche Freude daran; man mußte ihn lieb gewinnen. Er gab mir Briefe an Bekannte am Comersee mit, und da habe ich auch einmal in eine italienische

* S. F. MB.'s Empfehlungsbrief an Baronin Ertmann für Jenny Lind, dd. Leipzig, 12. April 1846 in d. „Tonhalle" Nr. 5, 1868.

Kleinstädterei hineingeguckt und mich ein paar Tage mit dem Doctor, dem Apotheker, dem Richter und anderen Leuten des Orts ganz wohl unterhalten. Es fanden besonders lebhafte Discussionen über Sand statt, und Viele wollten ihn sehr bewundern. Mir war es sonderbar, weil die Geschichte etwas lange her ist, und man kaum mehr darüber streitet. Auch von Shakespeare'schen Stücken sprach man, die jetzt in's Italienische übersetzt werden. Der Doctor sagte: die Trauerspiele seien gut; aber da seien so gewisse Hexereistücke, die seien zu dumm und kindisch; namentlich eins: „Il Sonno d'una notte di mezza state.“ Darin käme die abgebrauchte Geschichte vor, daß ein Stück auf dem Theater probirt werde, und es wimmle von Anachronismen und kindischen Ideen. Darauf stimmten Alle ein, es sei sehr läppisch, und ich möchte es ja nicht lesen.* Ich schwieg kleinlaut stille und vertheidigte nicht! — Dann badete ich oft im See, zeichnete, fuhr gestern über den Luganersee, der mit seinen Wasserfällen und den schwarzen Wolkenbergen ein böses Gesicht schnitt, — dann über die Berge nach Luvino und bin heut zu Dampf hier angekommen. — Abends. Eben komme ich von der Isola madre zurück, wo es ganz herrlich war. Sie ist breit und voll Terrassen, Citronenhecken und immergrünen Büschen. Das Wetter ist endlich etwas menschlich geworden, und so nahm sich das große, weiße Haus darauf mit der Ruine daran und den Terrassen davor sehr lieblich aus. Es ist doch ein einzig Land, und ich wollte, ich könnte Euch einen Schluck Luft, wie sie eben auf dem Kahne war, nach Berlin mitbringen: da giebt es keine solche, und ich wollte lieber, daß Ihr sie schöpftet, als alle die Leute, die hier davon zehren. — Da war im Kahn mit mir ein sehr schnurrbärtiger Deutscher; der sah sich die schöne Natur an, als ob er sie kaufen solle und finde sie zu theuer. Dann begegnete mir eine Jean Paul'sche Geschichte wörtlich. Als wir nämlich auf der Insel zwischen dem Grün spazieren gingen, sagte ein Italiener, der mit war, hier sollte man eigentlich mit seiner Geliebten zusammengehen und die Natur genießen. „Ach ja,“ seufzte ich zart. — „Deswegen habe ich mich auch seit zehn Jahren von meiner Frau getrennt und ihr einen kleinen Tabakshandel in Venedig angelegt,“ fuhr er

* F. MB.'s Ouvertüre zum Sommernachtstraum datirt von 1826.

fort, „und lebe nun, wie ich Lust habe. So müssen Sie es auch einmal machen!“ — Der alte Schiffer erzählte, wie er den General Bonaparte auf dem See gefahren habe, und wußte manche Geschichten von ihm und Murat. Ganz wunderlich sei Murat gewesen, sagte er. Solange er ihn gefahren habe, habe er in Einem fort für sich gesungen, und einmal als er auf der Reise war, habe er ihm seine Branntweinflasche geschenkt und gesagt, er wolle sich in Mailand eine andere kaufen. Ich weiß nicht, warum mir die kleinen Anekdoten und namentlich das Singen den ganzen Mann mehr zurückriefen, als manches historische Buch. — Die „Walpurgisnacht“ ist fertig und ausgeputzt; auch die Ouvertüre wird wohl bald so weit sein. Der einzige Mensch, der sie bis jetzt kennt, ist Mozart, und der hatte so viel Freude daran, daß mir die gewohnten Sachen auch wieder neuen Spaß machten; er wollte durchaus, ich solle sie gleich drucken lassen. Ach Gott, verzeiht nur den burschikosen Brief. Ihr seht ihm gewiß an, daß ich seit acht Tagen keine Halsbinde trage. Aber ich wollte Euch doch einmal schreiben, wie heiter und wohl mir es dieser Tage in den Bergen geworden ist, und wie ich mich auf die freue, die vor mir liegen!

Euer

Felix.

An seine Eltern.

À l' Union, Prieuré de Chamonix, Ende Juli 1831.

Liebe Eltern!

Von Zeit zu Zeit muß ich Euch einen Dankbrief für diese wunderbar schöne Reise schreiben, und wenn ich es je gethan habe, so muß ich es jetzt wieder thun; denn herrlichere Tage, als die auf dem ganzen Wege hierher und hier selbst, habe ich doch noch nie erlebt. Zum Glück kennt Ihr ja das Thal hier, und da brauche ich es nicht erst zu beschreiben; wie wäre das auch möglich! Nur so viel laßt mich sagen, daß mir die Natur noch nirgends so klar in aller ihrer Pracht vor die Augen getreten

ist, als hier, sowohl das erstemal, als ich es mit Euch sah, wie auch jetzt. Und wenn Jeder, der Das sieht, Gott danken muß, daß er ihm die Sinne gegeben hat, um diese Größe zu begreifen und aufzufassen, so muß ich Euch denn auch gleich danken, die Ihr mir all' die Freude schenkt! Sie hatten mir einreden wollen, die Formen der Berge hätten sich in meiner Einbildungskraft vergrößert; — aber gestern ging ich bei Sonnenuntergang hier vor dem Hause auf und ab, suchte jedesmal, wenn ich den Bergen den Rücken kehrte, die Massen mir recht lebhaft zu denken, und jedesmal wenn ich mich wieder umdrehte, waren sie weit über meine Vorstellung. — Sowie es damals den Morgen war, als wir von hier abfuhren, und die Sonne aufging* (Ihr werdet es Euch erinnern), — so heiter und klar sind die Berge, seit ich hier bin; der Schnee auf der blauen, dunklen Luft so rein und scharf und nah; die Gletscher donnern fortwährend, weil das Eis schmilzt; wenn Wolken kommen, so legen sie sich unten an die Berge leicht an, aber die Gipfel stehen klar darüber; könnten wir Das zusammen sehen! Ich habe heute den ganzen Tag hier ruhig und ganz allein zugebracht. Ich wollte die Ansicht der Berge zeichnen, ging hinaus, fand einen prächtigen Punkt; aber sowie ich das Buch aufschlug, so war mir das Blatt so sehr klein, daß ich erst gar nicht anfangen wollte. Die Formen hab' ich wohl — so was man richtig nennt — herausgebracht; aber doch sieht jede Linie so steif aus gegen die Freiheit und Grazie, die da überall in der Natur ist. Und nun gar erst die Farbenpracht! Kurz, es ist der Glanzpunkt meiner Reise, und das ganze Fußreisen, so allein, frei und leicht, ist etwas Neues und ein unbekannter Genuß für mich. Ich muß aber erzählen, wie ich hergekommen bin, sonst steht am Ende im Briefe nichts wie Ausrufungen. — Auf dem Lago Maggiore und den Inseln hatte ich, wie ich Euch geschrieben habe, das schlechteste Wetter. Es blieb anhaltend so wüst, stürmisch naß, daß ich mich etwas unmuthig Abends auf die Schnellpost setzte und gegen den Simplon zu fuhr. Kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, so kam der Mond vor, die Wolken zogen aus einander, und den andern Morgen war es das heiterste, herrlichste Wetter. Mir war ordentlich beschämt zu Muthe

* Im Jahre 1821.

über solch ein Glück, und ich konnte nun den ganzen göttlichen Weg recht von Grund aus genießen, wie er sich erst durch die hohen grünen Thäler, dann durch die Felsengen, dann durch die Wiesen, endlich bei den Gletschern und Schneebergen vorbei windet. Ich hatte ein kleines französisches Buch über die Simplonstraße mit, das mich sehr gefreut und auch gerührt hat; denn es enthält Correspondenzen von Napoleon mit dem Directorium über das projectirte Werk und den ersten Bericht des Generals, der den Berg passirte. Wie dessen Briefe geschrieben sind, mit welcher Begeisterung, Tapferkeit, — auch ein bischen Prahlerei mitunter, — aber mit welcher Glut des Enthusiasmus, das hat mich gar sehr ergriffen, als ich so die ebene, fertige Straße mit den österreichischen Postillonen hinauffuhr; — und wenn ich das Feuer und die Poesie, die in dem Briefe (ich meine immer nur den des subalternen Generals) aus jeder Schilderung spricht, mit der heutigen Beredtsamkeit vergleiche, die so schrecklich kalt läßt, und die in all' ihren philanthropischen Ansichten so verflucht prosaisch ist und so hinkt, und in der ich wohl Fanfaronaden, aber keine Jugend sehe: — so wollte es mir vorkommen, als sei eine große Zeit vorüber gegangen! Ich habe es mir gar nicht aus dem Sinne bringen können, daß Napoleon das Werk, eine seiner Lieblingsideen, niemals gesehen hat; denn er ist nie über die fertige Simplonstraße gekommen und hat die Freude davon nicht genossen. Oben im Dorfe Simplon ist es ganz kahl, und seit anderthalb Jahren fror mich einmal wieder so recht herzhaft. Eine nette, französische höfliche Frau hat oben ein Wirthshaus, und auch das ist schwerlich zu beschreiben, wie wohl Einem die dürftige Reinlichkeit thut, die nie in Italien zu finden ist. Dann ging es hinunter in's Wallis bis Brieg, wo ich die Nacht blieb, voll Vergnügen, wieder einmal unter den ehrlichen, natürlichen, deutsch sprechenden Leuten zu leben, die mich denn auch — infam geprellt und betrogen haben. Den folgenden Tag fuhr ich das Wallis hinunter, — eine wunderliebliche Fahrt. — Der ganze Weg ist so, wie Ihr sie in der Schweiz kennt, — zwischen zwei hohen Bergreihen, über die hie und dort Schneespitzen gucken, in Alleen von dicken grünen Nußbäumen, die neben den zierlichen braunen Häusern stehen; den wilden, grauen Rhonefluß hinunter, bei Leuk vorüber, alle

Viertelstunden ein Ort mit einer kleinen Kirche. Von Martigny aus reis'te ich nun zum erstenmal in meinem Leben wirklich zu Fuß, und zwar, — weil mir die Führer zu theuer waren, — erst ganz allein, meinen Mantel und das Gepäck auf den Schultern. Nach ein paar Stunden fand ich einen dicken Bauerjungen, der zugleich Führer und Träger wurde, und so ging es über Forclaz nach Trient, einem kleinen Senndorfe, wo ich Milch und Honig frühstückte; von da aus auf den Col de Balme. Da lag denn das ganze Chamounythal mit dem Montblanc und allen Gletschern, wie sie herabsinken, vor mir im Sonnenschein. Eine Gesellschaft Herren und Damen (darunter eine junge sehr schöne) zu Maulthier mit vielen Führern kam von der andern Seite herauf, und kaum waren wir Alle zusammen eben unter Dach, so kam ein zarter Nebel und hüllte erst den Berg, dann das Thal, dann Alles so dicht ein, daß von da an nichts mehr zu sehen war. Die Damen fürchteten sich in den Nebel hineinzugehen, als ob sie nicht oben auch drin wären; endlich reis'ten sie doch ab, und ich sah aus dem Fenster dem wunderlichen Schauspiel zu, wie die Caravane das Haus verließ, lachend, laut sprechend, Französisch, Englisch, Patois; dann wurden die Stimmen undeutlich, dann gleich auch die Gestalten; ganz zuletzt ging noch die schöne Dame mit ihrem weiten schottischen Mantel; dann sah man nur noch graue Schatten hier und dort, — dann waren sie ganz weg. Wenige Minuten darauf sprang ich von der andern Seite mit meinem Führer den Berg hinunter; wir kamen bald wieder in den Sonnenschein, dann in's grüne Chamounythal mit seinen Gletschern; endlich hier in die „Union". Eben komme ich von einem Spaziergange auf den Montanvert, das Mer de Glace und nach der Quelle des Arveiron her. Diese Herrlichkeit kennt Ihr, und so werdet Ihr es verzeihen, daß ich, statt morgen nach Genf zu fahren, erst die Tour um den Montblanc mache, damit ich den Herrn auch von der Südseite kennen lerne, die noch gewaltiger sein soll. Auf glückliches Wiedersehen, liebe Eltern!

Euer Felix.

An seine Schwestern.

Charney, den 6. August 1831.

Ihr lieben Schwestern!

Ihr habt zwar Ritter's Afrika ganz gelesen, aber wo Charney liegt, wißt Ihr doch nicht. Also holt einmal die alte Reisekarte von Keller heraus; denn Ihr müßt mich nun auf meiner Wanderung begleiten können. Geht mit dem Finger von Vevay nach Clarens und dann gegen die Dent de Jaman zu, auf einem Strich. Der Strich bedeutet einen Fußweg, und wo Ihr mit dem Finger geht, bin ich heut Morgen mit den Beinen gegangen (denn es ist jetzt erst $^1/_2$8 Uhr, und ich bin noch nüchtern). Hier will ich frühstücken und schreibe in einer netten hölzernen Stube, bis die Milch warm ist. Draußen guckt der helle blaue See herein; ich fange hiermit mein Tagebuch an und will es auf der Fußreise, so gut es geht, fortsetzen.

Nach dem Frühstück. Gott, denkt Euch das Malheur! Eben sagt mir die Wirthin mit dem betrübtesten Gesicht, es sei kein anderer Mensch im Dorfe, um mir den Weg über die Dent zu zeigen und mein Bündel zu tragen, als ein junges Mädchen! die Männer hätten alle zu thun. Ich gehe nämlich Morgens früh immer allein aus, mit Sack und Mantel auf dem Rücken, weil mir die Führer aus den Wirthshäusern zu theuer und zu langweilig sind. Der erste Junge, der ehrlich aussieht, wird nach ein paar Stunden gemiethet, und dabei „fahre ich viel besser“ zu Fuß. Wie reizend der See und der Weg hierher waren, sage ich nicht. Denkt Euch alle Schönheit, die Ihr damals genosset. Der Fußweg ist immer schattig unter Nußbäumen, die Hügel hinauf, – bei Landhäusern und Schlössern vorbei, am See hin, der durch's Land glänzt; überall Dörfer; in den Dörfern rauscht es stark von Brunnen und Quellen an allen Ecken; dann die zierlichen Häuser, — es ist doch gar zu schön, und es wird Einem gar zu frei und wohl! — Eben kommt

das Mädchen mit seinem Flaschenhut; sie ist noch dazu wunderhübsch und heißt Pauline. Jetzt nimmt sie meine Sachen in ihre Weinkiepe; und so wollen wir auf den Berg fort. Adies. —

Abends in Château-d'Oex bei Licht.

Ich habe die reizendste Reise gehabt. Könnt' ich Euch solch einen Tag verschaffen, was wollte ich nicht darum geben; aber Ihr müßtet dazu erst zwei Jungen werden, tüchtig klettern können, Milch trinken nach der Gelegenheit, Euch aus vieler Hitze, vielen Steinen, vielen Löchern im Wege, noch mehr Löchern im Stiefel gar nichts machen; dazu seid Ihr viel zu zierlich, glaub' ich. Aber schön war es! Meine Reise mit Pauline soll niemals vergessen werden; die war eins der nettesten Mädchen, die ich in meinem Leben getroffen habe, so hübsch und gesund und natürlich klug. Sie erzählte mir Geschichten aus ihrem Dorfe, und ich ihr welche aus Italien; aber ich weiß, wer den Andern mehr amüsirt hat. Vorigen Sonntag waren alle jungen Leute von Distinction aus ihrem Dorfe nach einem Ort weit über die Berge gezogen, um da Nachmittags zu tanzen. Sie gingen kurz nach Mitternacht fort, kamen auf die Berge, als es noch finster war, machten sich ein großes Feuer und kochten Kaffee; gegen Morgen sprangen die Männer in die Wette vor den Damen (wir kamen beim zerbrochenen Zaun vorbei, der es bezeugte), dann tanzten sie und waren Sonntag Abend wieder alle zu Hause. Montag früh ging die Arbeit in den Weinbergen wieder an. Bei Gott, ich bekam viel Lust ein Waadter Bauer zu werden, als ich ihr so zuhörte, und sie mir von oben die Dörfer zeigte, wo man tanzt, wenn die Kirschen reif sind; andere, wo man tanzt, wenn die Kühe auf die Weide gehen, und es Milch giebt. Morgen tanzt man gar in St. Gingolph; sie fahren zu Wasser über den See, und wer Musik kann, nimmt sein Instrument mit; aber sie fährt nicht mit hinüber, weil ihre Mutter es nicht erlaubt aus Furcht vor dem breiten See, und darum gehen auch viele andere Mädchen nicht hin, weil sie zusammenhalten. Dann bat sie mich um Erlaubniß, ihrer Cousine guten Tag zu sagen, und stieg hinunter in's zierliche Haus auf der Wiese; bald kamen die beiden Mädchen heraus, setzten sich auf die Bank und plauderten. Oben auf dem Col de Jaman sah ich gar ihre Verwandten, die mähe-

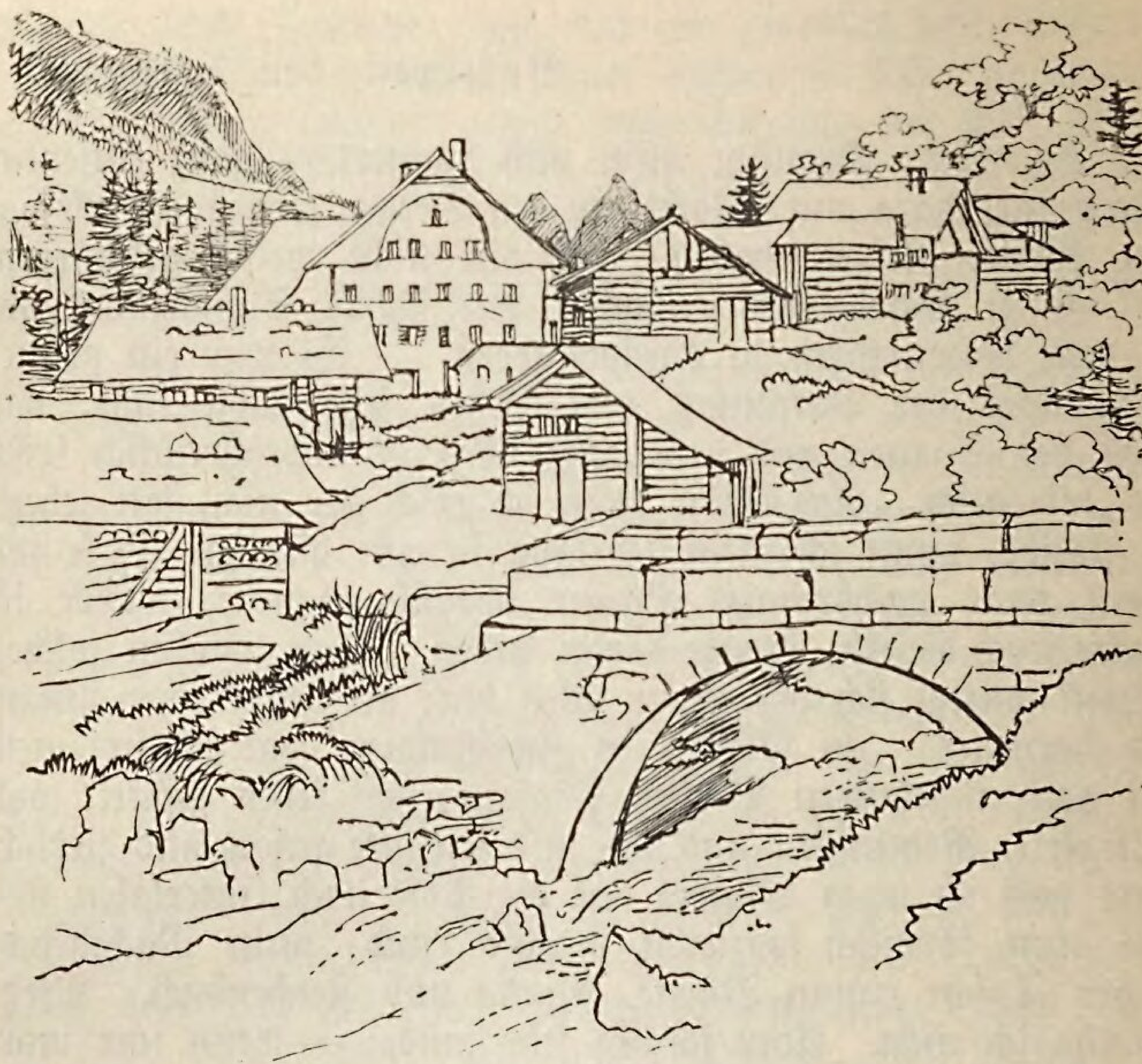
ten und Kühe weideten; das war ein Zurufen und Schreien! darauf dudelten die drüben; dann lachten sie Alle; ich verstand kein Wort vom Patois außer dem Anfang, der hieß Adieu, Pierrot! Zu alledem gab es ein lustiges, tolles Echo, das schrie und lachte und dudelte mit; und so kamen wir gegen Mittag in Allières an. Als ich mich ausgeruht hatte, nahm ich mein Bündel wieder selbst auf den Rücken; denn mich ärgerte ein dicker alter Knecht, der es mir tragen wollte; wir gaben uns die Hand und nahmen Abschied. Ich stieg die Wiesen hinunter, und wenn Euch Pauline nicht gefällt oder gar gelangweilt hat, so kann ich nicht dafür, sondern die Beschreibung; in der Wirklichkeit war es nett. Und so auch die weitere Reise. Ich kam an einen Kirschbaum, wo die Leute Obst lasen, legte mich zu ihnen in's Gras und aß ein Weilchen mit; dann hielt ich Mittagsruhe in La Tine in einem hölzernen, reinlichen Hause. Der Tischler, der es gemacht hatte, leistete mir Gesellschaft bei einem Lammbraten und zeigte mit Stolz auf jeden Tisch, den Schrank und die Stühle. Endlich heut Abend bin ich hier angekommen durch die blendend grünen Wiesen, auf denen die Häuser herum stehen zwischen Tannen und Quellen; die Kirche hier liegt auf einem kleinen sammtgrünen Hügel; ganz weit hin noch Häuser und weiter Hütten und Felsen und in einer Schlucht noch ein wenig Schnee über den Wiesen; es ist einer der idyllischsten Orte, wie wir zusammen etwa in Wattwyl einen gesehen haben, aber das Dorf kleiner, und die Berge breiter und grüner. Den heutigen Tag aber muß ich mit einer Lobrede auf den Canton Waadt schließen. Von allen Ländern, die ich kenne, ist dies das schönste und das, wo ich am liebsten leben möchte, wenn ich recht alt würde. Die Leute sind so zufrieden und sehen so wohl aus; das Land ebenso. Kommt man aus Italien, so wird Einem hier oft ganz weinerlich zu Muthe über die Ehrlichkeit, die doch noch in der Welt ist; über frohe Gesichter; über den Mangel an Bettlern, an mürrischen Beamten; über dies völlige Gegentheil unter den Menschen. Ich möchte Gott danken, daß er Manches gar so schön gemacht hat, und wolle er uns Allen in Berlin, England und Château-d'Oex einen frohen Abend schenken und gute Nacht.

Boltigen, den 7. August.

Abends. Draußen blitzt und donnert es ganz entsetzlich und regnet dazu mit Macht; in den Bergen lernt man erst vor dem Wetter Respect haben. Ich bin nicht weiter gekommen, weil es zu Schade gewesen wäre, das schöne Simmenthal unter dem Regenschirm zu durchwandern. — Es war ein grauer Tag, aber der Vormittag zum Gehen sehr schön kühl; das Thal bei Saanen und der ganze Weg ist unbeschreiblich frisch und erfreulich. Am Grün kann ich mich gar nicht satt sehen; ich glaube, wenn ich mein Lebelang so eine hügelige Wiese mit einem paar rothbrauner Häuser darauf anguckte, würde ich immer noch dieselbe Freude daran haben. Und zwischen solchen Wiesen windet sich der ganze Weg hin; an den Bächen hinauf und herunter. Zu Mittag in Zweisimmen war ich in einem von den ungeheuren Berner Häusern, wo Alles glänzt, voll Nettigkeit, Reinlichkeit und bis in's Kleinste genau und zierlich. Dort gab ich mein Bündel auf die Post nach Interlaken und gehe nun förmlich spazieren durch's Land; mein Nachthemde in der Tasche sammt Bürste, Kamm und Zeichenbuch. Mehr brauche ich nicht. Aber ich bin sehr müde; — wenn nur morgen hübsch Wetter wird! —

Wimmis, den 8ten.

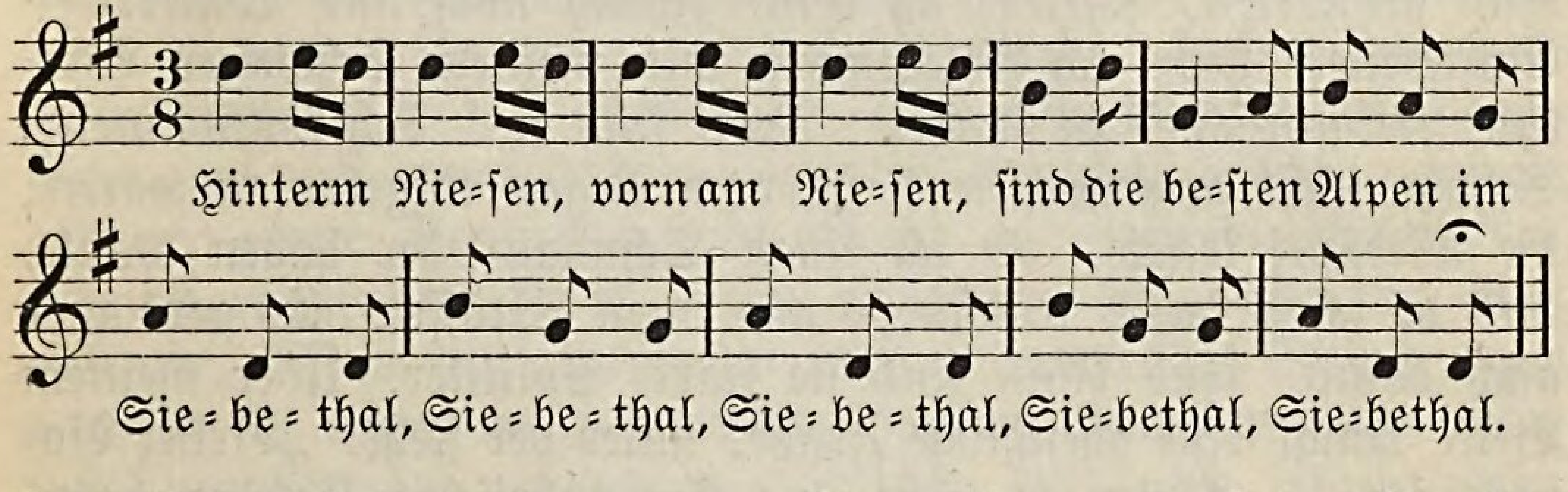
Prost Mahlzeit! Es ist drei Mal so toll. Meinen Plan, heut nach Interlaken zu kommen, muß ich aufgeben, denn es ist nicht durchzukommen. Seit vier Stunden fällt das Wasser so gerade herunter, als würden die Wolken oben ausgequetscht; die Wege sind so weich wie Federbetten; von den Bergen sieht man nur einzelne Fetzen und auch die selten; es kam mir zuweilen vor, als sei ich in der Mark Brandenburg, und das Simmenthal sah ganz flach aus. Mein Zeichenbuch mußte ich unter die Weste knöpfen, denn der Regenschirm half bald nichts mehr, und so bin ich gegen 1 Uhr zum Mittagbrod hier angelangt. Mein Frühstück nahm ich in folgendem Ort:



Weißenburg, 8. August.

Ich zeichnete es dort gleich mit der Feder für Euch hin, also spottet nicht über das geniale Wasser. In Boltigen war ich die Nacht sehr schlecht. Im Wirthshaus war kein Platz wegen Kirmeß. Ich mußte also in ein Nachbarhaus. Da gab's Ungeziefer, wie in Italien, eine knarrige Wanduhr, die alle Stunden mit großem Lärm schlug, und ein kleines Kind, das die ganze Nacht schrie. Das Kind mußte ich wirklich ein Weilchen beobachten; es schrie in allen Tönen, alle Affecte kamen darin vor; es war grimmig, dann wüthend, dann weinerlich, und wenn es nicht mehr schreien konnte, grunzte es ganz tief. Jetzt sage mir Einer, man solle die Kinderjahre zurückwünschen, weil die Kinder glücklich seien; ich bin überzeugt, solch ein kleiner Balg ärgert sich ganz eben so gut, wie Unsereins; hat auch seine schlaflosen Nächte, seine Leidenschaften und so fort. Diese philosophische Betrachtung fiel mir heut Morgen ein, während

ich Weißenburg zeichnete, und wollte sie Euch brühwarm mittheilen; aber da lag ein „Constitutionnel“, in dem las ich, daß Casimir Perier seine Entlassung haben will, und manches Andere, was zu denken giebt; unter Andern einen merkwürdigen Artikel über die Cholera, den man abschreiben sollte, so toll ist er. Sie wird darin ganz und gar geleugnet; in Danzig habe sie nur ein Jude gehabt; der sei aber auch genesen. Gleich darauf eine Menge Hegeleien auf Französisch; dann die Wahlen der Deputirten, — o Welt! Sobald ich ausgelesen hatte, mußte ich wieder in den Regen und durch die Wiesen fort. Es ist wirklich in keinem Traum solch reizendes Land zu sehen, wie dies; selbst im tollsten Wetter machen sich die Kirchlein, die Menge Häuser und Büsche und Quellen gar zu schön. Und nun gar das Grün, das war heut recht in seinem Element. Jetzt gießt es draußen, und ist doch schon lange nach Tische. Heute Abend komme ich nicht weiter, als Spiez. Es thut mir Leid darum, daß ich weder Dies hier, was wunderschön zu liegen scheint, noch Spiez, das ich aus Rösel'schen Zeichnungen kenne, werde sehen können. Hier ist eigentlich die Pointe vom ganzen Simmenthal, und daher heißt es auch in dem alten Liede:



Das habe ich heute den ganzen Tag gesungen auf der Straße. Das Siebethal hat sich aber für das Compliment nicht bedankt, sondern hat fortgeregnet.

Wyler.

Abends. In Spiez wurden wir nicht angenommen; es ist da gar kein Wirthshaus zum Übernachten. Ich mußte also hierher zurück. An der Lage von Spiez hatte ich meine Freude; ganz in den See hineingebaut auf einem Felsen, mit vielen

Thürmchen, Giebelchen und Spitzchen; ein Schloßhof mit Orangerie; ein mürrischer Edelmann mit zwei Jagdhunden hinter sich; ein kleines Kirchlein; Terrassen mit bunten Blumen: — es macht sich allerliebst. —

Morgen sehe ich es noch von der andern Seite, wenn das Wetter das Sehen gar erlaubt. Es hat heut drei Stunden nach einander gegossen; ich bin noch tüchtig naß geworden auf dem Wege hierher. Prächtig sind die Waldströme bei solchem Wetter; sie rasen und wüthen. Ich kam über solch einen Teufel, die Kander; die war ganz außer sich, sprang und tobte und schäumte; dazu sah sie ganz braun aus, und der Schaum gelblich und spritzte weit umher. Von den Bergen kam nur hie und da ein schwarzer Zacken aus den hellen Regenwolken; sie hingen heut so tief in den Thälern, wie ich es nie gesehen hatte. Der Tag war doch schön!

Wyler, den 9ten Morgens.

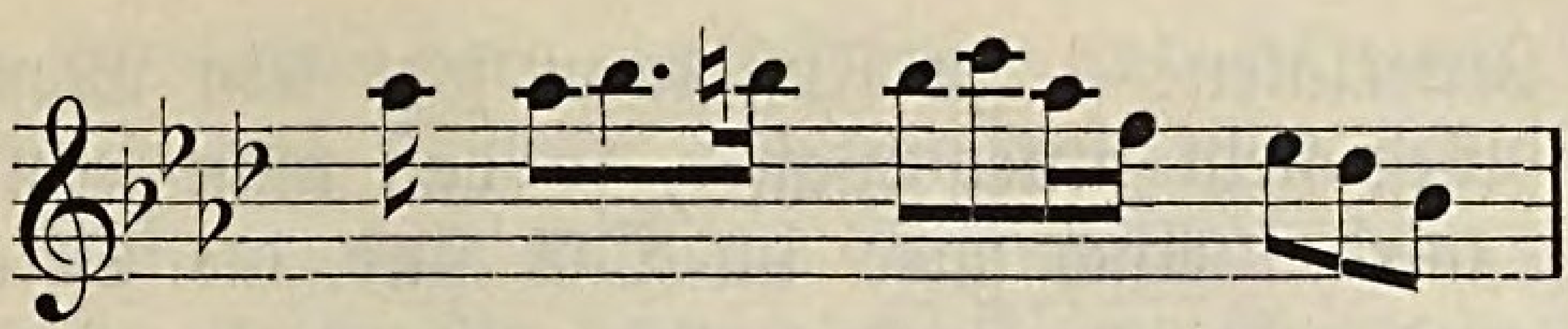
Heut ist's noch toller. Hat die ganze Nacht durch gegossen und gießt schon den ganzen Morgen. Ich habe aber hinsagen lassen, in solchem Wetter ginge ich gar nicht fort, und wenn sie nicht aufhörten, schriebe ich heute Abend noch aus Wyler. — Einstweilen habe ich Gelegenheit mit meinen Schweizer Wirthen Bekanntschaft zu machen. Naiv sind sie! Ich konnte meine Schuhe nicht anziehen, weil sie vom Regen eingelaufen waren; die Wirthin fragte, ob ich einen Schuhanzieher haben wollte, und da ich ja sagte, brachte sie mir einen Eßlöffel. Es geht aber auch damit. Und dann sind sie starke Politiker. Über meinem Bette hängt eine scheußliche Fratze, unter der steht: „Brinz Baniadofsgi". Wenn er nicht eine Art polnisches Kostüm hätte, wär's schwer 'rauszukriegen, ob es ein Mann oder eine Frau sein soll; weder aus dem Bilde, noch aus der Unterschrift wird es ganz klar.

Abends in Unterseen.

Aus dem Spaß ist bittrer Ernst geworden, wie denn das in der heutigen Zeit leicht kommen mag. Das Wetter hat furchtbar geras't, großen Schaden gethan, Verwüstungen angerichtet;

die Leute wissen sich keines ärgeren Sturms und Regens seit vielen Jahren zu entsinnen. Und das Alles geht mit so unbegreiflicher Schnelligkeit. Heut früh war noch blos unangenehm schlechtes Wetter, und heut Nachmittag sind alle Brücken fort, die Passagen augenblicklich gehemmt, am Brienzer-See giebt es Erdfälle, Alles in Aufruhr. Eben erfahre ich auch noch unten, daß der Krieg in Europa erklärt ist; so sieht es freilich wild und wüst in der Welt aus, und man muß sich freuen, wenn man nur für den nächsten Moment eine warme Stube und ein behagliches Obdach hat, wie ich hier. Es hielt heut früh einen Augenblick mit regnen inne, und ich dachte, die Wolken hätten sich erschöpft. So ging ich von Wyler weg und fand schon gleich die Wege sehr verdorben; aber es sollte anders kommen. Der Regen fing leise wieder an und platzte auf einmal gegen Neun mit solcher Heftigkeit los und so im Moment, daß man gleich merkte, es müsse was Besonderes im Werke sein. Ich kroch unter in eine angefangene Hütte, in der ein großer Heuhaufen lag, und bettete mich ganz bequem im wohlriechenden Heu; ein Soldat vom Canton, der nach Thun wollte, kroch auch von der andern Seite hinein, und nach einer Stunde, da es nicht besser wurde, gingen wir nach beiden Seiten weiter; ich mußte in Leisingen noch einmal unter Dach treten und wartete lange; aber da meine Sachen in Interlaken waren, wohin nur noch zwei Stunden sind, so dachte ich es zu zwingen und ging gegen Eins fort auf Interlaken zu. Es war durchaus nichts zu sehen, als der graue Seespiegel; kein Berg, — selten die Linien des gegenüberliegenden Ufers. Die Quellen, die, wie Ihr Euch erinnert, oft in den Fußwegen laufen, waren zu Strömen geworden, in denen man fortwaten mußte; wenn nun der Weg sich hinaufschwang, stand das Wasser still und bildete einen See. Dann mußte ich über die nassen Hecken springen, in die sumpfigen Wiesen hinein; die kleinen Baumstämme, auf denen man über die Bäche geht, lagen unter dem Wasser. Einmal kam ich zwischen zwei solche Bäche, die sich in einander ergossen und mußte nun eine ganze Weile bis an's Schienbein gegen den Strom angehen. Dazu ist alles Wasser schwarz oder chocoladenbraun; es sieht aus, als fließe lauter Erde da und springe über einander. Von oben regnete es in Strömen; der Wind schüttelte zuweilen von den nassen Nußbäumen das Wasser

herab; die Wasserfälle, die in den See gingen, donnerten ganz entsetzlich von beiden Ufern her; man konnte weithin die braunen Streifen verfolgen, die sich in das helle Seewasser zogen; und zu alledem war der See ganz still und kaum bewegt und empfing ruhig all' das tolle Brausen, das auf ihn hineinfuhr. Nun kam mir ein Mann entgegen, der hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Hosen hinaufgestreift. Da wurde mir etwas bange. Drauf begegneten mir ein paar Weiber und sagten: ich könne nicht durch's Dorf, die Brücken seien alle fort. Ich fragte, wie weit ich noch nach Interlaken hätte? „Eine Stunde spitz", antworteten sie. Umkehren ging gar nicht; ich ging also vorwärts in's Dorf. Da schrien mich gleich aus den Fenstern die Leute an, ich könne nicht weiter, das Wasser komme zu stark von den Bergen herunter, und wirklich war in der Mitte des Dorfes schon eine wilde Wirthschaft. Der schmutzige Strom hatte Alles mit fortgenommen, lief um die Häuser herum, in die Wiesen hinein, die Fußsteige hinauf, und donnerte unten in den See. Zum Glück war ein Kähnchen da; in dem ließ ich mich nach Neuhaus übersetzen, obwohl die Fahrt auf dem offenen Kahn im schärfsten Regen auch nicht süß war. Mein Zustand in Neuhaus war ziemlich elend; — ich sah aus, als trüg' ich Stulpstiefeln auf meinen hellen Beinkleidern: Schuhe, Strümpfe und Alles bis an die Knie war dunkelbraun; dann kam die wirklich weiße Farbe; dann ein weicher, blauer Überrock; sogar das Zeichenbuch, das ich unter die Weste geknöpft hatte, war naß. Solchergestalt kam ich nach Interlaken und wurde unfreundlich empfangen; die Leute konnten oder wollten mir keinen Platz geben, und so mußte ich zurück nach Unterseen, wo ich ganz vortrefflich wohne und mich befinde. Es ist aber sonderbar: ich hatte mich die ganze Zeit darauf gefreut, wieder in's Wirthshaus zu Interlaken zu kommen, wo ich viel Erinnerungen haben konnte, und wirklich fuhr ich auch mit meinem neuhäuser Wägelchen auf dem Nußbaumplatz vor und sah die wohlbekannte Glasgallerie; auch trat die schöne Wirthin, freilich verändert und gealtert, in die Thüre; — da hat mich denn das ganze Unwetter und alle Unbequemlichkeit nicht so verdrossen, wie daß ich dort nicht bleiben konnte. Seit Vevay war ich dadurch zum ersten Male auf eine halbe Stunde verstimmt und mußte Beethoven's As dur-Adagio



drei- oder viermal singen, ehe ich wieder zurecht kam. Hier erfuhr ich nun erst, welchen Schaden das Wetter gethan hat und noch thun kann; denn es gießt fortwährend. ($^1/_2$10 Uhr Abends.) Die Brücke bei Zweilütschinen ist heruntergerissen; die Fuhrleute aus Brienz und Grindelwald wollten nicht nach Hause fahren, aus Furcht, ein paar Felsen auf den Kopf zu bekommen; das Wasser hier steht anderthalb Fuß unter der Aarbrücke; wie traurig der Himmel aussieht, ist gar nicht zu beschreiben. Hier kann ich es nun abwarten; ich brauche ja ohnehin keine Umgebungen, um Erinnerungen hervorzurufen. Sie haben mich sogar in ein Zimmer gewiesen, wo ein Clavier steht, und zwar ist es vom Jahr 1794, hat im Klange viel Ähnlichkeit mit dem alten, kleinen Silbermann auf meiner Stube, und so habe ich es gleich beim ersten Accorde liebgewonnen und kann dabei auch wohl an Euch denken. Es hat Manches erlebt, das Clavier, und es sich wohl nicht träumen lassen, daß ich noch einmal darauf componiren sollte, der ich erst 1809 geboren bin; das sind nun auch starke zweiundzwanzig Jahre her, indessen ist das Clavier schon siebenunddreißig alt und noch lange frisch. Es sind wieder neue Lieder unterwegs, liebe Schwestern! Mein Hauptlied aus E dur „Auf der Reise" kennt Ihr auch noch nicht; es ist sehr sentimental. Jetzt mache ich eins, das nicht gut wird, fürchte ich; aber für uns Drei muß es schon angehen, denn es ist sehr gut gemeint; der Text ist von Goethe, aber ich sage nicht, was: es ist zu toll, gerade das zu componiren; es paßt auch gar nicht zur Musik; aber ich fand es so himmlisch schön, daß ich es mir singen mußte. Für heut ist's aus. Gute Nacht, Ihr Lieben!

Den 10ten.

Es war heute das klarste Wetter, und der Sturm ist vorüber; wollte, daß es mit allen Stürmen so schnell endigte und sich aufklärte. Ich habe einen herrlichen Tag zugebracht, gezeichnet, componirt und Luft getrunken. Nachmittags war ich zu

Pferd in Interlaken; — zu Fuß kann jetzt kein Mensch dahin; der ganze Weg steht unter Wasser, so daß man selbst zu Pferd ganz naß wird. Auch hier im Ort sind die Straßen überschwemmt und gesperrt; in Interlaken ist es aber doch zu schön! Es wird einem gar zu winzig zu Muthe, wenn man sieht, wie herrlich der liebe Herrgott die Welt gemacht hat, und herrlicher kann man sie nicht sehen, als da. — Ich zeichnete für Vater einen der Nußbäume, die er so liebt, so wie ich auch einmal ein ordentliches Berner Haus für ihn treu nachzeichnen will. Eine Menge Gesellschaften, Herren und Damen und Kinder zogen vorbei und guckten mich an; ich dachte, die hätten es jetzt so gut, wie ich damals, und hätte ihnen gern zugerufen, sie möchten es doch nicht vergessen! Abends glühten die Schneeberge in den klarsten Formen und in den schönsten Farben. Als ich zurückkam, wollte ich Notenpapier haben; man wies mich an den Pfarrer, — der an den Forstmeister, und von dessen Tochter habe ich denn zwei sehr feine, zierliche Bogen bekommen. Das Lied, von dem ich gestern schrieb, ist schon fertig; es drückt mir doch das Herz ab, es Euch zu sagen, was es ist — aber lacht mich nicht zu sehr aus — nichts Anderes, als — aber haltet mich nicht für wasserscheu — „Die Liebende schreibt", das Sonett*. Ich fürchte übrigens, es taugt nichts; es ist, glaub' ich, mehr hineingefühlt als herausgekommen; indessen ein paar gute Stellen sind doch darin, und morgen mach' ich noch ein kleines von Uhland. Auch ein paar Claviersachen rücken wieder an. Ich habe leider durchaus kein Urtheil über meine neuen Sachen, — weiß nicht, ob sie gut oder schlecht sind, und Das kommt daher, weil seit einem Jahr alle Leute, denen ich was von mir vorspiele, es glattweg wunderschön gefunden haben, und das thut es halt nimmermehr! Ich wollte, daß mich Einer mal wieder vernünftig heruntermachen könnte; oder, was noch hübscher wäre, v e r n ü n f t i g loben; da würde ich selbst es nicht immer thun wollen und mißtrauisch gegen mich sein. Indessen muß man doch einstweilen immerfort schreiben. — Beim Förster hab ich erst erfahren, daß das ganze Land verwüstet ist; von allen Seiten kommen traurige Nachrichten. Die Brücken sind

---

* In dem Liederheft Opus 86, unter den nachgelassenen Werken Nr. 15.

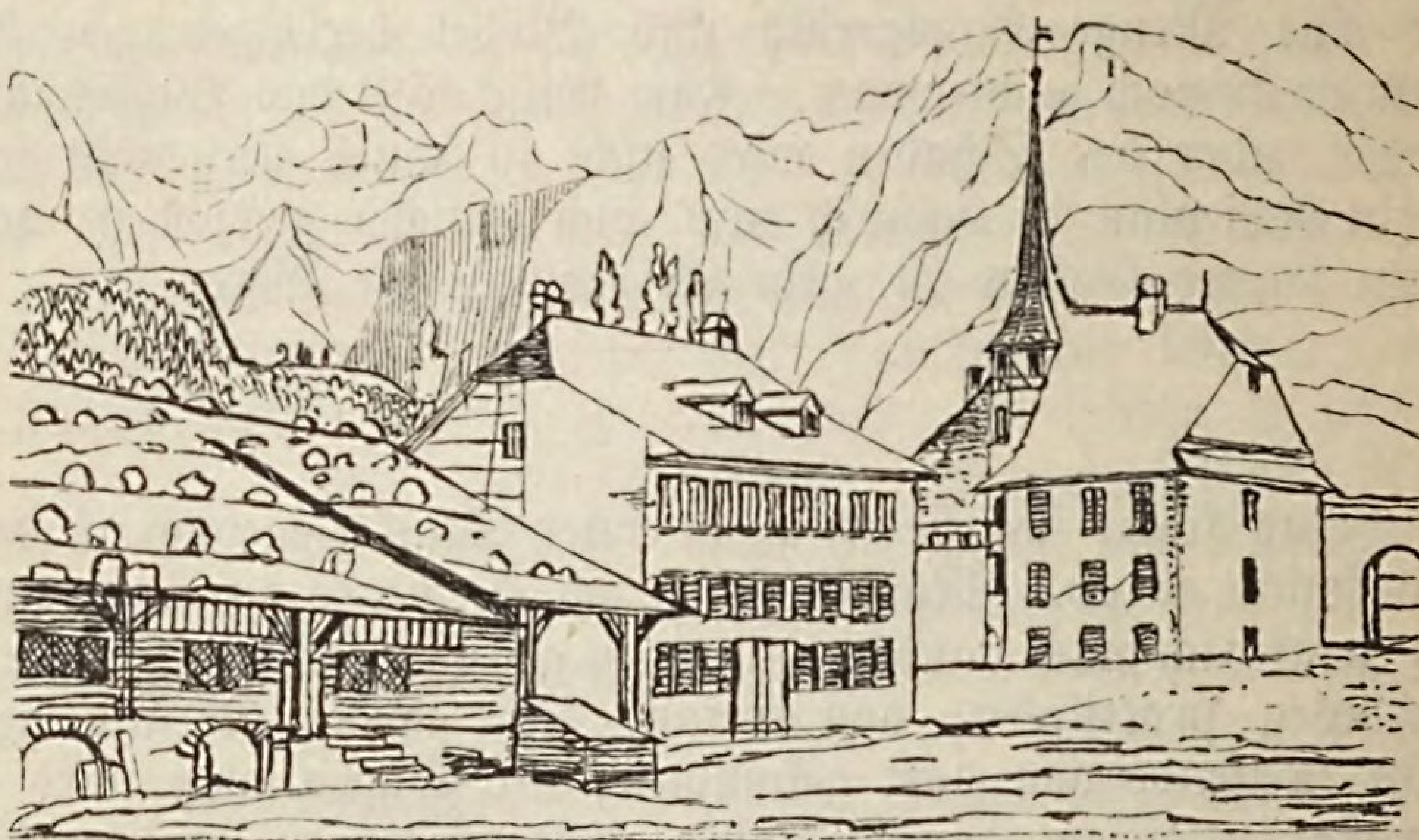
überall im Haslithal fort, auch Häuser und Hütten; ein Mann von Lauterbrunnen ist heut hergekommen, der hat bis an die Brust im Wasser gehen müssen; die Fahrstraße ist ruinirt, und was mir ganz unheimlich war: es ist Nachricht da, daß die Kander eine Menge Hausgeräth und Möbel herbeigetragen hat, man weiß noch nicht woher. Zum Glück fällt das Wasser schon wieder, aber der Schaden wird nicht so schnell hergestellt sein. Mein Reiseplan ist dadurch nun auch unsicher geworden; denn wenn irgend Gefahr ist, gehe ich nicht in die Berge.

Den 11ten.

Und somit schließe ich mein erstes Stück Tagebuch an Euch und schicke es ab. Morgen fange ich ein neues an, denn morgen denke ich nach Lauterbrunnen zu gehen. Für Fußgänger ist der Weg praktikabel; von Gefahr keine Rede; es sind heute schon Reisende von dort gekommen; für Wagen aber wird die Straße in diesem ganzen Jahre nicht wieder zu passiren sein. Dann will ich über die Kleine Scheideck nach Grindelwald; über die Große nach Meiringen; über Furka und Grimsel nach Altorf und so nach Luzern, wenn Sturm und Regen und alles Andere, d. h. wenn Gott will. Heut früh war ich auf dem Harder und sah die Berge in der schönsten Pracht; so klar glühend, wie gestern Abend und heut früh, hab' ich die Jungfrau noch nie gesehen. Dann ritt ich wieder nach Interlaken, wo ich meinen Nußbaum fertig zeichnete; dann hab' ich ein wenig componirt, dann wurden der Tochter des Försters auf das übrige Notenpapier drei Walzer geschrieben und höflich überbracht, und eben komme ich von einer Wasserexpedition her, die ich nach einem überschwemmten Lesecabinet gemacht, um zu sehen, wie es den Polen geht. Leider steht aber durchaus Nichts davon in den Zeitungen. Nun will ich packen bis Abend, aber es wird mir ordentlich schwer, dies Zimmer hier zu verlassen; es ist so wohnlich, und mein liebes Clavierchen werde ich gar zu sehr vermissen. Die Aussicht aus dem Fenster will ich Euch noch auf die Rückseite mit der Feder malen und mein zweites Lied aufschreiben, dann geht auch Unterseen zur Erinnerung. Ach, wie schnell! Ich citire mich selbst; das ist nicht sehr bescheiden, aber es fällt Einem nur gar zu oft ein, wenn die Tage abnehmen, wenn man

die Reisekarte von einem Blatt auf's andere schlägt, wenn erst Weimar, dann München, dann Wien ein Jahr her ist!

Na, hier ist mein Fenster!



Eine Stunde später! Der Plan ist geändert, und ich bleibe noch bis übermorgen. Die Leute meinen, die Wege würden dann merklich besser sein, und zu sehen und zu zeichnen giebt es hier noch genug.

Seit 70 Jahren hat die Aar nicht so hoch gestanden; heute warteten sie mit Stangen und Haken auf der Brücke, um die einzelnen Stücke der abgerissenen Brücken aufzufangen. Das sah nun ganz sonderbar aus, wenn so von fern aus den Bergen ein schwarzes Ding geschwommen kam, das man endlich für ein Stück Geländer oder einen Querbalken oder dergleichen erkannte, wie sie dann Alle zusammenliefen und darauf los hakten und endlich das Ungethüm aus dem Wasser holten. Aber genug Wasser, d. h. genug Tagebuch. Es ist nun Abend und dunkel geworden, — ich schreibe bei Licht und möchte eigentlich gern an Eure Thüre klopfen und mich an den runden Tisch zu Euch setzen. Es ist wieder die alte Geschichte: wo es am schönsten und am heitersten ist, und wo ich mich so recht wohl und behaglich fühle, da fehlt Ihr mir erst recht, und da möchte ich am liebsten mit Euch zusammen sein. Wer weiß denn aber, ob wir nicht ebenso noch einmal in Jahren

hier zusammenkommen und dann an heute denken, wie jetzt an damals; und weil Das eben Niemand weiß, so will ich auch nicht weiter darüber nachdenken, sondern mein Lied aufschreiben, nach den Bergen noch ein wenig gucken, Euch allen Glück und frohes Leben wünschen und mein Tagebuch zumachen.

Felix.

Fortsetzung.

Lauterbrunnen, den 13. August 1831.

Ich komme eben von einem Spaziergange gegen den Schmadri-Bach und das Breithorn zu her. Alles, was man sich von der Größe und dem Schwunge der Berge denkt, ist niedrig gegen die Natur. Daß Goethe aus der Schweiz nichts Anderes zu schreiben gewußt hat, als ein paar schwache Gedichte und die noch schwächeren Briefe, ist mir ebenso unbegreiflich wie vieles Andere in der Welt. Der Weg hierher war wieder einmal toll. Wo vor sechs Tagen die schönste Fahrstraße war, ist jetzt ein wüstes Felsengewirr, ungeheure Blöcke in Menge, kleines Geröll, Sand, — keine Spur menschlicher Arbeit mehr zu sehen. — Die Wasser sind zwar ganz gefallen; aber sie können sich noch immer nicht beruhigen; man hört von Zeit zu Zeit, wie die Steine darin durcheinander geworfen werden; auch die Wasserfälle rollen mitten im weißen Staub schwarze Steine herunter in's Thal. — Mein Führer zeigte mir ein zierliches neues Haus, das mitten im wilden Bach stand; es gehöre seinem Schwager, sagte er, und umher sei eine schöne Wiese gewesen, die sehr viel eingebracht habe; der Mann habe das Haus in der Nacht verlassen müssen, die Wiese sei für ewige Zeiten verschwunden, und Kiesel und Steine an ihrer Stelle; „er ist nie reich gewesen, aber nun ist er arm geworden“, beschloß er die ernsthafte Geschichte. Sonderbar ist's, daß mitten in dieser entsetzlichen Verwüstung (die Lütschine hat die Breite des ganzen Thales eingenommen), mitten unter den sumpfigen Wiesen und den Steinblöcken, wo keine

Idee einer Straße mehr ist, — daß da ein Char-à-bancs steht und wahrscheinlich für's erste auch stehen bleibt. Die Leute wollten gerade während des Sturms durchfahren; da kam das Wetter, — sie mußten Wagen und Alles im Stich lassen, und der steht nun da und wartet. Es war mir ordentlich graulich, wie wir an die Stelle kamen, wo das ganze Thal mit Straße und Dämmen ein weites Steinmeer ist, und wie mein Führer, der vorausging, immer leise für sich sagte: „'s isch furchtbar." Mitten im Bach hat das Wasser ein paar große Baumstämme angeschleppt, in die Höhe gerichtet und augenblicklich ein paar Felsen so dagegen geworfen und sie so eingekeilt, daß die kahlen Bäume mitten im Flußbett halb aufrecht stehen. Ich würde nicht aufhören können, wenn ich Euch alle Formen der Verheerung erzählen wollte, die man von Unterseen bis hier sieht. Aber die Schönheit des Thals hat dabei einen größern Eindruck auf mich gemacht, als ich sagen kann; es ist unendlich Schade, daß Ihr damals nicht tiefer hinein als bis zum Staubbach gegangen seid; von da fängt eigentlich das Lauterbrunnen-Thal erst an; der schwarze Mönch mit allen Schneebergen dahinter wird immer gewaltiger, mächtiger; von allen Seiten kommen helle Staubwasserfälle in's Thal; den Schneebergen und Gletschern im Hintergrunde nähert man sich immer mehr durch die Tannenwälder und die Eichen und Ahornbäume; die feuchten Wiesen waren mit einer Unzahl bunter Blumen bedeckt, — Einblatt, wilde Scabiosen, Glockenblumen und so viele andere; auf der Seite warf die Lütschine ihre Blöcke über einander und hatte Felsen gebracht, wie mein Führer sagte, „größer, wie ein Ofen"; dann die geschnitzten braunen Häuser, die Hecken — es ist über Alles schön! — Leider konnten wir nicht zum Schmadribach gelangen, da Brücken, Wege und Stege fort sind; doch werde ich den Spaziergang nie vergessen; ich habe versucht, den Mönch zu zeichnen; aber wo will man mit dem kleinen Bleistift hin? Hegel sagt zwar, jeder menschliche Gedanke sei erhabener, als die ganze Natur; aber hier finde ich das unbescheiden. Der Satz ist sehr schön, nur verwünscht paradox; ich werde mich einstweilen an die ganze Natur halten: man fährt viel sicherer dabei. —

Die Lage des Wirthshauses hier kennt Ihr, und wenn Ihr Euch nicht mehr darauf besinnen könnt, so nehmt mein ehe-

maliges Schweizerzeichenbuch; darin habe ich es verzeichnet (in jedem Sinn) und einen Fußweg vorne hinein erfunden, über den ich heut noch in Gedanken sehr viel gelacht habe. Aus demselben Fenster sehe ich jetzt eben und gucke mir die finstern Berge an; denn es ist Abend und spät, nämlich 3/4 auf Acht, und ich habe eine Idee, die ist erhabener, als die ganze Natur: ich will zu Bett gehen. Also sag' ich gute Nacht, Ihr Lieben!

Den 14ten Morgens 10 Uhr. In der Sennhütte auf der Wengernalp im himmlischen Wetter nur meinen Gruß! —

Grindelwald Abends. Mehr konnte ich Euch heute früh nicht schreiben; es fiel mir schwer, von der Jungfrau wegzugehen. Welch ein Tag war aber heute für mich! Seit wir zusammen hier waren, habe ich mir immer gewünscht, einmal wieder die Kleine Scheideck hier zu sehen. So wachte ich heut früh fast furchtsam auf; es konnte so Vieles dazwischen kommen: schlechtes Wetter, Wolken, Regen, Nebel. Aber Nichts von alledem kam. Es war ein Tag, als sei er nur dazu gemacht, daß ich über die Wengernalp gehen sollte; der Himmel mit weißen Wolken bezogen, die hoch über den höchsten Schneespitzen schwebten; unter keinem Berge ein Nebel, und alle Spitzen so glänzend in der Luft, — jede Biegung und jede Wand so hell deutlich — was soll ich es beschreiben? die Wengernalp kennt Ihr ja; nur sahen wir sie damals bei schlechtem Wetter; heute waren aber alle Berge im Feierkleid; Nichts fehlte, von den donnernden Lawinen bis zu dem Sonntag und den geputzten Leuten, die in die Kirche hinab stiegen, — heut wie damals. Mir waren die Berge nur wie große Zacken in der Erinnerung geblieben; die Höhe hatte mich damals zu sehr ergriffen. Heute fiel mir besonders diese unermeßliche Breite, die dicken, weiten Massen, der Zusammenhang all' dieser ungeheuren Thürme, wie sie sich an einander schließen und einander die Hände reichen, auf's Herz. Dazu denkt Euch nun alle Gletscher, alle Schneefelder, alle Felsspitzen blendend hell erleuchtet und glänzend, — dann die fernen Gipfel auf anderen Ketten, die hinüberlangen und hereingucken: — ich glaube, so sehen die Gedanken des lieben Herrgott aus. Wer ihn nicht kennt, der kann ihn und seine Natur hier sehr deutlich vor Augen sehen. Und zu alledem die liebe frische Luft, die Einen erquickt, wenn man müde, und abkühlt, wenn man heiß ist; und die vielen Quellen!

— Über's Quellenwesen schreibe ich Euch noch einmal eine besondere Abhandlung; aber heut ist nicht Zeit dazu, denn ich habe noch etwas ganz Apartes zu berichten. Nun, sagt Ihr, er wird hinuntergegangen sein und die Schweiz wieder einmal schön gefunden haben. Nein, so ist es nicht; sondern, als ich auf den Sennhütten ankam, da hieß es, hoch auf den Alpen, auf einer Wiese, sei heut ein großes Fest, und von Zeit zu Zeit sah man auch in der Ferne Leute hinaufsteigen. Müde war ich gar nicht; ein Alpenfest ist nicht alle Tage zu sehen; das Wetter sagte ja; der Führer hatte große Lust; „gehn wir also nach Stramen!" sagte ich. Der alte Senner ging voraus, und so mußten wir wieder tüchtig an's Klettern; denn Stramen ist noch über tausend Fuß höher als die Kleine Scheideck. Der Senner war ein barbarischer Kerl; er lief immer voraus wie eine Katze; bald jammerte ihn mein Führer, und er nahm ihm Bündel und Mantel ab; das trug er und lief immer voraus damit, daß wir ihn nicht einholen konnten. Der Weg war entsetzlich steil; er lobte ihn aber, weil er sonst einen näheren, steileren gehe; gegen 60 Jahre war er alt, und wenn mein junger Führer und ich mit Mühe auf einen Hügel hinauf waren, so sahen wir ihn immer schon hinter dem zweiten hinuntergehn. Jetzt gingen wir zwei Stunden durch den mühsamsten Weg, den ich je gemacht habe, hoch hinauf, dann wieder ganz hinunter, über Steingerölle und Bäche und Gräben, durch ein paar Schneefelder, in der größten Einsamkeit, ohne Fußweg, ohne eine Spur von Menschenhänden; zuweilen hörte man noch die Lawinen von der Jungfrau; sonst war es still; an Bäume nicht mehr zu denken. Als nun die Stille und Einsamkeit immer gedauert hatte, und wir wieder über einen kleinen Grashügel geklettert waren, sahen wir auf einmal viele, viele Menschen im Kreise stehen, sprechend, lachend, rufend. Alle waren in der bunten Tracht mit Blumen auf den Hüten; viele Mädchen; ein paar Schenktische mit Weinfässern und umher die große Stille und die furchtbaren Berge. — Sonderbar war es: als ich so kletterte, dachte ich an gar Nichts, als an die Felsen und Steine und den Schnee und den Weg; aber in dem Augenblick, als ich die Menschen da sah, war alles Das vergessen, und ich dachte nur an die Menschen und ihre Spiele und ihr lustiges Fest. Da war es denn nun prächtig; auf einer großen grünen Wiese,

weit über den Wolken, war der Schauplatz; gegenüber die himmelhohen Schneeberge, namentlich der Dom des großen Eiger, das Schreckhorn und die Wetterhörner und alle andern bis zur Blümlisalp; in nebeliger Tiefe ganz klein lag das Lauterbrunnen-Thal und unser gestriger Weg vor uns, mit all den kleinen Wasserfällen wie Fäden, den Häusern wie Punkten, den Bäumen wie Gras. Ganz hinten kam aus dem Dunst auch der Thuner-See zuweilen vor. Da wurde nun geschwungen, gesungen, gezecht, gelacht, — lauter gesunde, tüchtige Leute. Ich sah mit großer Freude dem Schwingen zu, das ich noch nie gesehen hatte; dann bewirtheten die Mädchen die Männer mit Kirschwasser und Schnaps; die Flaschen gingen aus Hand in Hand, und ich trank mit; dann beschenkte ich drei kleine Kinder mit Kuchen, der sie glücklich machte; dann sang mir ein alter, sehr betrunkener Bauer einige Lieder vor; dann sangen sie Alle; dann gab sogar auch mein Führer ein modernes Lied zum Besten; dann prügelten sich zwei kleine Jungen. Mir gefiel Alles auf der Alp. Bis gegen Abend blieb ich droben liegen und that, als ob ich zu Hause wäre. Dann sprangen wir schnell in die Matten hinunter, sahen bald das wohlbekannte Wirthshaus mit den Fenstern, die in der Abendsonne glänzten; es kam ein frischer Gletscherwind, — der machte uns kühl; jetzt ist es schon spät; man hört noch von Zeit zu Zeit Lawinen, — das war mein heutiger Sonntag. Wohl war es ein Fest! —

Auf dem Faulhorn, den 15. August.

Hu, wie mich friert! Es schneit draußen mit Macht, stürmt und wüthet. Wir sind über 8000 Fuß über dem Meere, mußten weit über den Schnee weg, und da sitze ich nun. Sehen kann man gar nichts; das Wetter war fürchterlich heut den ganzen Tag. Wenn ich daran denke, wie heiter es gestern war, und wie ich mir wünsche, daß es morgen wieder schön sein möge, so ist es eigentlich mit dem ganzen Leben: es schwebt so zwischen Wünschen und Zurückwünschen. Der gestrige Tag liegt schon wieder so weit, so erlebt hinter mir, als kennte ich ihn nur aus alter Erinnerung und sei fast nicht dabei gewesen;

denn wie wir heut mit Regensturm und Nebel fünf Stunden lang kämpfen mußten, im Schlamme staken, Nichts als graue Dünste vor uns sahen, — da konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß es jemals schön Wetter werden oder gewesen sein könne, und daß ich mich je in dies nasse sumpfige Gras hingelagert habe. Dazu ist Alles hier so winterlich; geheizte Stube, dicker Schnee, Mäntel, frierende, frostige Leute; — ich bin im höchsten Wirthshaus in Europa, und wie in St. Peter auf alle Kirchen und auf dem Simplon auf alle Straßen: so sehe ich von hier auf alle Wirthshäuser hinab. — Aber nicht bildlich, denn es ist wenig mehr an dem Ding, als zwei Bretterstuben. Never mind; wir wollen zu Bett gehen, und ich will meinen Hauch nicht länger betrachten. Gute Nacht. Tom friert.

Hospital, den 18. August.

Mein Tagebuch hat ein paar Tage lang liegen bleiben müssen, weil ich Abends zu nichts Anderem Zeit hatte, als meine Kleider und mich am Feuer zu trocknen und zu wärmen, sehr zu schlafen, über's Wetter zu seufzen, wie der Ofen, hinter dem ich steckte, und weil ich Euch mit den ewigen Wiederholungen, wie tief ich im Schlamm gesteckt, wie unaufhörlich es geregnet und dergleichen, nicht ermüden wollte. — Wirklich habe ich in den Tagen die schönsten Gegenden durchreis't und Nichts gesehen, als trüben Nebel und Wasser am Himmel, vom Himmel und auf der Erde. — Die Stellen, auf die ich mich längst gewünscht, gingen an mir vorüber, ohne daß ich sie genießen konnte; das machte mich nicht schreibelustig, da ich wirklich gegen das Wetter zu kämpfen hatte, und wenn es so fort geht, so schreibe ich auch nur von Zeit zu Zeit, da eben Nichts zu sagen ist als: „Grauer Himmel, Nebel und Regen.“ Ich war auf dem Faulhorn, auf der Großen Scheideck, im Grimselhospiz, bin heute über Grimsel nach Furka gekommen, und was ich am meisten gesehen habe, sind die schäbigen Ecken meines Regenschirms, — die großen Berge fast gar nicht. Einmal kam heute das Finsteraarhorn heraus; aber es sah so böse aus, als wollte es Einen fressen. Und doch, wenn eine halbe Stunde ohne Regen war, so war es

gar zu schön. Die Fußreise durch dies Land ist wirklich selbst bei ungünstigem Wetter das Reizendste, was man sich nur denken kann; bei heiterem Himmel muß es vor Vergnügen gar nicht auszuhalten sein. Drum darf ich mich auch nicht über's Wetter beklagen, denn es giebt doch Freude vollauf; nur an den vorigen Tagen war man wie Tantalus; auf der Scheideck kam aus den Wolken zuweilen der Anfang des Wetterhorns vor; dieser Anfang war allein schon gewaltig und erhaben über Alles; — aber mehr als den Fuß habe ich nicht gesehen. Auf dem Faulhorn habe ich nicht funfzig Schritte weit die Gegenstände unterscheiden können, obwohl ich bis Morgens um Zehn da blieb. Wir mußten bei heftigem Schneewetter hinunter auf die Scheideck, durch einen sehr nassen beschwerlichen Weg, den der unaufhörliche Regen noch mühsamer machte. Im Grimselspital langten wir wieder in Regen und Sturm an; heut wollte ich auf's Sidelhorn, mußte es aber des Nebels wegen unterlassen; die Maienwand war eingehüllt in graue Wolken, und nur auf der Furka guckte das Finsteraarhorn einmal vor. Dafür kamen wir hier wieder in gräßlichem Regen und tiefem Wasser an. Das thut aber Alles nichts. Mein Führer ist ein netter Kerl; ist es naß, so singen und jodeln wir; ist es trocken, so ist es desto besser, und obwohl die Hauptsachen verfehlt waren, so gab es doch genug zu sehen. Ich schließe diesmal ganz besondere Freundschaft mit den Gletschern; das sind wirklich die gewaltigsten Ungethüme, die man sehen kann. Wie das Alles durch einander geworfen ist: hier eine Reihe Spitzen, dort eine Menge Büchsen, oben Thürme und Mauern, dazwischen Höhlen und Ritzen nach allen Seiten, und das Alles von diesem wunderbar reinen Eis, das keine Erde duldet; das alle Steine, Sand, Kiesel, die die Berge herunterwerfen, gleich wieder auf die Oberfläche treibt; — dann die herrliche Farbe, wenn die Sonne darauf scheint, und das unheimliche Vorrücken — (sie sind zuweilen 1$^1/_2$ Fuß des Tages vorwärts gegangen, so daß den Leuten im Dorfe angst und bange wurde, wie der Gletscher so ruhig ankam und so unwiderstehlich; denn er drückt dann Steine und Felsen entzwei, wenn sie ihm im Wege liegen) — dann ihr böses Krachen und Donnern, und das Rauschen von allen Quellen darin und rings umher — es sind prächtige Wunder. Ich war im Rosenlaui-Gletscher, der gerade eine

Art Höhle bildet, durch die man kriechen kann; da ist Alles, wie von Smaragden gebaut, nur durchsichtiger. — Über sich, um sich in allen Stellen, sieht man zwischen dem klaren Eis die Bäche umherrinnen; mitten im engen Gange hat das Eis ein großes rundes Fenster gelassen, durch das man nun in's Thal hinuntersieht; dann geht man durch einen Bogen von Eis wieder heraus, und hoch darüber stehen immer die schwarzen Hörner, von denen herab sich die Massen in den kühnsten Schwingungen wälzen. Der Rhonegletscher ist der gewaltigste, den ich kenne, und die Sonne schien gerade heut früh, als wir daran vorbeikamen. Da kann man denn seine Gedanken dabei haben; und dann sieht man doch auch hie und da mal ein Felshorn, ein paar Schneefelder, Wasserfälle und Brücken darüber, wilde Steinstürze; kurz, wenn man in der Schweiz wenig sieht, so ist es doch immer noch mehr, als in den andern Ländern. Ich zeichne sehr fleißig und denke Fortschritte darin gemacht zu haben; sogar die Jungfrau habe ich zu zeichnen versucht; man kann sich doch daran erinnern und sich wenigstens denken, daß man diese Striche gerade dort gemacht hat. Wenn ich aber die Leute sehe, wie sie durch die Schweiz laufen und daran eben so wenig Besonderes finden, wie in allem Andern, außer an sich; wie sie so gar nicht gerührt, so gar nicht durchgeschüttelt sind; wie sie sogar den Bergen gegenüber kalt und philiströs bleiben: — ich möchte sie manchmal prügeln. Hier sitzen zwei Engländer neben mir und eine Engländerin oben auf dem Ofen, — die sind hölzerner als Stöcke. — Ich reise nun ein paar Tage denselben Weg mit ihnen, und wenn das Volk doch ein anderes Wort gesprochen hätte, als geschimpft, daß es weder auf der Grimsel, noch hier Kamine gebe; daß hier Berge sind, haben sie nie erwähnt, sondern ihr ganzes Reisen besteht in Schelten auf den Führer, der sie auslacht, Zanken mit den Wirthen und Gähnen mit einander. Es ist ihnen Alles um sie herum alltäglich, weil es in ihnen alltäglich aussieht; daher sind sie in der Schweiz nicht glücklicher, als sie in Bernau sein würden. — Ich bleibe dabei: das Glück ist relativ. Ein Anderer würde seinem Gott danken, daß er alles Das sehen kann. Und so will ich denn der Andere sein!

Flüelen, den 10. August.

Ein rechter Reisetag, schön und voll und kräftig. Als wir heut um Sechs fortwollten, schneite und regnete es so wüthend, daß wir bis Neun warten mußten; da kam die Sonne vor, die Wolken mußten sich zertheilen, und wir hatten heiteres, schönes Wetter bis hierher; jetzt haben sich aber schon wieder die schwersten Regenwolken über dem See zusammen gezogen, so daß morgen gewiß das alte Ungemach los geht. Aber wie himmlisch war es heute! so klar und sonnig, — wir hatten die heiterste Reise. Die Gotthard-Straße kennt Ihr in ihrer Schönheit; man verliert viel, wenn man von oben herunterkommt, statt von hier hinauf; denn die große Überraschung des Urner-Loches geht ganz verloren, und die neue Straße, die mit der Pracht und Bequemlichkeit der Simplon-Straße angelegt ist, hat den Effect der Teufelsbrücke aufgehoben, indem dicht daneben ein anderer, neuer, viel kühnerer und größerer Bogen hingestellt ist, der die alte Brücke ganz unscheinbar macht, während doch das alte morsche Gemäuer viel romantischer und wilder aussieht. Aber wenn man auch den Blick auf Andermatt verliert, und wenn auch die neue Teufelsbrücke wenig poetisch ist, so geht man den ganzen Tag lustig bergab auf der ebensten Straße, fliegt ordentlich bei den Gegenden vorüber, und statt, wie früher, vom Wasserfalle auf der Brücke bespritzt und vom Winde gefährdet zu werden, geht man jetzt hoch über dem Strom und zwischen festen Mauergeländern sicher hinüber. Wir kamen bei Göschenen und Wasen vorbei; dann erschienen die gewaltigen Fichten und Buchen vor Amsteg; dann das herrliche Thal von Altorf mit den Hütten, Wiesen, Wäldern, Felsen und Schneebergen; in Altorf ruhten wir uns oben auf dem Capuzinerkloster aus, und endlich Abends sitze ich hier am Ufer des Vierwaldstädter-See's. Morgen denke ich nun über den See nach Luzern und Briefe von Euch zu finden. Da komme ich auch gleich von einer Gesellschaft Berliner junger Leute los, die fast die ganze Reise machten, wie ich, sich überall wieder vorfanden und mich schrecklich gelangweilt haben; namentlich war mir der Patriotismus eines Lieutenants, eines Färbers und eines jungen Zimmermanns, die alle drei Frankreich stürzen wollten, sehr widrig.

Sarnen, den 20sten.

Heute früh fuhr ich während fortdauerndem Regen über den Vierwaldstädter-See und fand in Luzern Euren lieben Brief vom 5ten. Da er nur erwünschte Nachrichten enthielt, habe ich mich gleich aufgemacht, um eine dreitägige Tour nach Unterwalden und dem Brünig zu machen; dann will ich in Luzern Euren nächsten Brief abholen, und dann geht's westlich und aus der Schweiz. Es wird mir aber schwer werden, Abschied zu nehmen. Das Land ist über alle Begriffe schön, und obwohl das Wetter wieder entsetzlich ist, — Regen und Sturm den ganzen Tag und die Nacht durch, — so waren doch die Tellsplatte, das Grütli, Brunnen und Schwyz und heut Abend die blendend grünen Wiesen in Unterwalden unvergeßlich schön. — Dies Grün ist etwas Einziges; es erquickt die Augen und den ganzen Menschen. Deinen liebevollen Vorsichtsmaßregeln, liebe Mutter, werde ich gewiß folgen; aber sei nicht besorgt für mich. Ich bin nicht leichtsinnig mit meiner Gesundheit und habe mich seit längerer Zeit nicht so wohl gefühlt, wie hier in der Schweiz auf der Fußreise. Wenn Essen und Trinken und Schlafen und Musik-im-Kopfe-haben einen gesunden Menschen machen, so kann ich mich, Gott sei Dank, so nennen; denn mein Führer und ich — wir essen und trinken und singen leider auch um die Wette. Nur im Schlafen thu' ich's ihm noch zuvor, und wenn ich ihn im Singen zuweilen störe durch Trompeten- oder Hoboetöne, so stört er mich dafür des Morgens im Schlafe. So Gott will, werden wir uns froh und glücklich wieder zusammen finden. Bis dahin muß nun wohl zwar noch manch Stück Tagebuch zu Euch hinwandern; aber auch die Zeit vergeht wohl schnell, wie denn Alles schnell vergeht, ausgenommen das Beste. Und so bleiben wir einander treu und nah.

Felix.

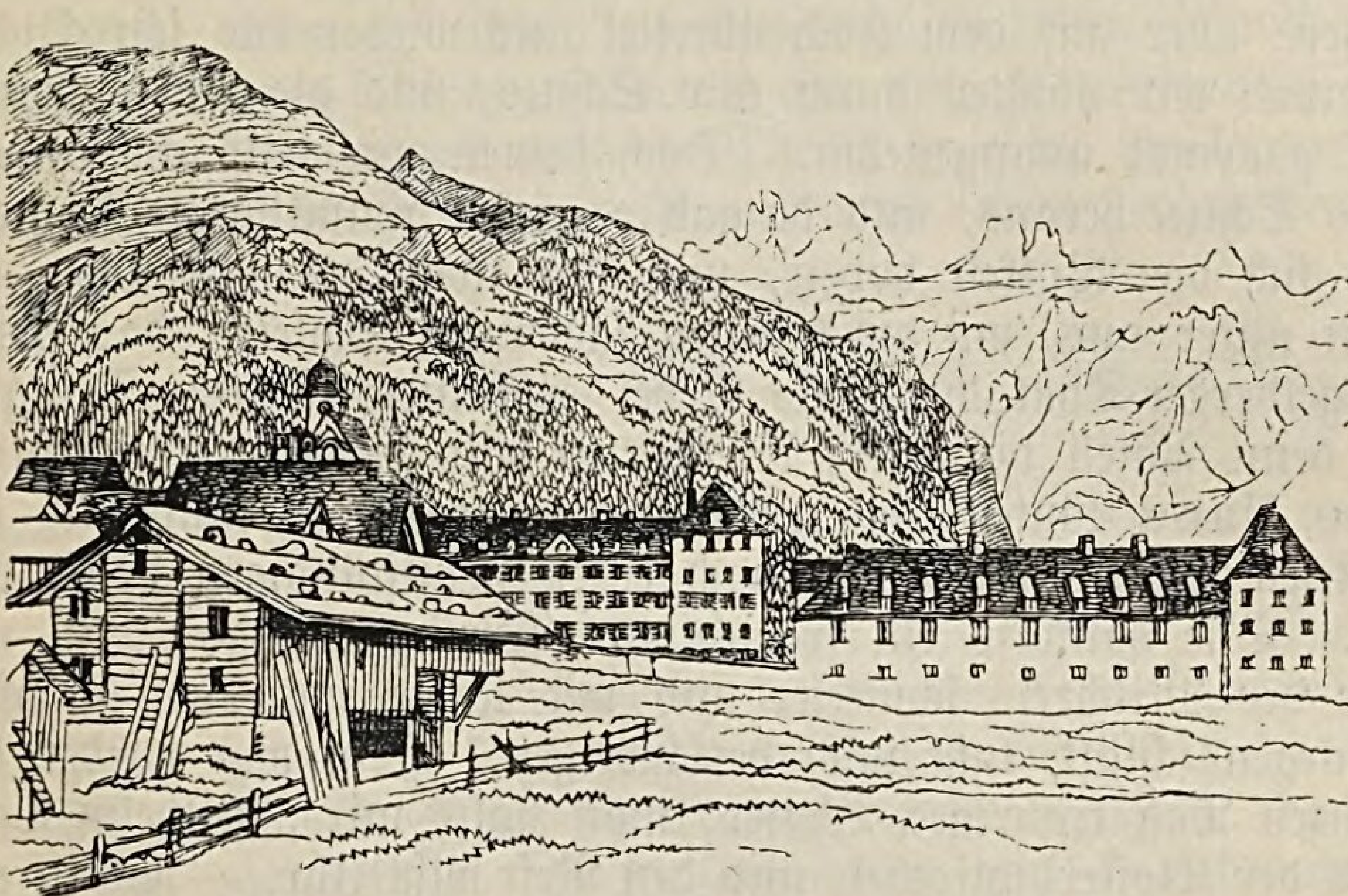
Fortsetzung.

Engelberg, den 23. August 1831.

Das Herz ist mir so voll, da muß ich es Euch sagen. Eben habe ich mich hier im reizendsten Thal wieder an Schiller's „Wilhelm Tell" gemacht und nur eben die erste halbe Scene gelesen; — es giebt doch keine Kunst, wie unsere deutsche! Weiß Gott, wie es kommt; aber ich denke, daß einen solchen Anfang kein anderes Volk verstehen, geschweige gar machen kann. — Das nenne ich ein Gedicht und einen Anfang; erst die klaren, hellen Verse, in denen der spiegelglatte See und Alles anklingt, und dann das unbedeutende langsame Schweizergeschwätz und dann der Baumgarten mitten hinein — es ist gar zu himmlisch schön! Was ist da nicht frisch, nicht kräftig, nicht hinreißend? — In der Musik giebt es solch ein Werk aber noch nicht, und doch muß einmal auch darin etwas so Vollkommenes gemacht werden. Dann ist es auch gar zu schön, daß er sich die ganze Schweiz selbst erschaffen hat, und obgleich er sie niemals selbst gesehen, ist doch Alles so treu und so ergreifend wahr: Leben, Leute, Natur und Landschaft. — Mir wurde gleich sehr froh, als mir der alte Wirth hier im einsamen hohen Dorfe aus dem Kloster das Buch mit den wohlbekannten Schriftzügen und den vertrauten Namen brachte; aber der Anfang hat doch wieder alle meine Erwartungen übertroffen. Es sind auch über vier Jahre, seit ich es nicht gelesen; ich will nachher in's Kloster hinüber und mich an der Orgel etwas austoben. — Nachmittag. Wundert Euch nicht darüber, sondern les't nur die erste Scene noch einmal durch, da werdet Ihr es begreiflich finden. Solche Stellen, wie die, wo alle Hirten und Jäger rufen: „Rett' ihn, rett' ihn, rett' ihn!" oder das Ende des Grütli, wie da noch die Sonne aufgehen muß, die können wahrhaftig nur einem Deutschen, und zwar dem Herrn v. Schiller eingefallen sein; und das ganze Stück wimmelt von solchen Zügen. Laßt mich nur noch den nennen, wie beim Stauffacher am Ende der zweiten Scene Tell mit dem geretteten Baumgarten kommt und den bewegten Auftritt so ruhig und sicher schließt; das ist neben der

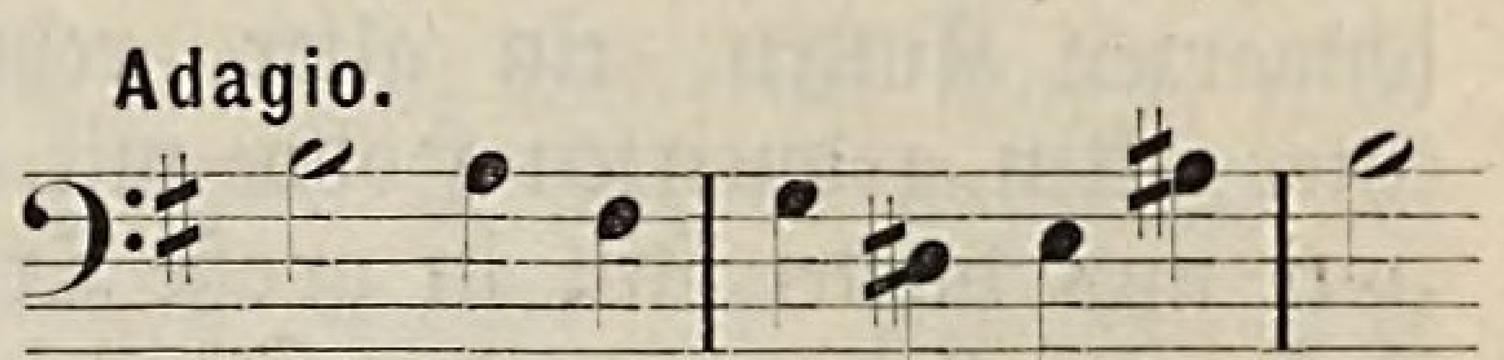
Schönheit des Gedankens so ganz und gar schweizerisch. Dann der Anfang des Grütli. Die Symphonie, die das Orchester am Ende spielen soll, habe ich heute früh in Gedanken componirt, weil auf der kleinen Orgel nichts Rechtes zu machen war. Überhaupt sind mir eine Menge Sachen und Pläne eingefallen. — Es giebt ungeheuer viel zu thun in der Welt, und ich will fleißig sein. Goethe's Wort, das er zu mir sagte: Schiller hätte jährlich zwei große Trauerspiele liefern können, hatte mir schon immer mit seinem handwerksmäßigen Ausdrucke besonderen Respect eingeflößt. Aber heut morgen ist mir erst recht klar geworden, wie viel es eigentlich zu bedeuten habe, und ich habe eingesehen, daß man sich zusammen nehmen muß. — Selbst die Irrthümer drin sind liebenswürdig, und es ist in ihnen etwas Großes; und so gewiß mir alle Bertha und Rudenz und der alte Attinghausen als große Schwächen erscheinen, so kann man doch sehen, wie er sich was dabei gedacht habe, und wie er es eben so hat machen müssen, und es ist tröstlich, daß sich ein so großer Mann auch einmal tüchtig versehen hat. Ich habe einen sehr frohen Morgen dadurch gehabt, und es hat mich in die Stimmung gesetzt, wo man solch einen Mann in's Leben zurückwünscht, um sich bei ihm bedanken zu können, und wo man sich sehnt, auch einmal was zu machen, das einen Andern später in solche Stimmung versetzen könne. — Ihr werdet nicht begreifen, wie ich dazu komme, mich hier in Engelberg ordentlich niederzulassen. Es ging so zu. Seit Unterseen hatte ich keinen Ruhetag gemacht und wollte daher einen Tag in Meiringen bleiben, ließ mich aber durch das schöne Wetter des Morgens verlocken, hierher zu gehen. Auf den Bergen überfiel mich wieder der gewöhnliche Regen und Sturm, und so kam ich ziemlich ermüdet an. Nun ist hier das netteste Wirthshaus, das man sich denken kann, reinlich, ordentlich, sehr klein und bäuerisch; ein alter weißhaariger Wirth; das hölzerne Haus steht abwärts vom Wege auf einer Wiese allein; die Leute sind so freundlich und doch gemüthlich, als ob man zu Hause wäre. — Auch diese Art Annehmlichkeit kann man nur bei deutschredenden Leuten finden, glaub' ich; wenigstens ist sie mir sonst nirgends vorgekommen, und wenn auch die andern Völker Das nicht vermissen oder kaum gerne mögen, so bin ich eben aus Hamburg und fühle mich gar wohl und heimisch dabei. So ist es denn kein Wun-

der, daß ich heut meinen Ruhetag hier gemacht habe bei den ehrlichen alten Leuten. — Meine Stube ist von allen Seiten voll Fenster, die die Aussicht auf's Thal haben; von oben bis unten mit zierlichem Holz getäfelt; einige bunte Sittensprüche und ein Crucifix hängen an der Wand; ein dicker grüner Ofen mit einer Bank, die ihn umgiebt; zwei hohe Betten. Wenn ich in meinem Bette liege, habe ich folgende Aussicht:



Hier sind nun wieder die Gebäude mißrathen und auch die Berge; aber ich denke es Euch in meinem Buche besser zu zeigen, wenn morgen erträgliches Wetter ist. Das Thal wird mir wohl eins der liebsten aus der ganzen Schweiz werden; noch hab' ich die gewaltigen Berge nicht gesehen, von denen es eingeschlossen ist; sie waren den ganzen Tag mit Nebel bedeckt; aber die wunderlieblichen Wiesen, die vielen Bäche, die Häuser und der Fuß der Gebirge, soviel davon zum Vorschein kam, sind über Alles schön. Namentlich ist das Grün in Unterwalden herrlicher als in irgend einem andern Canton, und es ist auch unter den Schweizern seiner Matten wegen berühmt. Schon die Reise von Sarnen aus war reizend, und schönere, größere Bäume und ein fruchtbareres Land habe ich nicht gesehen, als da. Dazu ist der Weg so wenig beschwerlich, als ginge man nur in einem großen Garten spazieren; die Abhänge sind mit langen, schlanken

Buchen bewachsen; die Steine ganz mit Moos und Kräutern verdeckt; Quellen, Bäche, kleine See'n, Häuser, — auf der einen Seite der Blick auf Unterwalden mit seinen grünen Wiesen; dann nach ein paar Minuten das ganze Hasli-Thal mit den Schneebergen und den Wasserfällen von den Felswänden; und immer ist der Weg von dicken gewaltigen Bäumen beschattet. Gestern früh ließ ich mich nun, wie gesagt, durch den Sonnenschein verleiten, durch's Genthel-Thal auf's Joch zu gehen; aber auf dem Joch überfiel uns wieder das schrecklichste Wetter; wir mußten durch den Schnee, und die Partie wurde ein paarmal unangenehm. Doch kamen wir bald aus Regen und Schnee heraus, und da gab es einen himmlischen Moment, als sich die Wolken hoben, und wir noch darin standen und weit unter uns, wie durch einen schwarzen Schleier, das grüne Engelberger-Thal durch die Nebel erscheinen sahen. Da ging es denn schnell hinunter; wir hörten bald die helle Klosterglocke Ave Maria läuten, sahen dann das weiße Gebäude in den Wiesen liegen und kamen nach einer neunstündigen Reise hier an. Wie dann so ein freundliches Wirthshaus gut thut, und wie der Milchreis schmeckt, und wie lange man den nächsten Morgen schläft, laßt mich verschweigen. Heut war wieder den ganzen Tag trauriges Wetter; man holte mir „Wilhelm Tell" aus der Klosterbibliothek, und den Rest wißt Ihr. — Es ist mir noch aufgefallen, wie sehr Schiller namentlich den Rudenz verfehlt hat; denn der ganze Charakter ist zu schwach und ohne alles Motiv, und es ist ordentlich, als habe er ihn absichtlich recht schlecht darstellen wollen. Die Worte, die er in der Scene mit dem Apfel spricht, würden ihn heben; aber da war die Scene mit Bertha vorüber, und nun hilft Das nichts. Wie er sich nach dem Tode Attinghausen's mit den Schweizern vereinigt, will man denken, er sei umgewandelt; aber gleich platzt er mit der Nachricht heraus, seine Bertha sei ihm geraubt, da ist es freilich wieder sein Verdienst nicht. Mir ist eingefallen, wenn er die tüchtigen Worte gegen Geßler ganz so spräche, ohne daß die Scene mit Bertha vorhergegangen wäre, und wenn dann daraus sich im folgenden Act solch eine Scene entspänne, so wäre der Charakter gewiß viel besser, und auch die Erklärungsscene wäre nicht so blos theatralisch, wie jetzt. — Das ist nun so recht das Ei mit der Henne, aber ich möchte einmal Eure Meinung

hierüber hören. Einen Gelehrten darf man über dergleichen nicht sprechen; die Herren sind gar zu klug. Wenn ich aber in diesen Tagen einem der neuern jungen Dichter begegne, die auf Schiller sehr herab sehen und ihn nur theilweise billigen, so ist es sein Unglück, denn ich will ihn todttreten. — Nun gute Nacht; morgen muß ich früh aufstehen; im Kloster ist großer Festtag und feierlicher Gottesdienst, und da muß ich die Orgel dazu spielen. — Die Mönche hörten heut früh zu, als ich ein wenig phantasirte; Das hat ihnen gefallen, und so haben sie mich eingeladen, morgen früh den Feiertag ein- und auszuorgeln. Der Pater Organist hat mir auch ein Thema gegeben, um darauf zu phantasiren; das ist besser, als es irgend einem Organisten in Italien je einfallen könnte: 

Nun will ich sehen, wie es mir morgen damit gehen wird. Ein paar neue Orgelstücke von mir habe ich heute Nachmittag noch da in der Kirche gespielt; sie klangen ziemlich gut. Als ich Abends beim Kloster vorbeikam, wurde die Kirche geschlossen, und kaum waren die Thüren zu, so fingen die Mönche in der dunklen Kirche mit Macht die Nocturnen zu singen an. — Sie intonirten das tiefe H. Es klang prächtig, und man konnte es noch weit im Thale hören.

Den 24. August.

Das war wieder ein Tag! Das herrliche, heiterste Wetter, blauer Himmel, wie ich ihn seit Chamouny nicht gesehen; Feiertag im Dorf und auf allen Bergen. — Wenn man so nach langem Nebel und Ungemach wieder einmal Morgens am Fenster die ganze, reine Bergkette mit allen Spitzen sieht, das thut sehr wohl. Sie sind nach dem Regen bekanntlich am schönsten; aber heut sahen sie so klar aus, als seien sie aus dem Ei geschält. Das Thal giebt keinem der Schweiz etwas nach; komme ich je wieder hierher, so soll es mein Hauptpunkt sein; es ist noch lieblicher und breiter und freier als Chamouny, und luftiger als Interlaken. Die Spannörter sind unglaubliche Zacken, und der runde mit Schnee belastete Titlis,

der den Fuß in den Wiesen hat, und die Urner Felsen aus der Ferne sind auch nicht übel. Jetzt ist noch dazu Vollmond; das Thal ist geschmückt. Ich habe den ganzen Tag Nichts gethan als gezeichnet und Orgel gespielt. Heut früh versah ich meinen Organistendienst; da war es prächtig. — Die Orgel ist gleich beim Hochaltar neben den Chorstühlen für die Patres. So nahm ich denn meinen Platz mitten unter den Mönchen, der wahre Saul unter den Propheten; neben mir strich ein böser Benedictiner den Contrabaß, einige andere Geige; einer der Honoratioren geigte vor. Der Pater praeceptor stand vor mir, sang Solo und dirigirte mit einem armdicken, langen Prügel; die Eleven des Klosters machten den Chor in ihren schwarzen Kutten; ein alter, reducirter Landmann spielte auf einer alten, reducirten Hoboe mit, und ganz in der Ferne saßen zwei und tuteten still in große Trompeten mit grünen Quasten. Und mit alledem war das Ding sehr erfreulich; man mußte die Leute lieb haben; denn sie hatten Eifer und alle arbeiteten so gut sie konnten. Es wurde eine Messe von Emmerich gegeben; jeder Ton hatte seinen Zopf und seinen Puder; ich spielte treulich den Generalbaß aus meiner bezifferten Stimme; setzte von Zeit zu Zeit Blaseinstrumente hinzu, wenn ich mich langweilte, machte auch die Responsorien, phantasirte auf das gegebene Thema, mußte am Ende auf Begehren des Prälaten einen Marsch spielen, so hart es mir auf der Orgel ankam, und wurde ehrenvoll entlassen. Heut Nachmittag mußte ich den Mönchen wieder allein vorspielen; sie gaben mir die hübschesten Themas von der Welt, unter andern das Credo. Da ist mir eine Phantasie darauf gut gelungen; es ist die erste in meinem Leben, die ich gerne aufgeschrieben haben möchte; aber ich weiß nur noch den Gang davon und bitte um Erlaubniß, eine Stelle davon, die ich nicht vergessen möchte, Fanny hier mitzutheilen. Es kamen nämlich nach und nach immer mehr Contrathemas gegen den Canto fermo, erst punktirte Noten, dann Triolen, zuletzt schnelle Sechszehntel, aus denen sich denn das Credo immer wieder herausarbeiten mußte; ganz am Ende wurden aber die Sechszehntel sehr toll, und es kamen Arpeggios über die ganze Orgel in C moll; dann nahm ich in langen Noten (zu den fortwährenden Arpeggios) das Thema im Pedal, so daß es mit a schloß; auf dem a machte ich nun einen Orgelpunkt in

Arpeggios, und da fiel es mir auf einmal ein, die Arpeggios mit der linken Hand allein zu machen, so daß die rechte ganz oben wieder mit a das Credo einsetzte, ungefähr so:



Auf der letzten Note kam dann ein Halt und eine Pause, und dann schloß es. Ich wollte, Du hättest es gehört: ich glaube, es würde Dir gefallen haben. Dann mußten die Mönche in's Complet, und wir nahmen recht herzlichen Abschied. Sie wollten mir Empfehlungsbriefe für einige andere Orte in Unterwalden mitgeben; aber ich verbat es, weil ich morgen früh nach Luzern denke und von da in fünf bis sechs Tagen aus der Schweiz sein will.

Euer

Felix.

An Wilhelm Taubert in Berlin.

Luzern, den 27. August 1831.

. . . Wenn ich Ihnen nun meinen Dank sagen will, so weiß ich nicht, wofür zuerst: ob für die Freude, die Sie mir in Mailand durch Ihre Lieder gemacht haben; oder für Ihre lieben Zeilen, die ich gestern erhielt. Es gehört aber Beides eben zusammen, und so denke ich, wir haben Bekanntschaft angeknüpft. Es ist doch wohl eben so gut, wenn man einander durch Notenblätter vorgestellt wird, wie wenn es in einer Gesellschaft durch den dritten Mann geschieht, und man kommt gleich näher und vertraulicher an einander. Dazu sprechen noch die Leute, die Einen vorstellen, gewöhnlich den Namen so

undeutlich aus, daß man selten weiß, wen man vor sich hat; und ob der Mann gar freundlich oder lustig oder betrübt und finster sei, Das sagen sie niemals. Da haben wir es denn doch besser. Ihre Lieder haben Ihren Namen ganz deutlich und klar ausgesprochen; es steht auch darin, wie Sie denken und sind, daß Sie die Musik lieb haben und weiter wollen, und so kenne ich Sie vielleicht schon besser, als hätten wir uns öfter gesehen. Was Das nun für eine Freude, wie wohlthuend es ist, einen Musiker mehr in der Welt zu wissen, der Dasselbe vorhat und ersehnt und dieselbe Straße geht, Das können Sie sich vielleicht gar nicht so denken, wie ich es jetzt empfinde, der ich aus dem Lande komme, wo die Musik unter den Leuten nicht mehr lebt. — Ich hatte mir Das bis jetzt von keinem Lande denken können, am wenigsten von Italien, in der blühenden reichen Natur und der anfeuernden Vorzeit; aber die letzten Ereignisse, die ich leider dort erlebt, haben mir wohl gezeigt, daß noch mehr ausgestorben ist, als nur die Musik; es wäre ja ein Wunder, wenn es irgendwo eine Musik geben könnte, wo keine Gesinnung ist. Da wurde ich dann am Ende ganz irre an mir selbst und dachte, ich sei ein Hypochonder geworden; denn mir gefiel all' das Possenwerk gar zu wenig, und ich sah doch eine Menge ernsthafter Leute und gesetzter Bürger mit einstimmen. Wenn sie mir Etwas vom ihrigen vorspielten und meine Sachen nachher lobten und erhoben, war mir es mehr zuwider, als ich sagen kann — kurz, ich wollte eigentlich ein Einsiedler werden mit Bart und Kutte, und die Welt war mir nicht recht. Da lernt man eigentlich erst schätzen, wie viel ein Musiker werth ist, d. h. einer, der an M u s i k denkt und nicht an das Geld oder die Orden oder die Damen oder den Ruhm; da freut es Einen erst doppelt, wenn man sieht, daß auch anderswo, ohne daß man es dachte, dieselben Ideen leben und sich entwickeln; da haben mich denn eben Ihre Lieder sehr erfreut, weil ich herauslesen konnte, daß Sie ein Musiker sein müßten, und so wollen wir uns denn über die Berge hinüber die Hand geben! Aber nun bitte ich Sie auch gleich, mich ebenfalls als einen näheren Bekannten zu betrachten und nicht so höflich zu schreiben von meinem „Rathgeben" und „Lehren". Es macht mich Das fast ängstlich in diesem Briefe, und ich weiß nicht recht, was ich darauf sagen kann. Das Beste ist aber, daß

Sie versprochen haben, mir Etwas nach München zu schicken und mir wieder zu schreiben. Da werde ich Ihnen so recht von Herzen weg sagen, wie es mir dabei zu Muthe war, und Sie werden mir von meinen neueren Sachen Dasselbe sagen, und da, denke ich, geben wir uns gegenseitig Rath. Auf diese versprochenen neueren Compositionen von Ihnen bin ich nun gar sehr begierig; denn gewiß werd' ich eine große Freude dadurch haben, und so Manches, was sich in den älteren Liedern überall ahnen läßt, wird da gewiß recht klar und deutlich hervortreten. Drum kann ich Ihnen auch kein Wort heut über den Eindruck sagen, den Ihre Lieder auf mich gemacht haben, weil es leicht sein könnte, daß irgend ein Einwurf oder eine Frage, die ich machte, schon im Voraus durch Ihre Sendung beantwortet wäre. Nur möchte ich Sie bitten, mir recht viel und ausführlich über Sich zu schreiben, damit wir einander immer näher bekannt werden; ich schreibe Ihnen dann auch, was ich vorhabe, und wo ich hinausdenke, und so bleiben wir in Verbindung. Lassen Sie mich wissen, was Sie Neues componirt haben und componiren, wie Sie in Berlin leben, welche Pläne Sie für später haben, — kurz, Alles, was Ihr musikalisches Leben angeht — es wird für mich vom größten Interesse sein. Freilich wird auch Das schon in den Noten stehen, die Sie mir so freundlich versprochen haben; aber zum Glück geht es ja Beides zusammen. Haben Sie denn bis jetzt nichts Größeres componirt? eine recht tolle Symphonie? oder Oper? oder dergleichen. Ich meinestheils habe jetzt eine unbezwingliche Lust zu einer Oper und sogar kaum Ruhe, irgend etwas Anderes, Kleineres anzufangen; ich glaube, wenn ich heut den Text hätte, wäre morgen die Oper fertig; denn es treibt mich gar zu sehr dahin. Sonst war mir der bloße Gedanke an eine Symphonie etwas so Hinreißendes, daß ich an gar nichts Anderes denken konnte, wenn mir eine im Kopfe lag; der Instrumentenklang hat doch auch gar so was Feierliches, Himmlisches in sich; und doch habe ich jetzt schon seit längerer Zeit eine angefangene Symphonie liegen lassen, um eine Cantate von Goethe zu componiren, blos weil ich da noch Stimmen und Chöre dazu hatte. Die Symphonie will ich freilich nun auch beendigen; aber ich wünsche mir doch Nichts mehr, als eine rechte Oper. Wo aber der Text herkommen soll, weiß ich noch weniger seit gestern Abend, wo ich zum erstenmale

seit mehr als einem Jahre ein deutsches Ästhetikblatt wieder in die Hände bekam. Es sieht wahrhaftig auf dem deutschen Parnaß eben so toll aus, als in der europäischen Politik. Gott sei bei uns! Ich mußte den gespreizten Menzel verdauen, der damit auftrat, bescheidentlich Goethe schlecht zu machen, und den gespreizten Grabbe, der bescheidentlich Shakespeare schlecht macht, und die Philosophen, die Schiller doch zu trivial finden! Ist Ihnen denn dies neuere hochfahrende, unerfreuliche Wesen, dieser widerwärtige Cynismus auch so fatal wie mir? Und sind Sie mit mir einer Meinung, daß es die erste Bedingung zu einem Künstler sei, daß er Respect vor dem Großen habe und sich davor beuge und es anerkenne und nicht die großen Flammen auszupusten versuche, damit das kleine Talglicht ein wenig heller leuchte? Wenn Einer das Große nicht fühlt, so möchte ich wissen, wie er es mich will fühlen lassen, und wenn all' die Leute mit ihrer vornehmen Verachtung endlich selbst nur Nachahmungen dieser oder jener Äußerlichkeit hervorzubringen wissen, ohne Ahnung von jenem freien, frischen Schaffen, unbesorgt um die Leute und die Ästhetik und die Urtheile und die ganze andre Welt, — soll man da nicht schimpfen? — Ich schimpfe. Aber nehmen Sie mir es nicht übel: es schickt sich wohl eigentlich nicht; ich hatte nur lange Dergleichen nicht gelesen, und da machte es mich grimmig, daß das Unwesen immer noch so fortgeht, und daß der Philosoph, der behauptet, die Kunst sei nun aus, immer noch fortbehauptet, die Kunst sei aus, als ob die überhaupt aufhören könnte!

Das ist nun aber einmal eben eine tolle, wilde, durch und durch erregte Zeit, und wer fühlt, die Kunst sei aus, der lasse sie doch um Gotteswillen ruhen. Aber wenn all' das Unwetter sich von draußen auch noch so wild ausnimmt, so reißt es doch die Häuser nicht gleich um; und wenn man drinnen ruhig weiter fortarbeitet und nur an seine Kräfte und seinen Zweck, nicht an die der Andern denkt, so geht es auch wohl oft vorüber, und man kann sich's nachher gar nicht so toll wieder vorstellen, wie es Einem damals erschien. Ich habe mir vorgenommen, so lange ich kann, es so zu machen und ruhig meines Weges zu gehen; denn daß es Musik giebt, wird mir am Ende Keiner abstreiten, und das ist die Hauptsache. Wie erfreuend es nun ist, Jemand zu finden, der denselben Zweck und dieselben Mittel

sich wählt, und wie erquicklich jede neue Bestätigung davon, Das möchte ich Ihnen eben sagen und weiß es nicht recht zu machen. Sie werden es sich denken, wie Sie sich denn überhaupt das Beste an diesem Briefe hinzudenken müssen, und somit leben Sie mir wohl, und lassen Sie bald und viel von sich hören. Bitte, sagen Sie unserm lieben Berger* meine besten Grüße; ich wollte ihm immer schreiben und bin nicht dazu gekommen; doch soll es in diesen Tagen geschehen. Entschuldigen Sie den langen trocknen Brief, es soll ein nächstesmal schon besser werden, und nochmals leben Sie wohl.

Ihr
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Rigikulm, den 30. August 1831.

Ich bin auf dem Rigi, weiter braucht' ich Nichts zu sagen; denn Ihr kennt den Berg. Wenn es nur nicht Alles so unbegreiflich schön wäre! —

Heut früh ging ich von Luzern weg; alle Berge waren verhängt; die Wetterkundigen prophezeiten schlecht Wetter; da ich aber bis jetzt immer gefunden habe, daß das Gegentheil von Dem eintraf, was die Kundigen sagten, so habe ich mir meine eigenen Symptome ausgesucht und — bisher damit eben so falsch prophezeit wie die Anderen. Heut früh aber gefiel mir das Wetter nicht übel, und da ich doch nicht gerade hinauf gehen wollte, während Alles verhängt war (denn durch Faulhorn wird man klug), so schlich ich den ganzen Morgen am Fuß des Rigi umher und guckte hinauf, ob es nicht klar werden wollte. Endlich um 12 Uhr in Küßnacht stand ich auf dem Scheidewege, rechts nach dem Rigi, links nach Immensee, entschloß mich, den Rigi diesmal nicht zu sehen, nahm gerührt Abschied,

* Ludwig Berger, Mendelssohn's Clavierlehrer.

ging durch die Hohle Gasse nach dem Zuger-See am Wasser hin auf einem allerliebsten Wege nach Art (Arth), schielte aber immer noch gegen den Rigikulm hin, ob er nicht klar werden wollte. Und während ich in Art zu Mittag aß, wurde er klar; der Wind war sehr gut; die Wolken hoben sich von allen Seiten; ich entschloß mich und ging hinauf. Aber es war keine Zeit zu verlieren, wenn ich den Sonnenuntergang sehen wollte; ich ging also tüchtigen Bergschritt und war in 2$^{3}/_{4}$ Stunden auf dem Kulm am wohlbekannten Hause. Da sah ich oben gegen vierzig Menschen stehen mit aufgehobenen Händen, bewundernd, zeigend, in der lebhaftesten Bewegung. Ich lief hinauf; es gab da wieder ein neues wunderbares Schauspiel: in den Thälern war Alles voll Nebel und Wolken, und darüber sahen hohe Schneegebirge und die Gletscher mit den schwarzen Felsen rein und klar hervor. Die Nebel zogen weiter, — verdeckten einen Theil; da kamen die Berner Gebirge, Jungfrau, Mönch, Finsteraarhorn, heraus; dann der Titlis und die Unterwaldener; zuletzt stand die ganze Kette klar neben einander; nun fingen auch in den Thälern die Wolken zu zerreißen an; man sah die See'n, Luzern, Zug, und gegen Sonnenuntergang lagen nur noch dünne helle Nebelstreifen auf der Landschaft. Wenn man so aus den Bergen kommt und dann nach dem Rigi sieht, — das ist, als käme am Ende der Oper die Ouvertüre und andere Stücke wieder; alle die Stellen, wo man so Himmlisches sah: die Wengernalp, die Wetterhörner, das Engelberger-Thal sieht man hier noch einmal neben einander liegen und kann Abschied nehmen. Ich dachte, es könne nur das erstemal durch die Überraschung, wenn man die Gletscher noch nicht kennt, so große Wirkung machen; aber sie ist fast noch größer am Ende. —

Schwyz, den 31. August.

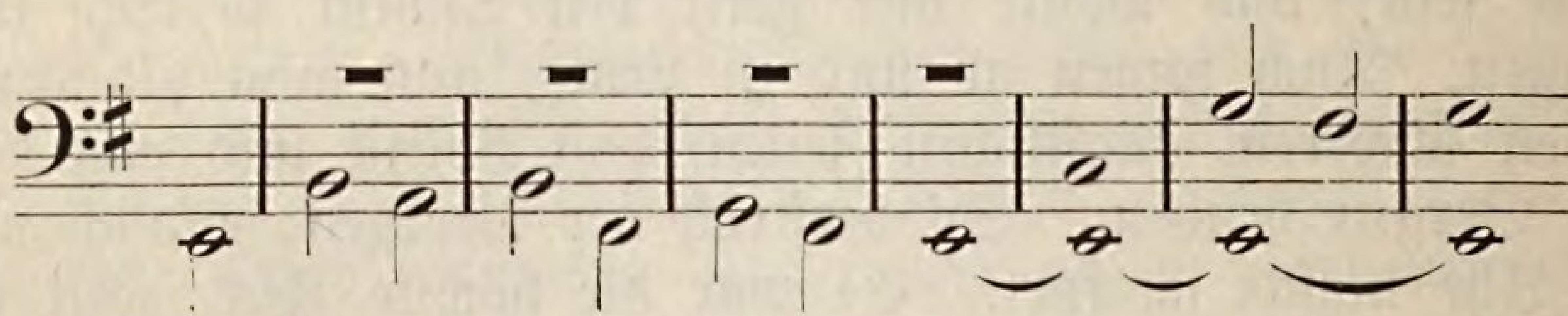
Ich habe heut und gestern dankbar anerkannt, unter wie glücklichen Umgebungen ich diesen Theil der Welt das erste Mal habe kennen lernen, und wie es so viel dazu beigetragen hat, mir den Sinn dafür zu öffnen oder zu schärfen, daß ich Euch damals in der höchsten Bewunderung sah und alles Übrige, Alltägliche vergessend über diesen Wundern. Ich erin-

nerte mich heut oft Eurer Freude, und wie sie damals einen tiefen Eindruck auf mich machte. Dafür ist der Rigi aber auch ganz offenbar unserer Familie zugethan und hat mir aus Anhänglichkeit heut wieder einen so herrlichen, reinen Sonnenaufgang beschéert wie damals. Der abnehmende Mond, das lustige Alphorn, die lange dauernde Morgenröthe, die sich erst um die kalten, schattigen Schneeberge legte, die weißen Wölkchen über dem Zuger-See, die Klarheit und Schärfe der Zacken, die sich in allen Richtungen gegen einander neigen, das Licht, das sich nach und nach auf den Höhen zeigte, die trippelnden, frierenden Leute in ihren Bettdecken, die Mönche aus Maria-zum-Schnee — Nichts hat gefehlt. Ich konnte mich nicht von dem Anblick trennen und blieb noch sechs Stunden fortwährend auf der Spitze und sah den Bergen zu. Ich dachte mir, wenn wir uns einmal wiedersehen, so müßte doch Manches anders geworden sein, und wollte mir gern den Anblick so recht fest einprägen. Auch kamen ab und zu Leute, und man plauderte von den schweren, ängstlichen Zeiten, von Politik und von den hellen Bergen drüben. So verstrich der Morgen; endlich um ½11 Uhr mußte ich fort. Es war die höchste Zeit, weil ich heut noch nach Einsiedeln wollte über den Haken. Unterwegs aber auf dem steilen Wege nach Lowerz brach mir mein treuer Regenschirm, der mir zugleich als Bergstock diente, in viele Stücke entzwei; das hielt mich auf, so daß ich lieber hier geblieben bin und morgen ganz frisch hinüber gehe.

Wallenstadt, den 2. September.

(Regen- und Sturmjahr.) Motto: „Von dem ersoffenen Kupferschmied. Und wer das neue Lied nicht kann, der fängt das alte von vorne an." Da sitze ich wieder mitten in den Dünsten und Wolken, kann nicht vorwärts und nicht rückwärts, und wenn's Glück gut ist, kann es wieder eine kleine Überschwemmung geben. Als ich über den See fuhr, prophezeiten die Schiffer vortreffliches Wetter; folglich fing es eine halbe Stunde darauf zu regnen an und hört wohl so bald nicht auf; denn die Wolken hängen wieder so traurig schwer, wie man es nur im Gebirge kennt. Würde es in drei Tagen noch so arg,

ich machte mir Nichts draus; aber es wäre Schade, wenn die Schweiz mir zum Abschiede solch ein böses Gesicht nachschnitte. Eben komme ich aus der Kirche, wo ich drei Stunden lang bis in die tiefste Dämmerung Orgel gespielt habe. Ein alter, lahmer Mann trat die Balgen; sonst war kein Mensch in der Kirche. Das einzige Register, das brauchbar war, war eine sehr weiche, dumpfe Flöte im Manual und ein unbestimmter Subbaß, 16 Fuß im Pedal; damit habe ich denn die ganze Zeit phantasirt und kam am Ende in eine Choralmelodie in E moll, ohne daß ich mich besinnen konnte, wo sie her sei. Ich konnte sie nicht los werden, und auf einmal fiel mir ein, daß es die Litanei war, deren Musik mir im Kopfe lag, weil mir die Worte im Herzen liegen; nun hatte ich ein weites Feld und viel zu phantasiren. Zuletzt kam der schwindsüchtige Subbaß ganz allein



in E moll, tief unten, und dann kam die Flöte ganz oben wieder mit dem Choral in E moll, und so brummte die Orgel nach und nach aus, und ich mußte aufhören, weil es dunkel in der Kirche geworden war. Draußen regnete und stürmte es indessen ganz entsetzlich; von den prächtigen hohen Felsenmauern war keine Spur zu sehen; das trübste Wetter! Dann las ich noch trübe Zeitungen, — das ist Alles grau. — Sag' mal, Fanny, kennst Du Auber's Composition der Parisienne? Das halte ich für das Schlechteste, was er gemacht hat; vielleicht weil der Gegenstand ein wirklich hoher war; aber auch sonst. — Für ein großes Volk in der gewaltigsten Aufregung ein kleines, ganz kaltes Stückchen zu machen, gemein und läppisch, das war nur Auber im Stande. Der Refrain empört mich, so oft ich daran denke; es ist, als ob Kinder mit einer Trommel spielen und dazu singen, — nur etwas liederlicher. Die Worte taugen auch Nichts; kleine Gegensätze und Pointen sind bei so Etwas nicht angebracht. Aber die Musik mit ihrer Leere! Eine Marschmusik für Springer und am Ende eine bloße, elende Copie der Mar-

seillaise! Das ist es nicht, was für die Zeit gehört; oder weh uns, wenn es Das ist, was für die Zeit gehört; — wenn es eine bloße Copie der Marseiller-Hymne sein mußte! Was in dieser frei, muthig, voll Schwung ist, Das ist hier prahlerisch, kalt, — berechnet, künstlich gemacht. Die Marseillaise steht so weit über der Parisienne, wie Alles, was aus wahrer Begeisterung hervorgegangen ist, über Dem steht, was für irgend Etwas, und sei es selbst für Begeisterung, gemacht ist. Die wird nie Herz zum Herzen schaffen; weil es ihr nicht von Herzen geht. — Nebenbei finde ich übrigens nirgends zwischen Musikern und Dichtern solch frappante Ähnlichkeit, wie zwischen Auber und Clauren. Auber übersetzt treu und Note für Note, was der Andere Wort für Wort sagt; die Großthuerei, die infame Sinnlichkeit, die Gelehrsamkeit, die Leckerbißchen, das Coquettiren mit fremder Volksthümlichkeit. Aber wie wollt Ihr Clauren aus der Literaturgeschichte streichen? Und thut es irgend einen Schaden, daß er darin steht? Und les't Ihr darum etwas Gutes weniger gern? Ein junger Dichter müßte nicht weit her sein, wenn er das Zeug nicht von Herzen verachtete und haßte; aber daß die Leute ihn gern mögen, ist doch einmal wahr; also wird es auch schon recht sein; es ist nur ein Verlust für die Leute. Schreibe mir doch Deine Meinung über die Parisienne. Ich singe sie mir im Gehen zuweilen aus Spaß vor; man marschirt dann gleich, wie ein Chorist im Zuge.

Sargans, den 3. September, Mittags.

Trostloses Wetter! Es hat wieder die ganze Nacht und den Morgen geregnet, ist dabei schneidend kalt wie im Winter; auf den nächsten Hügeln liegt schon tiefer Schnee. In Appenzell ist wieder eine furchtbare Überschwemmung gewesen, die den größten Schaden angerichtet und alle Straßen verwüstet hat, am Züricher-See sind Wallfahrten und Processionen in Menge wegen des Wetters. Ich habe heute früh herfahren müssen, weil die Wege ganz voll Schlamm und Wasser stehen, und werde nun bis morgen hier bleiben, da in aller Frühe die Diligence hier durchkommt, mit der ich dann das Rheinthal hinauf bis Altstetten zu fahren denke. Wahrscheinlich bin ich

morgen Abend schon an oder über der Grenze der Schweiz; denn die Lustreise ist nun beendigt, der Herbst ist da, und ich brauche auch nicht zu klagen, wenn ich ein paar langweilige Tage habe nach so viel unvergeßlich schönen. Im Gegentheil ist mir es fast lieb; zu thun giebt es doch immer genug, selbst in Sargans, einem Nest, und selbst an einem Sündfluthtage, wie heut; denn zum Glück fehlt hier nirgends eine Orgel. Sie sind zwar klein — die untere Octave im Manual und Pedal gebrochen oder, wie ich es nenne, verkrüppelt; — aber es sind doch Orgeln, das ist mir schon genug. Heut habe ich den ganzen Morgen gespielt und angefangen zu studiren, weil es eigentlich eine Schande ist, daß ich die Hauptsachen von Seb. Bach nicht spielen kann. In München will ich, wenn es angeht, jeden Tag eine Stunde üben; denn ich habe heut nach ein paar Stunden schon Fortschritte mit den Füßen gemacht (nota bene im Sitzen). Rietz hatte mir nämlich erzählt, daß ihm Schneider in Dresden die D dur-Fuge aus dem „wohltemperirten Clavier"



auf der Orgel, mit dem Pedal die Bässe vorgespielt habe; Das war mir bisher so fabelhaft vorgekommen, daß ich es nie recht begriffen hatte. Heut morgen fiel es mir auf der Orgel wieder ein; da machte ich mich ungesäumt daran und bin wenigstens so weit gekommen, zu sehen, daß es gar nicht unmöglich ist, und daß ich's lernen werde. Das Thema ging schon ziemlich gut; und so habe ich auch die Stellen aus der D dur-Fuge für Orgel, aus der F dur-Toccata und der G moll-Fuge, die ich auswendig wußte, geübt. Wenn ich in München eine ordentliche, nicht gebrochene Orgel finde, werde ich es lernen und freue mich kindisch darauf, die Sachen herunter zu orgeln. Die F dur-Toccata mit der Modulation am Schluß klingt, als sollte die Kirche zusammen stürzen. Das war ein furchtbarer Cantor! — Außer dem Orgelspielen habe ich auch noch Manches in meinem neuen Zeichenbuch auszuführen (eins ist in Engelberg wieder fertig vollgezeichnet worden). Dann muß ich essen wie 600 Streiter, nach dem Essen wieder Orgel üben, und

so vergeht der Sarganser Regentag. Es scheint schön zu liegen mit dem Schloß auf dem Hügel; aber man darf keinen Fuß aus der Thür setzen. — Abends. Gestern um diese Zeit hatte ich noch Fußreiseprojecte und wollte wenigstens durch das ganze Appenzell; da war es mir sonderbar, als ich eben erfuhr, daß es mit den Bergreisen für dies Jahr wahrscheinlich vorbei wäre. Alle Höhen sind dick beschneit; denn wie es hier im Thale seit 36 Stunden regnet, so schneit es oben; die Heerden müssen von den Alpen herunter, wo sie noch einen Monat hätten bleiben sollen, so daß an Fußwege natürlich nicht mehr zu denken ist. Gestern war ich also noch darin, und heut ist es für das nächste halbe Jahr unmöglich. Die Fußreise ist vollendet und war wunderschön; ich werde sie nie vergessen. Nun wollen wir einmal wieder tüchtig Musik machen, Zeit ist's dazu. — Ich habe eben noch bis zur Dämmerung Orgel geübt und trampelte wüthend auf dem Pedal herum, als wir auf einmal bemerkten, daß das tiefe Cis auf dem Subbaß ganz sanft, aber unaufhörlich mitsaus'te. Alles Drücken, Rütteln, Stoßen der Taste half Nichts; wir mußten in die Orgel hinein klettern, unter den dicken Pfeifen herum; das Cis saus'te immer sanft fort; der Fehler lag in der Windlade, der Organist war in großer Verlegenheit, weil morgen ein Festtag ist; da mußte ich am Ende mein Schnupftuch in die Pfeife stecken, und da gab es kein Sausen, aber auch kein Cis mehr. Einerlei, ich spielte doch fortwährend

; es geht schon ziemlich. Nun zeichne ich noch den Rhonegletscher fertig, und dann gehört der Tag mir, d. h. ich gehe schlafen. Auf die nächste Seite werde ich nun schreiben, wo ich morgen Abend sein werde; heut weiß ich es aber noch nicht. Gute Nacht, es schlägt Acht in F moll und regnet und stürmt in Fis moll oder Gis moll, in allen möglichen Kreuztonarten.



St. Gallen, den 4ten.

Motto: Vous pensez, que je suis l'Abbé de St. Gall (Citoyen). Denn so behaglich fühle ich mich jetzt hier nach überstandenem Sturm und Unwetter. Die vier Stunden über die Berge von Altstetten hierher waren ein förmlicher Kampf gegen das Wetter. Wenn ich sage, daß ich was Ähnliches weder erlebt, noch für möglich gehalten habe, so will es noch Nichts sagen; aber den ältesten Leuten des Cantons geht's ebenso. — Eine große Fabrik ist zertrümmert, und mehrere Leute umgekommen. Wie ich heute nun noch einmal zu Fuß gehen mußte, und wie ich quer durch Appenzell hierher gelangt bin, aussehend wie Egypten nach den sieben Plagen, das erzähle ich Euch morgen aus dem letzten Schweizerort; denn jetzt läutet es zum Essen, und da will ich äbtlich tafeln.

Lindau, den 5. September.

Mir gegenüber liegt die Schweiz mit ihren dunkelblauen Bergen, mit der Fußreise, den Stürmen, den geliebten Höhen und Thälern; hier ist wieder das Ende eines großen Theils der Reise und des Tagebuchs ohnehin. — Heut Mittag fuhr ich in einer Fähre über den wilden grauen Rhein oberhalb Rheineck, und nun bin ich schon in Baiern. Die projectirte Fußreise durch's baiersche Gebirge ist natürlich aufgegeben; es wäre Tollheit, dies Jahr noch etwas der Art zu unternehmen. Vier Tage lang hat es unaufhörlich, nur mehr oder weniger heftig, geregnet; es war, als ob der liebe Gott verdrießlich sei. — Ich kam heut durch weite Obstgärten, die nicht unter Wasser, sondern unter Schlamm und Lehm standen; Alles sieht kläglich und niederschlagend aus; verzeiht mir daher auch den litaneiischen Ton der vorigen Seite; ich habe nie in der Landschaft etwas Traurigeres gesehen, als die grünen bewachsenen Hügel voller Schnee, während unten die Fruchtbäume mit den reifen Früchten im Wasser standen und sich abspiegelten. Dieser schmutzige dünne Schnee, wie er sich auf die Tannenwälder und die Wiesen gelagert hatte, sah aus, wie die leibhaftige Verwüstung, und da ein Sarganser Bürger erzählte, daß 1811 das ganze

Städtchen abgebrannt und jetzt mit Mühe wieder erneuert sei, daß sie hauptsächlich vom Weinbau lebten, der dies Jahr durchaus verhagelt sei, und daß nun sogar die Alpen für diesmal nicht mehr zu brauchen seien, da muß man wohl ernsthaft werden und über dies Jahr nachdenken. Nun ist's aber sonderbar: muß ich in solchem Wetter zu Fuß gehen und recht ordentlich davon ausstehen, so macht es mich nicht verstimmt, sondern im Gegentheil, ich freue mich immer, daß es mir Nichts anhaben kann. Als ich gestern mit der Post in einer wahren Decemberkälte in Altstetten ankam, fand es sich, daß keine Fahrstraße nach Trogen war, wohin ich am letzten schönen Tage unglücklicherweise meinen Mantel und Bündel geschickt hatte. Haben mußte ich es den Abend, denn die Kälte war grimmig; also besann ich mich nicht lange, stieg noch einmal, zum letztenmale, über die Berge und kam in den Canton Appenzell. Wie da in den Wäldern und Hügeln und Wiesen die Stege aussehen, ist unbeschreiblich; einen Führer hatte ich nicht finden können, weil gerade Sonntag und Kirche war; auf dem ganzen Wege begegnete mir kein Mensch: sie waren alle in die Häuser gekrochen, und so trabte ich denn ganz allein auf Trogen los. Wenn man da etwa durch einen Wald kommt, bei solchem Wetter und bei solchen Wegen, da glaubt Ihr gar nicht, welch wunderliches Gefühl von Unabhängigkeit man hat. Noch dazu kann ich jetzt das schweizer Krähen und Jodeln perfect; so schrie ich denn frisch und sang mir mehrere Jodelcompositionen vor und kam sehr übermüthig nach Trogen. Da waren die Leute grob und ungezogen im Wirthshaus, und so sagte ich höflich: „Laßt Euch hängen, ich geh' weiter", und nahm die Karte heraus und fand, daß St. Gallen der nächste ordentliche Ort war und noch dazu der einzige praktikable Weg. Nun wollte aber kein Mensch mitgehen in dem furchtbaren Wetter; da wollte ich es selbst tragen und schimpfte auf alle schweizer Biederkeit. Gleich kam aber das Gegenstück, wie es denn oft zu gehen pflegt. Den Boten nämlich, von dem ich meine Sachen abholen mußte, traf ich in seinem wundernetten, neugezimmerten Hause, und da war die wirkliche, rechte Schweizerwirthschaft, wie man sie sich denken soll. Er saß mit seiner ganzen Familie um den Tisch; das ganze Haus so reinlich und warm, die Stube geheizt; der alte Bote kam mir entgegen und gab mir die Hand, nöthigte mich zum

Sitzen, schickte im ganzen Ort nach einem Träger oder Wagen für mich herum, und da keiner fahren oder gehen wollte, gab er mir endlich seinen Sohn mit. Um mein Bündel zwei Stunden weit zu tragen, ließ er sich zwei Batzen bezahlen; ein wunderschönes, blondes Töchterlein saß am Tisch und arbeitete, — die alte Mutter las in einem dicken Buch, der Bote selbst in den neuesten Zeitungen: — es war prächtig. Als ich fortging, war es, als wollte das Wetter sagen: „Wenn Du trotzen willst, kann ich's auch"; denn es fing mit verdoppeltem Grimm zu wüthen an. Es war zuweilen, als packte eine Faust den Regenschirm und schüttle ihn und drücke ihn zusammen; mit den steifen Fingern konnte ich ihn kaum festhalten; die Wege waren entsetzlich glatt, so daß mein Führer vor mir der Länge nach in den Schlamm fiel; — das that Alles nichts; wir fluchten und jodelten von Herzen, kamen endlich beim Nonnenkloster vorbei, sangen ihnen ein Ständchen und gelangten nach St. Gallen. — Da war es denn überstanden, und gestern fuhr ich von dort hierher, fand Abends eine wundervolle Orgel, wo ich „Schmücke dich, o liebe Seele" spielen konnte nach Herzenslust. Heute geht es auf Memmingen, morgen auf Augsburg, übermorgen so Gott will nach München, und so bin ich in der Schweiz gewesen. Es hat Euch vielleicht gelangweilt, wenn ich Euch alle unbedeutenden Kleinigkeiten schrieb; — aber die Zeit ist so böse; da brauchen wir es nicht zu sein, und wenn ich Euch mein Tagebuch schickte, so war es blos, um Euch zu sagen, wie ich überall, wo es mir wohl ist, wo ich Freude habe, Euer gedenken muß und bei Euch bin. — Der schmutzige, nasse Fußreisende nimmt Abschied und will als Städter mit Visitenkarten, reiner Wäsche und einem Frack wieder schreiben. Lebt wohl.

Felix.

An seine Familie.

München, den 6. October 1831.

Münchener Bürgerbrief.

Das ist ein prächtiges Gefühl, wenn man des Morgens aufwacht und ein großes Stück Allegro zu instrumentiren hat mit mannigfaltigen Hoboen und Trompeten, und draußen dazu das heiterste Wetter, das einen frischen weiten Spaziergang Nachmittags verspricht. So habe ich es nun eine volle Woche lang gehabt; der freundliche Eindruck, den mir München das erste Mal machte, ist diesmal noch sehr erhöht. Ich wüßte kaum einen andern Ort, wo mir so behaglich und bürgerlich zu Muthe wäre, wie hier. Vornehmlich ist es aber gar zu angenehm, unter lauter heitern Gesichtern zu leben, selbst eins mit zu machen und alle Menschen auf der Straße zu kennen. Nun habe ich mein Concert vor mir, das die Hände voll zu thun giebt; meine Bekannten, die mich jeden Augenblick im Arbeiten stören; das schöne Wetter, das Einen zum Ausgehen verlockt; die Copisten, die Einen wieder zum Zuhausebleiben nöthigen, — das Alles macht das angenehmste, bewegteste Leben. Mein Concert hat müssen verschoben werden des Octoberfestes wegen, das nächsten Sonntag anfängt und die ganze nächste Woche dauert Es ist da jeden Abend Theater und Ball, an kein Orchester und keinen Saal zu denken. Am Montag, den 17ten, Abends um $^1/_2$7 denkt aber an mich: da geht es los mit 30 Geigen und doppelten Blaseinstrumenten. Die C moll-Symphonie macht den Anfang des ersten, und der Sommernachtstraum den des zweiten Theils. Der erste schließt mit meinem neuen G moll-Concert, und zum Schluß des zweiten muß ich leider phantasiren. Das thue ich, glaubt mir, nicht gerne; aber die Leute bestehen darauf. Bärmann hat sich entschlossen wieder zu spielen; Breiting, die Vial, Loehle, Bayer und Pellegrini heißen die Sänger, die ein Ensemblestück ausführen; Schauplatz im großen Odeonsaal zum Besten der Münchener Armenpflegschaft; der Magistrat fordert das Orchester, und der Bürgermeister die Sänger einzeln auf. Jeden Morgen habe ich nun

dafür zu schreiben, zu corrigiren, zu instrumentiren; so wird es 1 Uhr; da gehe ich nach der Kaufingergasse in Scheidel's Kaffeehaus, wo ich alle Gesichter schon auswendig kenne und die Leute jeden Tag in derselben Stellung finde: Zwei Schach spielend, Drei zusehend, Fünf Zeitung lesend, Sechs zu Mittag essend, und ich bin der Siebente. Nach Tische kommt dann gewöhnlich Bärmann, holt mich ab, und wir machen Concertbesorgungen mit einander oder gehn spazieren zu einem Bier und Käse; dann geht es wieder nach Hause und wird gearbeitet. Abends habe ich diesmal zwar durchaus alle Gesellschaften abgelehnt; habe aber doch so viel angenehme Häuser, wo ich uneingeladen hinkomme, daß ich selten bis nach Acht in meiner Parterrestube Licht habe. Ich wohne nämlich sehr ebener Erde in einem Zimmer, das sonst ein Laden war, so daß ich mit einem Schritt wieder auf der Straße bin, wenn ich die Fensterladen vor der Glasthüre aufriegle. Wer gerade vorbeikommt, guckt in's Fenster herein und sagt guten Morgen. Neben mir wohnt ein Grieche, der Clavier lernt, der ist gräßlich; aber die Wirthstochter, die sehr schlank ist und ein silbernes Ringelhäubchen trägt, ist desto hübscher. Jede Woche dreimal, Nachmittags um 4 Uhr, ist Musik bei mir. Da kommen nämlich Bärmann, Breiting, Staudacher, der junge Poißl u. m. a. zu mir und machen einen musikalischen Pickenick. Ich lerne dabei die Opern kennen, die ich bisher unverzeihlicherweise weder gehört noch gesehen habe, wie Lodoiska, Faniska, Medea; auch Preciosa, Abu-Hassan ꝛc.; — die Partituren leiht uns das Theater. Am Mittwoch Abend aber, da hatten wir einen großen Witz. Es waren mehrere Wetten verloren worden, die von uns Allen mitgenossen werden sollten, und von Vorschlag zu Vorschlag kamen wir endlich dahin, eine musikalische Soirée auf meinem Zimmer zu geben und alle Honoratioren dazu einzuladen. So wurde es eine Liste von gegen 30 Personen; diverse kamen noch uneingeladen und ließen sich vorstellen. An Platz fehlte es sehr; wir wollten erst einige Leute auf's Bett placiren, indessen gingen viele geduldige Schafe in mein kleines Zimmer hinein; das Ding war unglaublich animirt und gelungen. Auch E.. war da, — süß, wie nie, schmelzend vor Wonne, Dichterglut und grauen Strümpfen, kurz: unnachahmlich langweilig. —

Erst spielte ich mein altes Hmoll-Quartett; dann sang Breiting Adelaïde; dann spielte Herr S. Violinvariationen (blamirte sich aber sehr); dann spielte Bärmann das erste Quartett von Beethoven (F dur), das er für zwei Clarinetten, Bassethorn und Fagott arrangirt hatte; dann kam eine Arie aus Euryanthe, die wüthend da capo gerufen wurde, und zum Schluß mußte ich phantasiren, — wollte nicht, — sie machten aber solch furchtbares Gebrüll, daß ich nolens heran mußte, obwohl ich Nichts im Kopfe hatte, als Weingläser, Stühle, kalten Braten und Schinken. Nebenan bei meinen Wirthsleuten saßen die Damen Cornelius, um zuzuhören; im ersten Stock machten Schauroths eine Visite aus demselben Grunde, und auch auf der Straße und auf dem Flur standen Leute; dazu die Hitze im gedrängten Zimmer, der rasende Lärm, die bunte Gesellschaft durch einander, und wie es nun endlich zum Butterbrod und Trinken kam, da wurde es erst sehr toll; alle möglichen Brüderschaften wurden getrunken, und Gesundheiten ausgebracht; die Respectspersonen saßen mitten im Schwarm und ließen sich's wohl sein mit ihren ernsthaften Gesichtern; wir gingen erst um $^1/_2$ 2 Uhr nach Mitternacht aus einander. Den folgenden Abend kam das wahre Gegenstück; da mußte ich vor der Königin und dem Hofe spielen. Da war Alles sittsam und geschniegelt und glatt; mit jedem Ellenbogen stieß man an eine Excellenz; die schönsten, schmeichelhaftesten Redensarten flogen im Zimmer umher, und ich, der roturier, mitten darunter mit meinem bürgerlichen Herzen und meinem Katzenjammer! Ich biß mich aber heraus, so gut ich konnte, mußte am Ende auf königliche Themas phantasiren und wurde gewaltig gepriesen. Am meisten gefiel es mir, daß die Königin nach der Phantasie mir sagte: das wäre ja sonderbar, ich risse Einen ordentlich mit fort, und man könnte bei der Musik ja an nichts Anderes denken; worauf ich um Entschuldigung bat — wegen des Fortreißens.

Seht Ihr, so geht mein Münchener Tag hin. Noch habe ich vergessen, daß ich jeden Tag um 12 Uhr der kleinen L . . eine Stunde im doppelten Contrapunkt, vierstimmigen Satz und dergl. gebe, wobei ich mir wieder recht vergegenwärtige, wie confus und dumm die meisten Lehrer und Bücher darüber sprechen, und wie klar das ganze Ding ist, wenn man es klar darstellt.

Sie ist mir eine der liebsten Erscheinungen, die ich je gesehn. Denkt Euch ein zartes, kleines, blasses Mädchen mit edeln, aber nicht schönen Zügen, so interessant und seltsam, daß schwer von ihr wegzusehen ist, und all' ihre Bewegungen und jedes Wort voll Genialität. Die hat nun die Gabe, Lieder zu componiren und sie zu singen, wie ich nie Etwas gehört habe; es ist die vollkommenste musikalische Freude, die mir bis jetzt wohl zu Theil geworden ist. Wenn sie sich an das Clavier setzt und solch ein Lied anfängt, so klingen die Töne anders, — die ganze Musik ist so sonderbar hin und her bewegt, und in jeder Note das tiefste, feinste Gefühl. Wenn sie dann mit ihrer zarten Stimme den ersten Ton singt, da wird es jedem Menschen still und nachdenklich zu Muthe, und jeder auf seine Weise durch und durch ergriffen. Könntet Ihr nur die Stimme hören! So unschuldig und unbewußt schön und so aus der innersten Seele heraus und doch so sehr ruhig! Voriges Jahr waren alle die Anlagen wohl schon da; sie hatte kein Lied geschrieben, worin nicht irgend ein sonnenklarer Zug von Talent war, und da trommelten M— und ich zuerst Lärmen in der Stadt unter den Musikern; es wollte uns aber keiner so recht glauben. Seitdem aber hat sie den merkwürdigsten Fortschritt gemacht. Wen die jetzigen Lieder nicht packen, der fühlt überhaupt gar Nichts, und so ist es nun gar leider Mode geworden, das kleine Mädchen um Lieder zu bitten, ihr die Lichter vom Clavier fortzunehmen, um sich an ihrer Melancholie in Gesellschaft zu freuen. Das bildet einen bösen Contrast, und mehreremals, wenn ich nach ihr auch Etwas spielen sollte, war ich es nicht im Stande und ließ die Leute ablaufen. Denn es ist möglich, daß sie von all' dem Gerede noch verdorben werden kann, weil Niemand neben ihr steht, der sie verstehn oder leiten könnte, und weil sie selbst sonderbarer Weise noch ganz ohne musikalische Bildung ist, Weniges kennt, kaum gute Musik von schlechter unterscheiden kann und eigentlich außer ihren eigenen Sachen Alles wunderbar schön findet. Käme sie zu einer Art Zufriedenheit mit sich selbst, so wäre es gleich vorbei. Ich habe nun das Meinige gethan und die Eltern und sie selbst auf's Eindringlichste gebeten, die Gesellschaften zu vermeiden und so etwas Göttliches nicht vergehn zu lassen. Der Himmel gebe nur, daß es helfen möge. Vielleicht schicke ich Euch,

Ihr Schwestern, bald einige ihrer Lieder, die sie mir aus Dankbarkeit abgeschrieben hat, weil ich sie lehre, was sie eigentlich schon von Natur weiß, und sie ein wenig zur guten und ernsthaften Musik angehalten habe.

Auch spiele ich täglich eine Stunde Orgel; kann aber leider nicht üben, wie ich wollte, weil das Pedal um fünf hohe Töne zu kurz ist, so daß man keine Seb. Bach'sche Passage darauf machen kann. Aber es sind wunderschöne Register darin, mit denen man Choräle figuriren kann; da erbaue ich mich denn am himmlischen strömenden Ton des Instruments; namentlich, Fanny, habe ich hier die Register gefunden, mit denen man Seb. Bach's „Schmücke dich, o liebe Seele" spielen muß. Es ist, als wären sie dazu gemacht, und klingt so rührend, daß es mich allemal wieder durchschauert, wenn ich es anfange. Zu den gehenden Stimmen habe ich eine Flöte, 8 Fuß, und eine ganz sanfte, 4 Fuß, die nun immer über dem Choral schwebt, — Du kennst das schon von Berlin her. Aber zum Choral ist ein Clavier da, das lauter Zungenregister hat, und da nehme ich denn eine sanfte Hoboe, ein Clairon, sehr leise, 4 Fuß, und eine Viola. Das zieht den Choral so still und durchdringend, als wären es ferne Menschenstimmen, die ihn aus Herzensgrund singen.

Sonntag, Montag und Dienstag, wenn Ihr diesen Brief empfangen habt, bin ich auf der Theresienwiese mit 80,000 andern Leuten zusammen; denkt da an mich und lebt mir wohl und bleibt so.

Felix.

An seinen Vater.

München, den 18. October 1831.

Lieber Vater!

Verzeihe mir, daß ich so lange nicht geschrieben; die letzten Tage vor dem Concert vergingen aber in solcher Verwirrung und Geschäftigkeit, daß ich nicht zur Ruhe kommen konnte;

und da ich auch lieber erst nachher schreiben wollte, um Euch Alles zu erzählen, so ist die lange Pause zwischen diesem und dem vorigen Briefe entstanden. Ich schreibe gerade an Dich, weil ich so sehr lange keine Zeile von Deiner Hand erhalten habe; da wollte ich Dich bitten, mir doch bald wieder ein paar Worte zu schicken; nur eben, daß Du wohl bist und mich grüßen läßt. Du weißt ja, wie es mich immer erfrischt und glücklich macht; darum nimm mir nicht übel, daß ich den Brief mit den kleinen Concertdetails an Dich richte. Mutter und die Schwestern haben sie verlangt, und ich wollte Dir heut eigentlich nur sagen, wie sehr ich mir wieder einige Zeilen von Dir wünsche. Bitte, laß sie mir zukommen; es ist schon lange her!

Gestern ist denn nun mein Concert gewesen und brillanter und vergnügter ausgefallen, als ich es erwartet hatte. Das Ganze war animirt und klappte gut; das Orchester hat wunderschön gespielt, und die Armen werden eine tüchtige Einnahme haben. Ein paar Tage nach meinem vorigen Briefe ging ich in eine Generalprobe, wo das ganze Personal versammelt war, und mußte das Orchester außer der ihm zugegangenen offiziellen Aufforderung auch noch in einer zierlichen Rede vom Theater herunter mündlich einladen; — das fiel mir eigentlich am schwersten beim ganzen Concert; indeß war mir es auch recht; denn ich habe gern einmal lernen wollen, wie es einem Concertgeber zu Muthe ist, und da gehört das auch dazu. Ich stellte mich also an den Souffleurkasten und sprach sehr höflich; das Orchester nahm die Hüte ab und murmelte bejahend beim Ende meiner Anrede. Am folgenden Tage waren schon über 70 Unterschriften auf dem Circular. Gleich darauf hatte ich noch die Freude, daß der Chor einen seiner Vorsteher an mich schickte und fragen ließ, ob ich nicht auch einen Chor componirt hätte, den ich geben wolle; sie würden gern Alle unentgeltlich mitsingen. Obwohl ich nun nicht mehr als drei Stück von meiner Composition geben wollte, war mir das Anerbieten doch sehr angenehm, so wie mich überhaupt die große Theilnahme dabei am meisten gefreut hat; denn sogar die Hoboisten, die ich nehmen mußte für Engl. Baßhorn, Trompeten u. s. w., haben keinen Kreuzer bezahlt nehmen wollen, und wir hatten über 80 Spieler im Orchester. — Es kamen nun all' die kleinen fatalen Besorgungen der Anzeigen, Billete, vorläufi-

gen Proben ꝛc., und noch dazu war es die Woche des Octoberfestes. Wenn in München sonst schon die Tage und die Zeit so schnell forteilen, daß man am Ende immer zweifeln möchte, ob sie wirklich da gewesen seien, so ist das im Octoberfeste erst recht der Fall. Man geht da jeden Nachmittag um 3 Uhr auf die weite, grüne Theresienwiese hinaus, wo es von Menschen wimmelt, und kommt vor Abend nicht fort; denn überall giebt es Bekannte und Etwas zu sprechen oder zu sehen: einen Wunderochs, ein Scheibenschießen, ein Wettrennen, schöne Ringelhäubchen u. a. m. Was man zu besorgen hat, kann man da abmachen; denn die ganze Stadt ist draußen auf der Wiese, und erst wenn die Nebel anfangen aufzusteigen, bewegt sich der Schwarm wieder nach den Frauenthürmen zu. Dabei sind alle Menschen in Bewegung, laufen hin und her, — die Schneeberge in der Ferne so klar und friedlich, daß sie immer wieder einen kommenden frohen Tag versprachen und hielten; — und was die Hauptsache ist: lauter lustige, unbesorgte Gesichter, ein paar Deputirte etwa ausgenommen, die ihren Kaffee im Freien zu sich nahmen und weiter über den jammervollen Zustand des Landes sprachen, während das Land um sie herumsteht und heiter aussieht. Wenn der König am ersten Tage die Preise selbst austheilt, vor jedem Preisgewinner den Hut abnimmt, den Bauern die Hand giebt, oder sie am Arme packt und schüttelt, so finde ich es zwar an sich selbst eigentlich ganz recht, wie überhaupt die Geselligkeit hier im Äußerlichen weniger gesondert ist; ob es aber innen tief geht, darüber wollen wir einmal mündlich sprechen. Ich bleibe bei meiner ersten Meinung, doch ist es wenigstens gut, daß der lächerliche Etiquettenzwang äußerlich nicht beachtet wird; es ist doch immer Etwas. — Sonnabend früh war meine erste Probe. Wir hatten etwa 32 Geigen, 6 Contrabässe, doppelte Blaseinstrumente ꝛc. Weiß es Gott aber, wie es kam: die Probe ging schlecht: ich mußte an meiner C moll-Symphonie allein zwei Stunden probiren. Mein Concert wollte gar nicht klappen; den Sommernachtstraum konnten wir nur einmal in aller Eile durchprobiren, so daß ich ihn sogar von den Zetteln zurücknehmen wollte, was Bärmann aber durchaus nicht zugab und mich versicherte, sie würden es schon besser machen. Ich mußte also die zweite Probe mit Sorgen abwar-

ten; indeß war zum Glück Sonntag Abend ein großer Ball, wo es sehr nett war, und ich hier wieder lustig wurde, so daß ich am folgenden Morgen höchst plaisirlich in die Generalprobe kam, mich gar nicht genirte, sondern gleich mit der Ouvertüre anfing, — sie unaufhörlich probirte, bis sie ging, und es mit meinem Concert ebenso machte, so daß die ganze Probe sehr gut ablief. Abends, als ich hinging und den Lärm von den Wagen hörte, bekam ich rechte Lust an der ganzen Geschichte; um $^1/_2$7 Uhr kam der Hof, ich nahm mein kleines englisches Taktstöckchen und dirigirte meine Symphonie. Das Orchester spielte prächtig, mit einer Liebe und einem Feuer, wie ich es noch nie unter mir habe gehen hören; die Forte krachten alle, und das Scherzo war sehr fein und leicht. Es gefiel auch den Leuten sehr, und der König klatschte immer vor. Dann sang mein dicker Freund Breiting die As dur-Arie aus Euryanthe, und das Publikum rief da capo, wurde lustig und hatte einen guten Geschmack. Breiting war glücklich, sang mit Begeisterung und ganz wunderschön. Dann kam ich zu meinem Concert, wurde sehr lebhaft und lange empfangen, das Orchester begleitete gut, und die Composition war auch toll genug; es machte den Leuten viel Vergnügen; sie wollten mich nachher hervorklatschen, wie es hier Mode ist; aber ich war bescheiden und kam nicht. Im Zwischenact packte mich der König, lobte mich sehr und fragte nach allem Möglichen, auch, ob ich mit Bartholdy verwandt sei, in dessen Wohnung in Rom er noch immer gehe, weil das die Wiege der neueren Kunst sei* u. s. w. — Der zweite Theil fing mit dem Sommernachtstraum an, der ganz vortrefflich ging und auch vielen Eindruck machte. Dann spielte Bärmann, und dann kam das Finale in A dur aus Lodoiska; Beides habe ich aber nicht gehört, weil ich mich im Nebenzimmer etwas verdampfen mußte. — Als ich zur Phantasie kam, wurde ich wieder sehr empfangen; der König hatte mir Non più andrai als Thema gegeben, und da mußte ich denn darauf phantasiren. Ich habe mich recht in meiner Meinung bestärkt, daß es ein Unsinn sei, öffentlich zu phantasiren. Mir ist selten so närrisch zu Muthe gewesen, als wie ich mich da hinsetzte, um meine Phantasie dem Publikum zu pro-

* Siehe den Brief aus Rom vom 1. Februar 1831 S. 117.

duciren. Die Leute waren sehr zufrieden, wollten mit Klatschen gar nicht endigen, — riefen mich heraus, — die Königin sagte mir alles Verbindliche; aber ich war ärgerlich; denn mir hatte es mißfallen, und ich werde es öffentlich nicht wieder thun; es ist ein Mißbrauch und ein Unsinn zugleich. — Das war also mein Concert am 17ten, das nun hinter mir liegt. Es waren gegen 1100 Menschen drin, und so können die Armen zufrieden sein. Nun aber genug davon. Lebt Alle wohl und seid glücklich!

Felix.

An seinen Vater.

Paris, den 19. December 1831.

Lieber Vater!

Für Deinen Brief vom 7ten nimm meinen herzlichsten Dank. Wenn ich auch in einigen Punkten noch nicht so ganz verstehe, wie Du es meinst, oder mir es anders denke, so hoffe ich doch, daß sich das Alles von selbst macht, wenn wir mehr darüber reden, und Du mir erlaubst, wie bisher, meine Ansicht geradehin zu sagen. Es betrifft dies nämlich die Idee, die Du mir angiebst, mir von einem französischen Dichter einen Text machen zu lassen und ihn übersetzt für die Münchener Bühne zu componiren*.

Vor allen Dingen muß ich Dir sagen, wie herzlich leid es mir thut, daß Du mir erst jetzt Deine Ansicht über diesen Punkt eröffnet hast. Ich war in Düsseldorf, wie Du weißt, um über die Sache mit Immermann zu sprechen; er war bereitwillig, nahm es an, hat mir das Gedicht spätestens zu Ende Mai versprochen, und so sehe ich die Möglichkeit nicht ein, wieder zurückzutreten; möchte es auch nicht, da ich zu ihm Vertrauen habe. Es ist mir unmöglich gewesen, auch nur zu ahnen, was Du mir in Deinem letzten Briefe von Immer-

* Felix Mendelssohn hatte bei seinem Aufenthalt in München von der dortigen Intendanz den Auftrag erhalten, eine Oper für das Münchener Theater zu componiren.

mann und seiner Unfähigkeit, eine Oper zu schreiben, sagst. Kann ich auch darin Deine Meinung bis jetzt nicht theilen, so wäre es doch meine Pflicht gewesen, Nichts eher zu thun, als bis Du damit ausdrücklich einverstanden warst; ich hätte die Sache brieflich von hier aus abmachen können u. s. w. Ich glaubte aber vollkommen zu Deiner Zufriedenheit zu handeln, wenn ich ihm mein Anliegen eröffnete. Dazu kam nun noch, daß ich mich nach neueren Sachen, die er mir vorlas, nochmals überzeugt hatte, daß er wirklich ein Dichter sei; ferner daß ich mich bei gleicher Wahl immer lieber für den deutschen als den französischen Text entscheiden würde, und endlich, daß er ein Sujet genommen hat, welches mir lange schon im Sinne war und welches auch (wenn ich nicht irre) Mutter zu einer Oper sich gewünscht: den „Sturm" von Shakespeare. So war ich denn sehr froh darüber, und es sollte mich nun doppelt gereuen, wenn Ihr nicht einverstanden wäret mit Dem, was ich gethan. Auf jeden Fall aber bitte ich Dich, mir deshalb nun nicht böse zu sein; besonders aber, gegen das Werk dadurch nicht mißtrauisch zu werden oder die Freude daran zu verlieren. Nach Allem, wie ich Immermann kenne, habe ich Grund, einen vortrefflichen Text zu erwarten. Was ich von seiner Einsamkeit sagte, bezieht sich nur auf sein inneres Leben und Treiben; sonst weiß er sehr genau, wie es in der Welt jetzt zugeht, was die Leute wollen, wieviel man ihnen geben soll; — vor allen Dingen aber ist er ein Künstler, das ist die Hauptsache. Doch brauche ich nicht zu sagen, daß ich keinen Text componiren kann und werde, den ich nicht für gut halte, und der mich nicht erwärmt. Dazu gehört denn auch sehr wesentlich, daß Ihr damit einverstanden seid. Ich werde mir ihn genau überlegen, ehe ich an die Musik gehe; namentlich das Dramatisch-Interessirende oder (im guten Sinn) das Theatralische daran werde ich Euch natürlich sogleich mittheilen, kurz, die Sache so ernsthaft nehmen, wie sie ist. Aber der erste Schritt ist gethan, und wie leid es mir thun würde, wenn er Dir nicht recht wäre, kann ich nicht sagen.

Doch tröstet mich zunächst Eins, nämlich, daß ich bis jetzt mir sagen muß, ich würde wieder so handeln, wenn es frei von mir abhinge, obgleich ich nun von den französischen Gedichten Manches und im besten Lichte habe kennen lernen. Verzeihe

mir, wenn ich auch darüber geradezu spreche, wie ich es mir denke. Einen französischen Text übersetzt zu componiren, scheint mir aus mehreren Gründen nicht ausführbar. Vor allen Dingen ist mir, als billigtest Du sie mehr nach dem Erfolg, den sie haben, als nach ihrem wirklichen Werthe. Auch weiß ich mich zu erinnern, wie unzufrieden Du mit dem Sujet der Stummen, einer verführten Stummen, des Wilhelm Tell, der mit Kunst langweilig gemacht ist, u. s. w. gewesen bist. Der Erfolg aber, den sie über ganz Deutschland haben, hängt gewiß nicht davon ab, daß sie gut oder dramatisch sind; denn Tell ist keins von beiden: sondern davon, daß sie aus Paris kommen und dort gefallen haben. Allerdings ist ein Weg, in Deutschland anerkannt zu werden, der über Paris und London; doch ist er nicht der einzige; das beweist nicht allein der ganze Weber, sondern sogar auch Spohr, dessen „Faust" jetzt hier zur klassischen Musik gerechnet und nächste Saison in der großen Oper in London gegeben wird. Ich könnte ihn auch auf keinen Fall einschlagen, da mir meine große Oper für München bestellt ist, und ich den Auftrag angenommen habe. Versuchen will ich es also in Deutschland und dort leben und wirken, so lange ich da wirken und mich erhalten kann; denn das ist freilich die erste Pflicht. Kann ich Das nicht, so muß ich wieder fort und nach London oder Paris, wo es leichter geht. Kann ich es aber in Deutschland, so sehe ich freilich, wie man anderswo besser bezahlt und mehr geehrt wird, auch freier und lustiger lebt, wie man aber in Deutschland immer fortschreiten, arbeiten und niemals ausruhen muß. Und zum Letzten halte ich mich. Jeder der neuen hiesigen Texte, zum erstenmale in Deutschland auf die Bühne gebracht, würde meiner Überzeugung nach nicht den geringsten Erfolg gehabt haben. Dazu kommt noch, daß der Hauptpunkt bei ihnen Allen gerade einer von denen ist, in denen man, wenn sie auch die Zeit verlangt, und wenn ich auch vollkommen einsehe, daß man im Ganzen genommen mit der Zeit, nicht gegen sie gehen müsse, sich ihr geradezu entgegen stellen soll: es ist der der Unsittlichkeit. Wenn in Robert le diable die Nonnen eine nach der andern kommen und den Helden zu verführen suchen, bis es der Äbtissin endlich gelingt; wenn der Held durch einen Zauber in's Schlafzimmer seiner Geliebten kommt und sie zu Boden wirft in einer Gruppe,

über die das Publikum hier klatscht und in ganz Deutschland vielleicht nachklatschen wird, und wenn sie ihn dann in einer Arie um Gnade bittet; wenn in einer andern Oper das Mädchen sich auskleidet und dabei ein Lied singt, wie sie morgen um diese Zeit verheirathet sein werde: — es hat Effect gemacht, aber ich habe keine Musik dafür. Denn es ist gemein, und wenn Das heut die Zeit verlangte und nothwendig fände, so will ich Kirchenmusik schreiben. Überdies scheint mir noch ein anderer Grund vorhanden zu sein, weshalb es unausführbar ist, nämlich: kein französischer Dichter wird sich dazu hergeben. Es ist schon nicht leicht, von einem von ihnen einen Text für die hiesige Bühne zu haben; denn alle die besseren sind überladen mit Bestellungen. Doch glaube ich, daß ich mir allenfalls einen verschaffen wollte. Aber für ein deutsches Theater einen Text zu schreiben, würde ihnen nie einfallen. Erstlich läge es so viel näher, die Oper hier zu geben, und wäre auch um so viel vernünftiger; zweitens würden sie nicht für andere Bühnen, als französische, schreiben wollen, weil sie sich wohl kaum eine andere denken können. Hauptsächlich aber wäre es unmöglich, ihnen ein Honorar zu verschaffen, wie sie es hier von den Theatern und aus der part d'auteur ziehen. — Verzeihe mir nun aber, daß ich meine Meinung so gerade heraus gesagt habe. Du hast es mir sonst in den Gesprächen immer erlaubt; so hoffe ich, wirst Du es mir auch diesmal nicht übel deuten und meine Ansicht durch Mittheilung der Deinigen berichtigen.

Dein

Felix.

An seine Schwester Rebecka.

Paris, den 20. December 1831.

Liebe Rebecka!

Gestern war ich in der Deputirtenkammer; davon muß ich Dir erzählen. Aber was geht Dich die Deputirtenkammer an? Es ist ein politisches Lied, und Du willst lieber wissen, ob ich keine Liebes-, Braut- oder Hochzeitslieder gemacht

habe. Aber das ist eben schlimm; hier werden keine andern Lieder componirt, als politische; ich glaube, ich habe in meinem Leben nicht zwei so unmusikalische Wochen zugebracht, wie diese; mir ist gewesen, als sollte ich nie wieder an's Componiren denken; das kam Alles vom juste milieu; und wenn man mit den Musikern ist, wird es erst gar arg; denn die streiten nicht einmal über Politik, sondern jammern darüber. Dem Einen ist seine Stelle, dem Andern sein Titel, dem Dritten sein Geld genommen, und das kommt Alles, wie sie sagen, vom milieu. Gestern habe ich also das „milieu" gesehen; es trug einen hellgrauen Überrock, sah nobel aus und saß obenan auf der Ministerbank. Es wurde aber sehr hart angegriffen von Herrn Mauguin, der eine lange Nase hat. Im Ernst, Du machst Dir nichts daraus, das kann Dir aber nichts helfen. Ich muß einmal mit Dir plaudern, und wenn ich in Italien faul, in der Schweiz burschikos, in München ein Bier- und Käsevertilger war, so muß ich in Paris politisiren. Ich wollte viel Symphonien machen, Lieder für allerlei Damen in Frankfurt, Düsseldorf und Berlin. Aber bis jetzt ist davon keine Rede. Paris dringt sich auf, und da ich vor allen Dingen jetzt Paris sehen muß, so sehe ich's eben und bin stumm. Übrigens friere ich auch; das schadet wieder. Das Zimmerchen ist nicht zu erheizen, und erst am Neujahrstage bekomme ich ein anderes, warmes. In solch kleinem, finsterem Parterreloch, auf einen schmalen, feuchten Garten sehend, wo Einem die Füße kalt sind, wer soll da Musik machen? Es ist bitterkalt; für einen Italiener, wie ich, doppelt fühlbar, und draußen singt Einer zur Guitarre ein politisches Lied. Ich lebe übrigens, wie ein Heide; Abends und Mittags aus; heut bei Baillot, morgen bei einer mit Bigots befreundeten Familie, übermorgen Valentin, Montag Fould, Dienstag Hiller, Mittwoch Gérard und so schon die ganze vorige Woche. Die Vormittage lauf' ich auf's Louvre und sehe mir die Raphaels und meinen Tizian an; man möchte sich ein Dutzend Augen mehr zu einem solchen Bild wünschen. Gestern war ich in der Pairskammer, die über ihre eigene Erblichkeit gutachtete, und sahe Herrn Pasquier's Perrücke; vorgestern machte ich musikalische Visiten beim brummigen Cherubini und dem freundlichen Herz. Es steht ein großes Schild am Hause: Manufacture de pianos

par Henri Herz, marchand de modes et de nouveautés. Ich dachte, das gehöre zusammen, übersah, daß es zwei verschiedene Schilder waren, und ging unten hinein, wo ich in Flor, Kanten und Spitzen gerieth und sehr verdutzt nach den Pianos fragte. Oben warteten eine Menge Schülerinnen mit fleißigen Gesichtern; ich stellte mich an's Kamin und las Eure lieben Berichte von Vaters Geburtstag und so fort; dann kam das Herz'chen und gab seinen Schülerinnen Audienz. Wir liebten uns, gedachten alter Zeiten und bestreuten uns gegenseitig mit großem Lob. Auf seinen Pianos steht: „Médaille d'or, exposition de 1827"; das imponirte mir. Ich ging von da zu Erard, probirte die Instrumente dort und bemerkte, daß mit großen Buchstaben darauf stand: Médaille d'or, exposition de 1827". Nun hatte ich schon weniger Respect. Zu Hause machte ich gleich mein eigenes Pleyel'sches Instrument auf, und richtig stand auch darin mit großen Buchstaben: „Médaille d'or, exposition de 1827". Das Ding ist wie ein Hofrathstitel; aber es ist bezeichnend. Man sagt, die Kammer werde nächstens folgende Proposition discutiren: „Tous les Français du sexe masculin ont dès leur naissance le droit de porter l'ordre de la légion d'honneur". und nur durch besondere Verdienste könne man die Erlaubniß erhalten, ohne den Orden zu erscheinen. Man sieht wirklich keinen Mann auf der Straße ohne irgend ein buntes Band: da hört die Auszeichnung auf. A propos! Soll ich mich in ganzer Figur lithographiren lassen? Du magst antworten, was Du willst, so thue ich es nicht. Denn an einem Nachmittag unter den Linden, als ich vor Schenk's Laden stand und mir H..'s und W..'s Lithographien ansah, gelobte ich mir mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört, daß ich mich niemals aufhängen lassen wollte, eh' ich nicht ein großer Mann geworden sei. In München war die Versuchung stark; da wollten sie mich mit einem Carbonari drapiren, ein Facsimile darunter und einen stürmischen Himmel als Hintergrund; aber ich bin glücklich durchgekommen mit meinem Princip. Hier ist's wieder verführerisch, noch dazu machen sie es gar zu ähnlich; aber ich bleibe dabei, und wenn ich am Ende gar kein großer Mann werde, so ist die Nachwelt zwar um ein Portrait, aber auch um eine Lächerlichkeit ärmer. —

Nun ist es der 24ste geworden, und gestern Abend bei Baillot war es hübsch. Der Mann spielte wunderschön, hatte eine sehr musikalische Gesellschaft von aufmerksamen Damen und begeisterten Herren zusammen gebeten, und ich habe mich selten in einer Soirée so gut amüsirt und so viel Ehre gehabt; denn mein Es dur-Quartett an B. P. in Paris von Baillot und seinem Quartett zu hören machte mir wirklich die größte Freude; er hat es mit Feuer und Lust angepackt. Den Anfang machte ein Quintett von Boccherini, eine Perrücke, aber mit einem ganz liebenswürdigen alten Herrn darunter; dann forderten die Leute eine Sonate von Bach. Wir nahmen die aus A dur. Mir dämmerten sehr alte Töne dabei auf, wie sie Baillot mit Mme. Bigot* spielte; wir trieben Einer den Andern vorwärts; das Ding wurde lebendig und machte uns Beiden und den Leuten so viel Spaß, daß wir gleich die aus E dur darauf setzten und nächstens die vier andern vornehmen wollen. Nun sollte ich allein spielen; dachte, mir müßte eine Phantasie gelingen, und die gelang mir auch wirklich ganz gut. Beim Ernst waren die Leute nun einmal; so konnte ich drei Themas aus den vorigen Sonaten nehmen und sie nach Herzenslust durchkneten; es machte den Leuten unglaubliches Vergnügen; sie schrieen und klatschten nachher wie toll. Darauf kam nun Baillot und legte mein Quartett auf; die ganze Manier hatte etwas so ungemein Freundliches, daß ich mich doppelt darüber freute, besonders da er beim Entgegenkommen und sonst im Allgemeinen ziemlich kalt und durch die Verluste seiner Stellen etwas gedrückt schien. Eine Menge alter Gestalten erschienen wieder, fragten nach Euch Allen und wußten mancherlei Geschichten von damals zu erzählen. Als ich vor zwei Jahren im Winter durch Louvain kam mit dem Liederspiel im Kopf und meinem kranken Knie**, hielt ich mich im Hof an einem messingenen Pumpenschwengel, um nicht zu fallen; und als ich dies Jahr auf derselben unbequemen Post mit eben solchen bezopften Postillonen dahin kam, da hatte ich

* Mendelssohn's Clavierlehrerin in Paris, als die Familie im Jahre 1816 daselbst eine Zeitlang lebte.

** Mendelssohn war im Jahre 1829 in London mit einem Cabriolet umgeworfen und ernsthaft am Knie beschädigt worden.

Liederspiel und Knie und ganz Italien hinter mir, und der Pumpenschwengel hing genau so zierlich geputzt und so reinlich da, hatte auch 1830 erlebt und alle Revolutionsstürme im Ort, war aber gar nicht verändert. Das ist sentimental. Vater darf es nicht lesen; denn es ist die alte Geschichte von Vergangenheit und Gegenwart, über die wir eines schönen Abends stritten, und die mir hier bei jedem Schritt und vielen Menschen wieder einfällt; bei der Madeleine, wo es zu Tante J.. ging, — beim Hôtel des Princes, bei der Gallerie, die mir Vater vor 15 Jahren zeigte, bei bunten Schildern, die mir damals Eindruck machten und nun schabig und braun geworden sind, u. s. w. Noch dazu ist heut Abend Heiligabend; der wird gleichgültig werden und Neujahrsabend auch. — Aber so Gott will, soll es das nächste Jahr anders aussehen, und ich will nicht wieder am Heiligabend, wie heut, in die Oper gehen, um Lablache und Rubini zum erstenmale zu hören. Ach Gott, ich mache mir wenig daraus! — Nußknacker und Äpfel wären mir heut lieber, und ob das Orchester eine so schöne Symphonie spielen wird, wie meine Kindersymphonie, frägt sich sehr*. Man muß heut so vorlieb nehmen. Dies modulirt aber in's Moll, ein Vorwurf, den man überhaupt der école Allemande macht, und da ich mich von der lossage, so meinen die Franzosen, ich sei cosmopolite. Davor bewahre mich aber Gott! Und nun lebt wohl! Tausend Grüße von Bertin de Vaux, Girod de l'Ain, Dupont de l'Eure, Tracy, Sacy, Passy, und anderen guten Bekannten. Eigentlich wollte ich Dir in diesem Briefe erzählen, wie Salverte die Minister anklagte, während auf dem Pont-neuf ein kleines Aufrührchen war, wie ich mit Franck in der Kammer zwischen lauter Saint-Simonianern saß, — wie Dupin Witze machte; aber es geht nicht mehr hin. Ein andermal! — Seid glücklich und froh heut Abend und denkt auch an die Brüder.

Felix.

---

* Eine von Mendelssohn für die Familienweihnachtsfeier im Jahre 1829 componirte sogenannte Kindersymphonie.

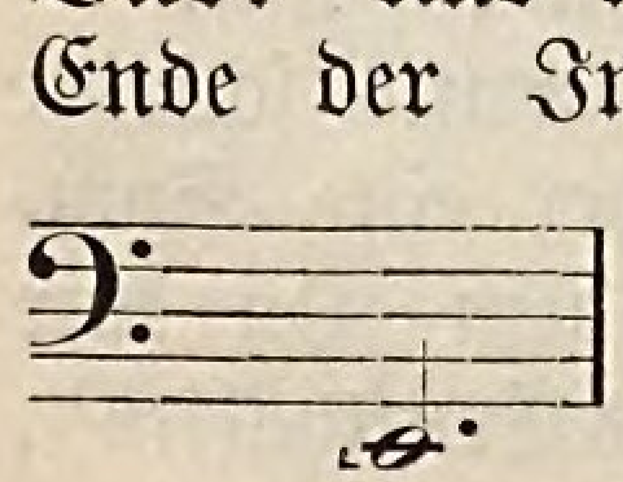
An Fanny Hensel in Berlin.

Paris, den 28. December 1831.

Liebe Frau Fanny!

Seit drei Monaten will ich Dir einen Musikerbrief schreiben, aber das Aufschieben rächt sich; denn jetzt, da ich 14 Tage hier bin, weiß ich gar nicht, ob ich es überhaupt noch kann. Es ist mir hier schon nach allem Möglichen zu Muthe geworden; nach einem neugierigen, verwunderten Reisenden, nach einem Stutzer, nach einem Franzosen, gestern sogar nach einem Pair von Frankreich, — aber nach einem Musiker noch nicht. — Vielleicht bleibt Das überhaupt ganz aus; denn mit der Musik scheint es hier üble Aspecten zu nehmen. Die Concerte des Conservatoriums, um die es mir doch hauptsächlich zu thun war, finden wahrscheinlich gar nicht statt, weil die Commission des Ministeriums der Commission der Gesellschaft die Commission geben wollte, einer Commission von Professoren einen Theil der Einnahme abzutreten, worauf die Commission des Conservatoriums der Commission des Ministeriums geantwortet hat, sie möge sich hängen lassen (suspendiren), und nun wollten sie gar nicht. Die Journale machen hierüber bittere Bemerkungen, die Du nicht nachzulesen brauchst, weil sie bei Euch verboten sind, — verlierst auch Nichts daran; die Opéra comique ist banquerott und hat relâche, seit ich hier bin; in der großen Oper werden lauter kleine gegeben, die mich amüsiren, aber sonst weder stören, noch anregen; — „Armide" war die letzte große Oper; aber sie geben sie in drei Acten, und es sind zwei Jahre her. — Choron's Institut ist eingegangen; die königliche Capelle ist ausgegangen, wie ein Licht; in ganz Paris ist jetzt Sonntags keine Messe zu hören, ausgenommen mit Serpents begleitet. Die Malibran tritt nächste Woche zum letztenmale auf. — „Gut, sagst Du, so zieh Dich in Dich selbst zurück und schreibe Deine Musik auf „Ach Gott, vom Himmel" oder eine Symphonie oder Dein neues Violinquartett, von dem Du mir in Deinem Briefe vom 28sten sagst, oder sonst was Ernsthaftes";

— aber Das geht noch viel weniger; denn was draußen geschieht, ist Alles gar zu interessant, zieht nach Außen, giebt zu denken und zu erinnern, frißt alle Zeit. So war ich gestern in der Pairskammer und zählte die Stimmen mit, die ein uraltes Vorrecht entzweischlugen; gleich nachher mußte ich aber in's Théâtre-français laufen, wo seit mehr als einem Jahre die Mars zum erstenmale wieder auftrat (sie ist über alle Begriffe lieblich; eine Stimme, die nie so schön wiederkehren kann, bringt Einen zum Weinen, und man freut sich dabei); heut muß ich die Taglioni wieder einmal sehen, die mit der Mars zusammen zwei Grazien ausmacht (finde ich auf meinen Reisen die dritte, so heirathe ich sie!); nachher muß ich in Gérard's classischen Salon. So hörte ich neulich Lablache und Rubini, nachdem Odilon Barrot sich mit dem Ministerium gekabbelt hatte; so war ich bei Baillot, nachdem ich Morgens die Bilder im Louvre gesehen hatte: — wer soll sich da in sich zurückziehen? Draußen ist's viel zu hübsch. Nun kommen aber Momente, wie am heiligen Abend in der Oper, wo Lablache schön sang, oder wie am ersten Feiertag, wo keine Glocken und keine Festtagsluft war; oder wie Paul's Brief aus London kam, der mich auf nächsten Frühling nach England zu sich und zu besagtem Frühling einladet, — da guckt man tief in sich herunter, merkt, daß das Alles eigentlich doch nur äußerlich ist, daß man weder ein Politiker, noch ein Tänzer, noch ein Schauspieler, noch ein Bel-esprit, sondern ein Musiker ist, und kriegt Courage, an sein liebes Schwesterlein einen Handwerksbrief zu schreiben. Das Gewissen schlug mir nämlich, als ich von Deiner neuen Musik las, die Du mit Umsicht zu Vaters Geburtstag dirigirt hast, und als ich mir vorwerfen mußte, Dir noch kein einziges Wort über Deine vorige gesagt zu haben; denn ohne das kommst Du bei mir nicht durch, College! Wie Teufel kannst Du Dich unterfangen, Deine G-Hörner so hoch zu setzen? Hast Du je ein G-Horn das hohe G nehmen hören, ohne daß es gequackelt hätte? Ich frage nur Dies! Und muß bei dem Einsatz der Blaseinstrumente am Ende der Introduction in selbigen Hörnern nicht offenbar



stehen, und schnarren die tiefen Hoboen ebenda-

selbst nicht alle Schäferlust und alle Blüthen weg? Weißt Du nicht, daß man einen Gewerbeschein lösen muß, um das tiefe H in den Hoboen zu schreiben, und daß er nur bei besonderen Anlässen ertheilt wird, wie z. B. bei Hexen oder einem großen Schmerz? Hat der Componist nicht augenscheinlich bei der A dur-Arie seine Singstimme mit zu vielen anderen Stimmen zugedeckt, so daß die so zarte Intention und die sonst so liebliche Melodie dieses sonst so gelungenen Tonstücks bei vielen sonstigen großen Schönheiten verdunkelt oder doch verkleinert wird? Im Ernst aber: diese Arie ist wunderschön und besonders lieblich. Aber ich habe gegen Deine beiden Chöre Etwas zu sagen, was jedoch mehr gegen den Text, als gegen Dich gerichtet ist. Die beiden Chöre sind mir nicht originell genug. — Dies klingt dumm; ich meine aber, es sei die Schuld des Textes, der eben nichts Originelles ausspricht; ein einziges Wort hätte vielleicht Alles bessern können; aber so wie er da ist, könnte er überall anders stehen: in Kirchenmusik, Cantate, Offertorium ꝛc. Wo er aber anders ist als allgemein, wie z. B. das Seufzen am Ende, da kommt er mir sentimental vor oder nicht natürlich. Die Worte des letzten Chors scheinen mir zu materiell (mit dem kraftlosen Mund und der sich regenden Zunge); nur in der Arie ist der Text im Anfang frisch und lebendig, und daraus ist Dir auch das ganze schöne Musikstück entstanden. Bei den Chören ist es natürlich immer schöne Musik, denn es ist von Dir; — aber mir ist erstlich, als könnte sie auch von einem andern guten Meister sein, und zweitens, als wäre sie nicht gerade nothwendig so, als dürfte sie auch anders componirt sein. Das liegt nun eben daran, daß die Worte keine Musik nothwendig bedingen. Das Letztere ist in meiner Musik sehr oft auch der Fall, das weiß ich wohl; indessen wenn ich auch den Balken in meinem Auge fühle, so werde ich doch gewiß ganz geschwind den Splitter aus Deinem ziehen wollen, damit er Dich nicht drückt. So ist also mein Résumé, daß ich Dich in der Wahl des Textes bedächtiger haben möchte, weil am Ende nicht Alles, was in der Bibel steht und auf das Thema paßt, Musik enthält; aber wahrscheinlich hast Du nun schon in der neuen Cantate meine Bedenken beseitigt, ohne sie zu kennen, und ich falle weg. Dann ist es desto besser, und dann mach Du mich herunter wegen Diffamation. Was aber

Deine Musik und Composition betrifft, so ist sie sehr gut für meinen Magen; der Frauenzimmerpferdefuß guckt nirgend hervor, und wenn ich einen Capellmeister kennen würde, der die Musik könnte gemacht haben, so stellte ich den Mann an meinem Hofe an. Zum Glück kenne ich aber keinen, und Dich brauche ich nicht erst am Hofe rechter Hand anzustellen, denn da bist Du schon*. Wann schickst Du mir etwas Neues und wärmst mich wieder? O thue es bald! Was mich selbst betrifft, so hatte ich kurz nach meiner Ankunft einen von jenen musikalischen Spleens, in denen man alle Musik, aber die seinige am meisten, anbrummt. Mir war so unmusikalisch, daß ich Nichts that, als essen und schlafen; und das half mir richtig. F., dem ich meine Noth klagte, baute gleich eine Theorie der Musik darauf und meinte, Das müsse so sein; ich meine aber das Gegentheil, und obwohl wir so verschieden sind und so viele Differenzen haben, wie ein Buschmann und ein Kaffer, so haben wir uns doch lieb. Auch mit L.. werde ich prächtig fertig. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann und der dilettantischste Dilettant, der mir vorgekommen. Er weiß Alles auswendig, spielt falsche Bässe dazu, und nur die Eigenschaft der Arroganz fehlt ihm; denn er ist bei seinem wirklichen Talent ganz bescheiden und zurückhaltend. Ich gehe oft zu ihm, weil er ein wohlthuender und wohlwollender Mann ist: wir würden ganz einig über alle Punkte sein, wenn er mich nicht für einen Doctrinair hielte und also gerne Politik spräche (ein Thema, das ich aus 120 Gründen vermeide; 1stens weil ich Nichts davon verstehe), und wenn er nicht gern auf Deutschland stichelte und London gegen Paris herabsetzte. Beides schadet meiner Constitution, und wer in diese Eingriffe thut, mit dem disputire ich und behaupte sie. Gestern saß ich gerade bei Deiner Musik und freute mich daran; da kam Kalkbrenner und spielte mir neue Compositionen vor. Der Mann ist ganz romantisch geworden, bestiehlt den Hiller um Themas, Ideen und dergl. Kleinigkeiten, schreibt Stücke aus Fis moll, übt alle Tage mehrere Stunden und ist nach wie vor ein geriebenes Kerlchen. Aber er fragt mich jedesmal nach „das liebe Schwester-

* Anspielung auf Fanny Hensel's Wohnung auf dem Hofe, Leipzigerstraße No. 3.

chen, das er so lieb hat, mit das schöne Talent für Composition und Spielen"; dann antworte ich jedesmal, sie habe es nicht liegen lassen, sei fleißig, und ich sei ihr sonst ganz gut, wie auch die Wahrheit ist. Und nun lebe wohl, meine liebe Frau Schwester; sei gesund, sei fröhlich und auf Wiedersehen zum neuen Jahr.

Felix.

An Carl Immermann in Düsseldorf.

Paris, den 11. Januar 1832.

Sie haben mir erlaubt, Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von mir zu geben, und seit ich hier bin, habe ich es täglich gewollt; man lebt aber in solcher Unruhe, daß ich erst heute dazu kommen kann. Wenn ich dies Treiben hier unter allem Gewühl bei tausend Zerstreuungen im fremden Volk mit Ihrem Hause im Garten und der warmen Winterstube vergleiche, so muß ich oft daran denken, wie Sie mit mir tauschen und an meiner Stelle hierher reisen wollten, und ich möchte dann, ich hätte Sie beim Wort genommen. Aber freilich müßten Sie dabei zugleich in der Winterstube geblieben sein; ich müßte im Schneewetter zu Ihnen hinaus kommen, mich in meine Ecke setzen und den Schwanritter hören; da ist wohl mehr Leben darin, als in aller Unruhe hier. Mit einem Wort, ich freue mich auf meine Rückkehr nach Deutschland; da ist zwar Alles klein und kümmerlich, wenn Sie wollen; aber es leben Menschen da, Menschen, die wissen, was Kunst ist, die nicht bewundern, nicht preisen, überhaupt nicht beurtheilen, sondern schaffen. Sie wollen davon Nichts wissen; aber das ist nur, weil Sie selbst mitten drunter sind. — Doch glauben Sie nicht, daß ich wie ein deutscher Jüngling mit langen Haaren sehnsüchtig umhergehe, die Franzosen oberflächlich und Paris leichtfertig findend; ich sage das Alles nur, weil ich Paris recht von Grund aus genieße, bewundre und kennen lerne, und sage es eben nur, wenn ich an Sie in Düsseldorf schreiben will. Im Gegentheil habe ich mich recht in den Strudel geworfen, thue

den ganzen Tag Nichts, als Neues sehen: Deputirten- und Pairskammer, Bilder und Theater, Dio-, Neo-, Cosmo- und Panoramas, Gesellschaften u. s. f. Dazu giebt es Musiker hier wie Sand am Meere, hassen sich alle unter einander, da muß man jeden einzeln besuchen und ein feiner Diplomat sein; denn kleinstädtisch sind sie alle, und was der Eine zum Andern sagt, weiß morgen das ganze Corps. So sind mir bis jetzt die Tage entflohen, als ob sie nur halb so lang wären, und zum Componiren bin ich gar nicht bisher gekommen; in den nächsten Tagen aber soll dies Fremdenleben aufhören; der Kopf brummt mir von allem Sehen und Staunen, und dann will ich mich ein bischen wieder sammeln und ans Arbeiten gehen, da wird mir wieder wohl und heimisch zu Muthe werden.

Am liebsten gehe ich Abends in die kleinen Theater, weil sich in denen das ganze französische Leben und Volk abspiegelt, namentlich habe ich das Gymnase-dramatique gern, wo man nur kleine Vaudevilles giebt. Es ist merkwürdig, wie jetzt in allen diesen Lustspielen eine so gründliche Bitterkeit, ein so tiefer Überdruß liegt, der mit den hübschesten Wendungen und dem lebendigsten Spiel bemäntelt wird, aber nur desto stärker hervortritt. Die Politik spielt überall die Hauptrolle, und die hätte mir das Theater verleiden können; denn man hat außerdem genug davon; aber es ist eine leichtsinnige, spöttische Politik im Gymnase, die alle Vorfälle des Tags und alle Zeitungen benutzt, um lachen und applaudiren zu machen, und da muß man am Ende mitlachen und mitklatschen. Politik und Lüsternheit sind die beiden Hauptinteressen, um die sich Alles dreht, und so viel Stücke ich noch gesehen habe, so fehlt eine Verführungsscene und ein Ausfall auf die Minister nirgends. Schon die ganze Art des Vaudeville, daß gewisse conventionelle Musik zu allen Stücken am Ende der Scene eintritt, zu der die Schauspieler einige Couplets mit einer witzigen Pointe halb singen, halb sprechen, ist so sehr französisch; wir werden Das nie lernen können und wollen; denn diese Art der Verbindung von stehendem Refrain und neuem Witz fehlt in unserer Conversation und unsern Ideen; es ist so effectvoll und schlagend und so sehr prosaisch, wie ich mir nur Etwas denken kann. Sehr viel Aufsehen macht jetzt ein neues Stück im Gymnase: „Le Luthier de Lisbonne"; das ist die Wonne des Publicums. Auf dem Zettel

steht ein Unbekannter angekündigt; kaum tritt er aber auf, so klatschen und lachen alle Leute, und man erfährt, daß der Schauspieler in Geberden, Tracht und Mienen den Don Miguel täuschend nachahmt; zum Überfluß giebt er sich noch gleich als König zu erkennen, nun ist das Stück gemacht. Je barbarischer, dummer und schlechter sich der Unbekannte nun benimmt, desto größer ist die Freude des Publikums, das keine seiner Geberden und Äußerungen unbeachtet vorübergehen läßt. Er ist vor einem Auflauf in das Haus dieses Instrumentenmachers geflohen, der der treueste Royalist von der Welt, aber leider der Mann einer sehr hübschen Frau ist; einer der Günstlinge von Don Miguel hat sich von ihr ein Rendezvous für die nächste Nacht erzwungen und bittet den König, der dazu kommt, ihm doch dazu zu helfen und den Mann etwas köpfen zu lassen. Don Miguel antwortet: „Très-volontiers“, und während der Luthier ihn erkennt, ihm zu Füßen fällt und außer sich über sein Glück ist, unterzeichnet er das Todesurtheil für ihn, aber zugleich auch ein andres für seinen Günstling, an dessen Stelle er nun zur hübschen Frau kommen will. Bei jeder Greuelthat, die er unternimmt, klatschen und lachen wir und freuen uns endlich über den dummen Don Miguel auf der Bühne. So schließt der erste Act. Im zweiten ist es Mitternacht, die hübsche Frau allein, ängstlich, Don Miguel steigt durchs Fenster herein, giebt sich alle mögliche Mühe, ihre Liebe auf dem Theater zu gewinnen, läßt sich vortanzen und vorsingen von ihr; sie kann ihn aber nicht ausstehen, bittet fußfällig um Schonung, drauf packt er sie, schleppt und trägt sie einigemal auf der Bühne hin und her, und wenn sie nicht ein Messer erwischte und es zugleich draußen klopfte, könnte es schlimm endigen; zum Schluß rettet noch der gute Luthier den König aus den Händen der französischen Soldaten, die eben angekommen sind, und vor deren Tapferkeit und Freiheitsliebe er sich schrecklich fürchtet; so schließt das Stück befriedigend. Dann kommt ein Lustspiel, wo die Frau dem Manne untreu ist und sich einen Liebhaber hält; dann ein anderes, wo der Mann der Frau untreu ist und sich von einer Liebhaberin erhalten läßt; dann eine Satyre auf die neuen Bauten in den Tuilerien und aufs ganze Ministerium, so geht es fort. Wie es mit der französischen Oper ist, weiß ich nicht; sie hat banquerott gemacht, und seit ich hier bin, wird

nicht drin gespielt; bei der Académie royale giebt man aber fortwährend Meyerbeer's „Robert le diable" mit sehr großem Erfolg; das Haus ist immer gefüllt, und die Musik hat allgemein gefallen. Es ist ein Aufwand aller möglichen Vorstellungsmittel, wie ich es nie auf der Bühne gesehen habe; wer in Paris singen, tanzen, spielen kann, singt, spielt und tanzt mit. Das Sujet ist romantisch, d. h. der Teufel kommt darin vor (das genügt den Parisern zu Romantik und Phantasie). Es ist aber doch sehr schlecht, und wenn nicht zwei brillante Verführungsscenen vorkämen, würde nicht einmal Effect darin sein. Der Teufel ist ein armer Teufel, erscheint in Rittertracht, um seinen Sohn Robert, einen normannischen Ritter, der eine sicilianische Prinzeß liebt, zu verführen; bringt ihn auch richtig dazu, all' sein Geld und sein Immobiliarvermögen, d. h. sein Schwert, beim Würfeln zu verspielen, läßt ihn dann einen sacrilège begehen, giebt ihm einen Zauberzweig, der ihn in's Schlafzimmer besagter Prinzeß versetzt und ihn unwiderstehlich macht. Der Sohn thut das auch Alles sehr gern; wie er aber am Ende sich selbst seinem Vater verschreiben soll, der ihm erklärt, er liebe ihn und könne ohne ihn nicht leben, da führt der Teufel oder vielmehr der Dichter Scribe eine Bäuerin herbei, die ein Testament von Robert's seliger Mutter besitzt, es ihm vorliest und ihn dadurch so zweifelhaft macht, daß der Teufel um Mitternacht unverrichteter Sache in die Versenkung fahren muß; darauf heirathet Robert die Prinzeß, und die Bäuerin ist das gute Prinzip gewesen. Der Teufel heißt Bertram. Auf solch eine kalte berechnete Phantasieanstalt kann ich mir nun keine Musik denken, und so befriedigt mich auch die Oper nicht; es ist immer kalt und herzlos, und dabei empfinde ich nun einmal keinen Effect. Die Leute loben die Musik, aber wo mir die Wärme und die Wahrheit fehlt, da fehlt mir der Maßstab. Michael Beer ist heute nach dem Havre abgereist; er scheint dort dichten zu wollen, und dabei fällt mir ein, daß ich den ersten Abend, als ich Sie bei Schadows sah, behauptete, der sei kein Dichter, und daß Sie mir antworteten, es sei Geschmackssache. Heine sehe ich selten, weil er ganz und gar in die liberalen Ideen oder in die Politik versenkt ist; er hat vor einiger Zeit 60 Frühlingslieder herausgegeben; mir scheinen nur wenige davon lebendig und

wahr gefühlt zu sein, aber die wenigen sind auch prächtig. Haben Sie sie schon gelesen? Sie stehen in dem 2ten Bande der „Reisebilder". Börne will noch einige Bände Briefe folgen lassen; wir schwärmen zusammen für die Malibran und die Taglioni; alle die Herren schimpfen und toben auf Deutschland und alles Deutsche, können aber nicht ordentlich Französisch sprechen; das will mir gar nicht behagen. — Verzeihen Sie nur, daß ich so in's Plaudern gerathe und jetzt hier auf den unehrerbietigen Rand schreiben muß; wie ich Sie aber eine Zeitlang täglich sehen konnte und jetzt so lange gar nicht, da ist es mir Bedürfniß geworden, und Sie müssen es mir nicht übel nehmen. Sie hatten mir auch einmal versprochen, mir ein paar Zeilen zu antworten; ich weiß nicht, ob ich Sie daran erinnern darf; aber wissen möchte ich gar zu gern, wie Sie leben, und was der Schrank in der Ecke Neues enthält, wie weit der Merlin ist und mein Schwanenritter, dessen Klang mir noch immer wie liebe Musik in die Ohren tönt, und ob Sie auch zuweilen meiner und des nächsten Mai's und an den „Sturm" gedacht haben. Es ist wohl viel erwartet, wenn ich mir auf einen Brief gleich eine Antwort von Ihnen erbitte; aber ich fürchte, daß Sie schon am ersten genug haben und lieber keinen zweiten bekommen wollen, und darum fasse ich mir ein Herz und bitte darum. Eigentlich brauchte ich es gar nicht zu sagen; denn Sie pflegten meine Anliegen zu wissen, ehe ich sie hatte herausbringen können, und wenn Sie mir noch so freundlich sind, wie damals, so werden Sie es auch schon erfüllen, wie alle die andern.. Nun leben Sie mir wohl.

Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seine Familie.

Paris, den 14. Januar 1832.

Jetzt fange ich erst an, mich hier einzuwohnen und Paris zu kennen; freilich ist es das tollste, lustigste Nest, das man sich denken kann; aber für Einen, der kein Politiker ist, hat's

nur halbes Interesse. Deshalb habe ich mich zum Doctrinair gemacht, lese meine Zeitung Morgens, habe meine Meinung über Krieg und Frieden und gestehe nur unter Freunden, daß ich Nichts davon weiß. Das geht aber mit F. nicht, der hier ganz in diesen Strudel von Dilettantismus und Absprecherei gerathen ist und sich wirklich zum Minister geeignet glaubt. Es ist sehr Schade um ihn; denn was Rechtes wird wohl nie daraus werden. Er hat genug Verstand, um immer beschäftigt zu sein, und nicht genug, um ein Geschäft zu haben, — dilettirt in Allem und kann auch Alles gut beurtheilen; aber er macht Nichts. So sind wir stets auf demselben Fuß der Vertraulichkeit, sehen uns fast täglich, sind gern mit einander, bleiben uns aber innerlich gänzlich fremd. Er scheint für öffentliche Blätter zu schreiben, ist sehr viel mit Heine und schimpft auf Deutschland wie ein Rohrsperling; alles Das kann ich einmal nicht billigen, und da ich ihn eigentlich sehr lieb habe, macht's mich unbehaglich. Man muß sich schon daran gewöhnen; aber es ist gar zu traurig zu wissen, wo es Einem fehlt, und nicht helfen zu können. Dazu wird er sichtlich älter, und da taugt dies regellose, unbeschäftigte Leben immer weniger. — A.. ist aus dem Hause seiner Eltern in die rue Monsigny* gezogen und lebt nun mit Leib und Seele dort. Ich habe einen Aufruf an alle Menschen von P., worin dieser sein Glaubensbekenntniß ablegt und Alle auffordert, einen Theil ihres Vermögens, und sei er so klein er wolle, den St. Simonianern zu geben; auch an die Künstler ergeht der Aufruf, ihre Kunst künftig für diese Religion zu verwenden, bessere Musik zu machen, als Rossini und Beethoven; Friedenstempel zu bauen; zu malen wie Raphael und David. Diesen Aufruf habe ich in 20 Exemplaren, die ich Dir, lieber Vater, zuschicken soll, wie P.. mir auftrug. Ich werde es bei einem bewenden lassen, und Du wirst genug daran haben; auch das eine nur bei Gelegenheit, versteht sich. Es ist ein schlimmes Zeichen für den Zustand der Gemüther hier, daß eine solche monströse Idee in ihrer abschreckenden Prosa entstehen und einigermaßen um sich greifen konnte, so daß z. B. von den Schülern der polytechnischen Anstalt sehr viele Theil nahmen. Man versteht

* Damaliger Sitz der Saint-Simonianer.

nicht, wo es hin soll, wenn sie die Sache so von außen anpacken: dem Einen Ehre, dem Andern Ruhm, mir ein Publikum und Beifall, dem Armen Geld versprechen, — wenn sie alles Streben, alles Weiterwollen vernichten durch ihre kalte Beurtheilung der Fähigkeit. Und dann nun gar ihre Ideen von allgemeiner Menschenliebe, von Unglauben an Hölle, Teufel und Verdammung, von Zerstörung des Egoismus, — lauter Ideen, die man bei uns von Natur hat und im Christenthum überall findet, — ohne die ich mir das Leben nicht wünschte, — die sie aber wie eine neue Erfindung und Entdeckung ansehen, und daher sich jeden Augenblick wiederholen, wie sie die Welt umgestalten und die Menschen glücklich machen wollen. Wenn A.. mir ganz ruhig sagt, an sich selbst brauche er nicht zu bessern, sondern an den Andern; denn er sei gar nicht unvollkommen, sondern vollkommen, — wenn sie sich selbst und Jedem, den sie gewinnen wollen, Nichts als Complimente und Lobpreisungen machen, die Fähigkeit und Macht, die man hat, bewundern, und bedauern, daß so große Kräfte nun verloren gehen sollten durch alle die abgebrauchten Begriffe von Pflicht, Beruf und Thätigkeit, wie man sie sonst verstand: — so will es Einen wie eine traurige Mystifikation bedünken. Ich habe vorigen Sonntag einer Versammlung beigewohnt, wo die Väter im Kreise saßen; dann kam der oberste Vater, forderte ihnen Rechenschaft ab, belobte und tadelte sie, redete zum versammelten Volke und gab Befehle; — mir war es fast schauerlich! Auch er hat sich von seinen Eltern losgesagt, lebt bei den Vätern, seinen Untergebenen und versucht eine Anleihe für sie zu machen. Genug davon! Nächste Woche ist ein Concert eines Polen; in dem muß ich ein sechspersönliches Stück mit Kalkbrenner, Hiller und Comp. spielen; erschreckt also nicht, wenn Ihr irgendwo meinen Namen geradebrecht seht, wie im „Messager“ neulich, wo man aus Berlin den Tod des Professor Flegel anzeigte; es haben es alle Journale wiederholt. Ich arbeite jetzt wieder und lebe vergnügt. Von den Theatern habe ich Euch immer noch nicht schreiben können, obwohl sie mich sehr beschäftigen! Wie aber Bitterkeit und Aufregung selbst in den kleinsten Lustspielen unverkennbar ist, wie Alles auf Politik Beziehung hat, wie die sogenannte Romantik alle Pariser angesteckt hat, daß sie an Nichts als Pest, Galgen, Teufel und

Wochenbetten auf dem Theater denken, wie Einer den Andern in Greueln oder Liberalismus überbietet, und wie in der Mitte von all' diesen Misèren und Rasereien ein Talent wie Léontine Fay steht, die Grazie und Liebenswürdigkeit selbst, unangefochten von all' dem Unsinn, den sie sprechen und spielen muß, und wie sehr sonderbar alle diese Contraste sind, davon ein andermal!

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 21. Januar 1832.

Ich bekomme jetzt in jedem Briefe einen kleinen Hieb, weil ich nicht pünktlich im Antworten sei, und da will ich denn gleich Dein Fragen über meine neu herauszugebenden Sachen erledigen, liebe Fanny. —

Es ist mir nämlich eingefallen, daß das Octett und das Quintett recht gut in meinen Werken figuriren könnten und sogar besser sind als manches Andere, was schon darin figurirt. Da mir nun das Herausgeben der Stücke Nichts kostet, sondern im Gegentheil Etwas einbringt, und da ich dennoch die chronologische Folge nicht ganz verwirren will, so habe ich vor, folgende Sachen bis zu Ostern an den Mann zu bringen: Quintett und Octett (das letzte auch vierhändig arrangirt), „Sommernachtstraum", sieben „Lieder ohne Worte", sechs Lieder mit Worten; bei meiner Rückkehr nach Deutschland sechs Kirchenmusiken und endlich, wenn ein Verleger sie stechen und honoriren will, die D moll-Symphonie. Sobald ich in meinem Berliner Concert die „Meeresstille" aufgeführt habe, kommt auch die heraus. Die „Hebriden" aber kann ich hier nicht geben, weil ich sie, wie ich Dir damals schrieb, noch nicht als fertig betrachte; der Mittelsatz im forte D dur ist sehr dumm, und die ganze sogenannte Durchführung schmeckt mehr nach Contrapunkt, als nach Thran und Möven und Laberdan, und es sollte doch umgekehrt sein. Um das Stück aber unvollkommen aufzuführen, dazu hab ich's zu lieb und hoffe mich also bald daran zu machen, um es

für England und die Michaelismesse fertig zu haben. Ferner frägst Du, warum ich die italienische A dur-Symphonie nicht componire? Weil ich die sächsische A moll-Ouvertüre componire, die vor der „Walpurgisnacht" stehen soll, damit das Stück in besagtem Berliner Concert und anderswo mit Ehren gespielt werden kann. Du willst, ich soll in den Marais ziehen und den ganzen Tag schreiben. Mein Kind, das geht nicht; ich habe nur noch drei Monate höchstens vor mir, um Paris zu sehen, und da muß man sich in den Strom werfen: dazu bin ich hergekommen; es ist Alles auch gar zu bunt und anziehend, um es abzuweisen; es rundet mir nun mein liebes Reisebild ganz ab, bildet einen sonderbar colossalen Schlußstein, und da muß ich also Paris jetzt als die Hauptsache zu betrachten suchen. Zugleich stehen von beiden Seiten die Verleger als wahre Satane da, verlangen Claviermusik und wollen sie bezahlen; bei Gott, ich weiß nicht, ob ich widerstehe und nicht ein oder das andere Trio schreibe; denn daß ich über die Potpourri-Verführung erhaben bin, traust Du mir hoffentlich zu; aber ein paar gute Trios componirt' ich gern. Zugleich ist am Donnerstag die erste Probe von meiner Ouvertüre, die im zweiten Concert des Conservatoriums gegeben wird; im dritten soll dann die D moll-Symphonie folgen. Habeneck spricht von sieben bis acht Proben; sie sollen mir willkommen sein. Zugleich soll ich bei Erard im Concert etwas aufführen und mein Münchener Clavierconcert spielen; da muß ich sehr üben. Zugleich liegt neben mir ein Billet: Le président du conseil, Ministre de l'intérieur, et Mme. Casimir Périer prient etc. auf Montag Abend zum Ball; heut Abend ist Musik bei Habeneck; morgen bei Schlesinger; Dienstag die erste öffentliche Soirée von Baillot; Mittwoch spielt Hiller sein Concert im Hôtel de Ville, — das dauert Alles immer bis über die Mitternacht, — da lebe ein Anderer einsam; das sind lauter Dinge, die man nicht abweisen kann. Also wann soll ich componiren? Vormittags! Gestern kam Hiller, dann Kalkbrenner, dann Habeneck. Vorgestern kam Baillot, dann Eichthal, dann Rodrigues. Also Morgens früh! Na ja, — da componir' ich auch. — Du bist also widerlegt. —

Gestern war auch P.. bei mir, sprach St. Simonismus und machte mir, indem er mich entweder für dumm oder für

klug genug hielt, Eröffnungen, die mich so empörten, daß ich mir vornahm, weder zu ihm, noch zu den andern Complicen wieder hinzugehen. Heut früh nun stürzt Hiller in's Zimmer und erzählt, wie er eben der Arrestation der St. Simonianer beigewohnt habe; er wollte ihre Predigt hören; die Päpste kommen nicht. Plötzlich treten Soldaten ein, und man wird gebeten, sich schleunigst fortzubegeben, da Herr Enfantin und die übrigen in der rue Monsigny arretirt seien. In der rue Monsigny stehen Nationalgarden und andere Soldaten aufmarschirt; Alles wird versiegelt, und nun wird der Prozeß anfangen. Mein H moll-Quartett ist in der rue Monsigny liegen geblieben und wird nun auch versiegelt; nur das Adagio ist vom juste milieu, alle anderen Stücke vom mouvement; ich werde es am Ende vor der Jury spielen müssen. — Neulich stand ich beim Abbé Bardin in einer großen Gesellschaft und hörte zu, wie sie mein A moll-Quartett verarbeiteten. Im letzten Stücke zupfte mich mein Nachbar und sagte: „Il a cela dans une de ses sinfonies.“ — Qui? sagte ich etwas ängstlich. — „Beethoven, l'auteur de ce quatuor“, sagte er mir wichtig. Es war sauersüß! Aber ist es nicht schön, daß meine Quartetten in den Classen des Conservatoire gespielt werden, und daß Schüler sich die Finger zerbrechen müssen, um „Ist es wahr“ zu spielen? — Ich komme eben aus St. Sulpice, wo mir der Organist die Orgel vorgeritten hat: sie klingt wie ein vollstimmiger Chor von alten Weiberstimmen; aber sie behaupten, es sei die erste Orgel in Europa, wenn man sie reparirte, was 30,000 Francs kosten soll. Wie der Canto fermo mit einem Serpent begleitet klingt, das glaubt Niemand, der es nicht gehört hat, und dazu läuten die dicken Glocken! —

Die Post geht, ich muß zu plaudern aufhören, sonst dauert es noch bis übermorgen. Ich habe noch gar nicht einmal erzählt, daß zu Ostern die Bach'sche Passion in der italienischen Oper zu London angekündigt ist.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 4. Februar 1832.

Ihr werdet es mir wohl verzeihen, wenn ich Euch heute nur ein paar Worte schreibe. Ich weiß erst seit gestern meinen unvergeßlichen Verlust*. Es ist eine schöne, liebe Zeit meines Lebens und viele Hoffnungen damit vorbei und macht mich für immer weniger glücklich. Nun muß ich sehn, mir neue Pläne und neue Luftschlösser zu bauen; die vorigen sind verloren; denn Er war immer mit hinein verflochten, und wie ich mir meine ganze Knabenzeit und die darauf folgende nie werde ohne ihn denken können, so dachte ich mir bis jetzt auch die Zukunft nicht anders. Daran muß ich mich gewöhnen; aber eben, daß ich an Nichts denken kann ohne eine Erinnerung an ihn, — daß ich nie Musik hören konnte ohne Das, und Nichts schreiben, ohne an ihn dabei zu denken: — Das macht mir den Lebensabschnitt doppelt fühlbar. Denn jetzt ist die vorige Zeit wirklich vergangen. Aber Das verliere ich nicht allein, sondern einen Menschen, den ich liebte; hätte ich auch gar keinen Grund gehabt oder alle Gründe verloren, so hätte ich ihn doch geliebt ohne Grund, und er hatte mich auch lieb; und das Bewußtsein, daß solch ein Mensch in der Welt sei, bei dem man ausruhen konnte, und der Einem zu Liebe lebte und der nichts wollte, als eben blos dasselbe: Das ist nun vorbei. Es ist der härteste Verlust, der mich bis jetzt hat treffen sollen, und ich werde ihn niemals vergessen.

Das war meine gestrige Geburtstagsfeier. Schon wie ich am Dienstag Baillot hörte und zu Hiller sagte, für mich spiele doch nur einmal Einer die Musik, die ich liebte, da schon stand L. neben mir und wußte es und gab mir den Brief nicht. Er wußte freilich nicht, daß gestern mein Geburtstag war; aber gestern früh erfuhr ich es nach und nach durch ihn, und da konnte ich mich nun an die vorigen Jahrestage erinnern und mit der Vergangenheit ein wenig abschließen, wie man es wohl

* Den Tod seines Freundes, des Violinspielers Eduard Rietz.

immer am Geburtstage sollte, und mir denken, wie er sonst an dem Tage immer mit irgend etwas Besonderem kam, das er sich lange ausgedacht hatte, und das so nett und erfreulich und liebenswürdig war, wie er selbst. Der Tag war sehr traurig; ich konnte nicht Anderes denken und thun, als Dasselbe.

Heute habe ich mich zum Arbeiten gezwungen, und es ist gegangen. Meine A moll-Ouvertüre ist beendigt; ich denke nun einige Sachen zu schreiben, die man hier gut bezahlen will.

Sagt mir, bitte, noch recht viel über ihn und alle möglichen Kleinigkeiten; es thut mir wohl, noch einmal über ihn zu hören. Vor mir liegen seine zierlichen Octett-Stimmen und gucken mich an. Ich werde wohl bald wieder meine gewöhnliche Stimmung haben und Euch munter und ausführlich schreiben können; aber der neue Abschnitt ist angefangen, und Überschriften giebt es nicht.

Euer

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 13. Februar 1832.

Ich lebe jetzt hier recht angenehm und still. Zu Gesellschaften treibt mich weder meine Stimmung, noch das Vergnügen, das sie darbieten. Sie sind hier, wie überall, trocken und nicht fördernd und wegen der späten Stunden doppelte Zeit kostend. Dagegen versäume ich nicht, wo es gute Musik giebt; über das erste Concert des Conservatoire schreibe ich an Zelter das Nähere. Die Leute spielen ganz vortrefflich und so gebildet, daß es eine Freude ist; sie haben selbst Lust daran, geben sich Jeder die größte Mühe; der Chef ist ein tüchtiger, gewandter Musiker; da muß es gut zusammen gehen. Morgen wird mein A moll-Quartett öffentlich gespielt. Cherubini sagt von Beethoven's neuer Musik: „Ça me fait éternuer," und so glaube ich, das ganze Publikum wird morgen niesen. Die Spieler sind Baillot, Sauzay, Urhan und

Norblin, die besten hier. Meine A moll-Ouvertüre ist fertig; sie stellt schlechtes Wetter vor. Eine Einleitung, in der es thaut und Frühling wird, ist auch vor ein paar Tagen beendigt, und so habe ich denn die Bogen der „Walpurgisnacht" gezählt, die sieben Nummern noch ein wenig ausgeputzt und dann getrost unten: „Mailand im Juli" — „Paris im Februar" — hingeschrieben. Ich denke, es soll Euch gefallen. Vor allen Dingen muß ich jetzt ein Adagio für mein Quintett machen; die Spieler schreien darnach, und ich finde, sie haben Recht. — Ich wollte, Ihr könntet einmal eine Probe meines „Sommernachtstraums" im Conservatoire hören; sie spielen es wunderhübsch. — Es ist noch nicht gewiß, ob es schon nächsten Sonntag losgelassen wird; es sind nur noch zwei Proben bis dahin, und zweimal ist es erst gespielt worden; aber ich denke, es wird gehen, und es wäre mir lieb, wenn es Sonntag und nicht im 3ten Concert wäre, weil ich am 26sten für die Armen spielen soll (irgend einen Weber), am 27sten im Concert bei Erard (mein Münchener Concert) und sonst noch, und weil ich gern zuerst im Conservatoire aufträte. Ich werde auch im Conservatoire spielen, und zwar wollen die Herren gern eine Claviersonate von Beethoven; es wäre toll, aber ich stimme für sein G dur-Concert, das hier kein Mensch kennt. Am meisten freue ich mich aber auf die D moll-Symphonie, die sie nächste Woche vornehmen; das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich die in Paris zuerst hören sollte. — Außerdem gehe ich oft in die Theater und sehe die große Gewandtheit, den Verstand und die unglaubliche Sittenlosigkeit, die sie darin verbrauchen; in's Gymnase darf eigentlich keine Dame gehen; — sie gehen aber doch hin. Wenn Ihr nun nehmt, daß ich „Notre-Dame" lese, daß ich Mittags immer bei meinen Bekannten hier und dort esse und nach 3 Uhr das liebe, schöne Frühlingswetter benutze, um spazieren zu gehen, hie und da eine Visite zu machen und in den prachtvollen Tuilerien die bunten Herren und Damen zu sehen, so habt Ihr meinen Pariser Tag. Nun lebt wohl.

Felix.

An den Professor Zelter in Berlin.

Paris, den 15. Februar 1832.

Lieber Herr Professor!

Wenn ich Ihnen auch nur von den Hauptpunkten meiner Reise hätte schreiben wollen, so hätte ich es eigentlich von Deutschland aus thun müssen; denn wie ich jetzt nach all' den Schönheiten, die ich in Italien und der Schweiz genossen, nach allem Herrlichen, das ich gesehen und erlebt, wieder nach Deutschland kam, und namentlich bei der Reise über Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt, den Rhein herunter bis Düsseldorf: da war eigentlich der Hauptpunkt der Reise; denn da merkte ich, daß ich ein Deutscher sei und in Deutschland wohnen wolle, so lange ich es könne. Es ist wahr, ich kann da nicht so viel Schönheit genießen, nichts Herrliches erleben; aber ich bin da zu Hause. Es ist kein einzelner von den Orten, der mich eben besonders fesselte, wo ich besonders gern leben möchte: — es ist das ganze Land, es sind die Menschen, deren Charakter und Sprache und Gebräuche ich nicht erst zu lernen und mitzumachen oder nachzumachen brauche; unter denen ich mich wohl fühle, ohne mich darüber zu wundern, und so hoffe ich, daß ich auch in Berlin meine Existenz und das zum Leben Nothwendige finden, und daß ich da, wo ich Sie und die Eltern und Geschwister und die Freunde habe, mich nicht weniger heimisch fühlen werde, als an all' den andern deutschen Orten. Wenn die Leute mich einmal in Deutschland nirgend mehr haben wollen, dann bleibt mir die Fremde immer noch, wo es dem Fremden leichter wird; aber ich hoffe, ich werde es nicht brauchen. So kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie herzlich ich mich auf's Wiedersehen freue. —

Es ist mir lebhaft aufgefallen, wie in Deutschland die Musik und der Sinn für die Kunst verbreitet ist und sich immermehr verbreitet, während man ihn anderswo (hier z. B.) concentrirt. Daraus folgt zwar vielleicht, daß es bei uns nicht so schnell in die Höhe, aber auch nicht so schnell auf die Spitze getrieben wird, und ferner, daß wir den andern Ländern Musiker schicken können und doch noch reich genug bleiben. Ich habe

mir das Alles ausgedacht, wenn ich hier so oft Politik hören und zuweilen auch sprechen mußte, und wenn die Leute, namentlich aber die Deutschen, auf Deutschland schalten oder es beklagten, daß es keinen Mittelpunkt, kein Oberhaupt, keine Concentrirung habe, und wenn sie meinten, das werde Alles gewiß bald kommen. Es wird wohl nicht kommen, und ich denke, es ist auch ganz gut so. Was aber kommen wird und muß, das ist das Ende unsrer allzu großen Bescheidenheit, mit der wir Alles für recht halten, was die Andern uns bringen, unser Eigenthum sogar erst achten, wenn's die Andern geachtet haben. Hoffentlich werden die Deutschen bald aufhören, auf die Deutschen zu schimpfen, daß sie nicht einig seien, und so die ersten Uneinigen zu sein, und hoffentlich werden sie einmal dies Zusammenhalten den Andern nachmachen, was das Beste ist, das Diese haben. Wenn sie Das übrigens nicht bald thun, so gebe ich sie darum doch nicht auf, sondern componire weiter, so lange mir was einfällt. Aber das thut mir immer leid, wenn wir selbst Nichts von Dem wissen wollen, was wir voraus haben. —

Ich kam nach Stuttgart und freute mich wieder an dem vortrefflichen Orchester, das so vollkommen schön und genau zusammengeht, wie man sich es nur erdenken kann. Der Lindpaintner ist, glaub' ich, jetzt der beste Orchesterdirigent in Deutschland; es ist, als wenn er mit seinem Tactstöckchen die ganze Musik spielte; dazu ist er fleißig, hat fast täglich Proben mit seinem Orchester und wöchentlich sein Quartett. Da spielt der Molique, der solch eine rasende, kalte Fertigkeit hat, solch tollkühne Sprünge machen kann, daß er berühmt wäre, wenn er anderswo lebte. Sie wollten gerade ihr erstes Abonnement-Concert geben, in denen sie die großen Symphonien alle Jahre aufführen; ich sollte darin was spielen und Compositionen geben; allein ich hatte Eile und konnte nicht so lange warten; aber ich habe versprochen, bei meiner Rückkunft ein Weilchen da zu bleiben. Im Sommer haben die Leute wenig zu thun; wenn dann ein paar Tage lang keine Probe ist, so geht der Capellmeister mit seiner Frau zu Fuß über Land, nimmt Wäsche und eine Tabakspfeife mit und kommt nach ein paar Tagen durch die Weinberge wieder nach Haus. Die Hauptsache ist endlich, daß sie sich Alle beklagen und doch um keinen Preis fortgehen wollen; so habe ich recht in der

Nähe Bekanntschaft mit dem Musikwesen einer kleinen deutschen Stadt gemacht. In Frankfurt ist das Ding vornehmer, geschäftsmäßiger, großstädtischer, aber viel weniger lustig. Dafür ist aber wieder der Cäcilien-Verein dort, wegen dessen allein man schon in Frankfurt gern sein muß; die Leute singen mit so viel Feuer und so zusammen, daß es eine Freude ist; er versammelt sich einmal wöchentlich und hat gegen 200 Mitglieder; außerdem hat aber Schelble des Freitags Abends bei sich einen kleinen Verein von etwa 30 Stimmen, wo er am Clavier singen läßt und seine Lieblingssachen, die er dem großen Verein nicht gleich zu geben wagt, nach und nach vorbereitet. Da habe ich eine Menge kleiner Sonntagsmusiken von Seb. Bach, sein Magnificat, die große Messe und sonst noch viel Schönes gehört. Die Frauen sind auch da, wie bei Ihrer Akademie, die eifrigsten; an den Männern fehlt es ein bischen: sie haben Geschäfte im Kopf; ich glaube sogar, es ist überall so; am Ende haben bei uns die Frauen mehr Gemeingeist, wie die Männer. Im Cäcilien-Vereine wenigstens gewiß; denn da sind die Soprane ganz herrlich, Alt und Baß sehr gut; aber an Tenören fehlt es etwas, und Schelble klagt, wie Sie, über die Lauigkeit der Männer. Ich habe im großen Verein unter Andern die Motette „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit", die wir zuweilen bei Ihnen Freitags sangen, gehört; das Stück „Es ist der alte Bund" machte sich mit dem großen Chor und mit den schönen, weichen Sopranen ganz göttlich. Man kann kaum glauben, wie viel ein einziger Mensch, der was will, auf alle Andern wirken kann; Schelble steht dort ganz allein, Sinn für ernste Musik ist gewiß nicht vorzugsweise in Frankfurt, und doch ist es merkwürdig, mit welcher Freude und wie gut dort die Dilettantinnen das „wohltemperirte Clavier", die Inventionen, den ganzen Beethoven spielen, wie sie das Alles auswendig wissen, jede falsche Note controliren, wie sie wirklich musikalisch gebildet sind. Er hat sich einen sehr bedeutenden Wirkungskreis geschaffen und die Leute im eigentlichsten Sinne weiter gebracht. Zugleich ist dort der Philipp Veit und malt ruhig seine Bilder, die so einfach schön und fromm sind, wie ich es nur auf den alten Bildern gekannt habe. Da ist keine Ziererei und keine Affection drin, wie bei den Deutschthümlern in Rom, sondern eine aufrichtige Künstler-

seele. Und dann kommt man nach Düsseldorf, wo wieder Schadow mit seinen Schülern ist und aus allen Kräften arbeitet und treibt, damit Etwas entsteht; wo Lessing seine Zeichnungen so gelegentlich macht und ausführt, wenn die Leute es bestellen, und da haben sie wieder ihr kleines Orchester und ihre Symphonien von Beethoven — ich weiß nicht, warum ich Ihnen das Alles schreibe; denn Sie kennen es besser als ich; aber ich bin so hineingekommen, wie ich an alle die Menschen, die da so in jeder Stadt zerstreut sind, dachte, und aus denen das Land besteht. —

Hier aber ist Frankreich, und darum kann man auch keine deutsche Stadt mit Paris vergleichen, weil hier Alles zusammenströmt, was in Frankreich sich auszeichnet, während es sich in Deutschland verbreitet. Deutschland besteht aus so und so viel Städten; aber was Musik, ich glaube auch überhaupt, was Kunst betrifft, ist Paris Frankreich. Daher haben sie denn auch hier ihr Conservatorium, wo erzogen wird, wo sich eine Schule bildet, wohin alle Talente aus den Provinzen geschickt werden müssen, wenn sie sich irgend vervollkommnen wollen; denn außer Paris giebt es in ganz Frankreich kaum ein erträgliches Orchester, keinen ausgezeichneten Musiker; und während hier 1800 Clavierlehrer sind, und es doch noch an Lehrern fehlt, macht man in den andern Städten so gut wie gar keine Musik. Wie tausendfach sich Das nun hier im Mittelpunkt gestaltet, welch ein gewaltiges Treiben das ist, wenn man ein ganzes Land in Einer Stadt vor sich sieht und von allen Leuten die Elite um sich hat, das kann ich gar nicht beschreiben. Daher kommt es auch, daß sich hier Alles gleich in Fächer abtheilt; denn Jeder sucht und findet seinen Theil. Ich bleibe nun bei Dem, was Sie und die Eltern mich lieben gelehrt haben, bin also gleich in die école Allemande einrangirt. Was die Modemusik betrifft, so schreibe ich Ihnen Nichts davon; die ist, wie ich sie vor sieben Jahren schon gekannt habe; das Wichtigste und Bedeutendste, was ich noch nicht gehört hatte, ist aber das Orchester des Conservatoire. Es ist natürlich, daß es das Vollkommenste ist, was man in Frankreich hören kann; denn es ist ja das Pariser Conservatoire, das die Concerte giebt; aber es ist auch die vollkommenste Ausführung, die man irgend sonst hört. Sie haben sich vereinigt, die Besten, die in Paris sind —

haben die jungen Geiger aus den Classen dazu genommen, einem tüchtigen und eifrigen Musiker die Direction übertragen und nun zwei Jahre lang Proben gemacht, ehe sie eine Aufführung wagten, bis sie ganz mit einander eingespielt waren, bis von einem Notenfehler keine Rede mehr sein konnte; eigentlich sollte jedes Orchester so sein, Tact- und Notenfehler sollten ein für allemal nicht vorkommen; aber da das leider einmal nicht der Fall ist, so ist dies das beste, was ich je gehört. Die Schule von Baillot, Rode und Kreutzer liefert ihnen die Geiger, und da ist es eine Freude, zu sehen, wenn die jungen Leute so in Masse auf's Orchester kommen, und alle nun anfangen mit demselben Bogen, derselben Art, derselben Ruhe und demselben Feuer. Es waren vorigen Sonntag vierzehn auf jeder Seite; Habeneck führt es an und tactirt mit dem Violinbogen. Die Schattenseiten sind: die Contrabässe, die nur drei Saiten haben, nur bis G gehen und ohne Kraft und Ton sind, so daß im Forte überall die eigentliche Stütze fehlt; ferner die erste Clarinette, die schreit und einen steifen, nicht angenehmen Vortrag und Ton hat; ferner sind die Trompeten in den hohen Tönen unsicher und ändern sich ihre schweren Stellen ab, und die Pauken endlich haben einen hohlen, dumpfen Kesselton, halb wie Trommeln; das Letztere und die Bässe schaden dem Eindruck des Ganzen am meisten. — Dagegen ist von einem Wanken, einem Fehler, der leisesten Uneinigkeit nie die Rede; es ist das genauste Ensemble, das man jetzt in der Welt hören kann, und dabei spielen die Leute ganz bequem und ruhig; man hört, wie Jeder seinen Platz vollkommen ausfüllt, sein Instrument vollkommen bemeistert, wie Jeder seine Stimme und Alles, was sie erfordert, vollkommen auswendig kennt, kurz, wie das ganze Orchester nicht von einzelnen Musikern, sondern von einer Gesellschaft gebildet wird. — Auch die äußern Anstalten sind sehr zweckmäßig und vernünftig getroffen; die Concerte sind nur selten (alle vierzehn Tage), Sonntags um 2 Uhr, so daß es in jedem Sinn ein Feiertag ist, und daß die Leute nachher weiter Nichts thun, als nach Hause gehen zu ihrer Essensstunde und den Eindruck behalten, da Abends fast nie Oper ist; ferner ist der Saal klein, also macht die Musik erstlich eine doppelt starke Wirkung, und man hört alle Einzelheiten doppelt genau, und zweitens ist das Publikum nur klein, sehr gewählt und eben-

falls wie eine zahlreiche Gesellschaft. Die Musiker selbst haben nun wirklich Freude an den großen Beethoven'schen Symphonien; sie haben sich hineingespielt, und es macht ihnen Vergnügen, die Sache bezwungen zu haben; Einzelne, wie z. B. Habeneck selbst, meinen es auch gewiß ernst mit ihrer Liebe zu Beethoven, — den Andern aber, und zwar den größten Schreiern und Enthusiasten glaube ich kein Wort davon; denn sie setzen nun deswegen die andern Meister herab, — sprechen von Haydn wie von einer Perrücke, von Mozart wie von einem guten Mann, und ein solcher engherziger Enthusiasmus kann nicht wahr sein. Wenn sie fühlten, was Beethoven gemeint hat, so müßten sie auch wissen, was Haydn war, und müßten sich klein vorkommen; das thun sie aber nicht, sondern urtheilen frisch drauf zu. Auch das Publikum der Concerte liebt den Beethoven ungemein, weil sie glauben, man müsse ein Kenner sein, um ihn zu lieben; eigentliche Freude haben aber wohl die Wenigsten daran, und das Herabwürdigen von Haydn und Mozart kann ich nun einmal nicht vertragen: es macht mich toll. Die Beethoven'schen Symphonien sind ihnen wie exotische Pflanzen, sie riechen wohl daran, aber es ist eine Curiosität; und wenn Einer gar einmal die Staubfäden zählt und findet, es sei doch eigentlich aus einer bekannten Blumenfamilie, so ist er zufrieden und macht sich weiter Nichts daraus. So klagt man sogar schon über Kälte der Leute in diesem und dem vorigen Jahre, und man wird einige Violinquartetten von Beethoven für volles Saitenorchester, 28 Geigen u. s. w. mit Contrabässen, ohne Blaseinstrumente geben, um was Neues von ihm zu haben. Ich sollte sie sogar instrumentiren und die Sonate pathétique für's Orchester des Conservatoire einrichten, habe ihnen aber eine schöne Rede gehalten, daß es wohl unterbleibt und ohne Blaseinstrumente gegeben wird. Neues wollen sie nun einmal, und das kommt mir zu Statten; denn deshalb spielen sie nächsten Sonntag meine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum". Ich muß Ihnen noch das Programm des vorigen Concerts sagen: es fing mit der A dur-Symphonie von Beethoven an, dann kam Choeur des chasseurs de Weber, das war ein Vers aus dem Jägerchor der „Euryanthe", und dann auf einmal eine lange traurige Musik mit Hörnern, die ich nie gehört hatte; dann wieder der Jägerchor und dann wieder die

traurige Musik, die immer leiser wurde und endlich schloß. Es fand sich, daß diese traurige Musik mit Hörnern von Castil-Blaze war, und daß man Euryanthe in der großen Oper nach seiner Bearbeitung ausgeführt hatte, von der dies ein Probestück ist. Es ärgert mich, daß man dies in dem Concerte gab; denn es wäre ohne Das ein Musterconcert gewesen; aber das war wieder eine von den Sachen, die nicht unter Ehrenmännern vorkommen sollten. Zum Schluß des ersten Theils spielte Kalkbrenner seinen „Traum"; das ist ein neues Clavierconcert, das er componirt hat, und worin er zur Romantik übergegangen ist; er erklärt vorher, daß es mit unbestimmten Träumen anfinge, dann käme eine Verzweiflung, dann eine Liebeserklärung und zum Schluß ein Militairmarsch. Kaum hört das Henri Herz, so macht er geschwind auch ein romantisches Clavierstück und erklärt es auch vorher: erst kommt ein Gespräch zwischen Schäfer und Schäferin, dann ein Gewitter, dann ein Gebet mit der Abendglocke und zum Schluß ein Militairmarsch. Sie werden es nicht glauben; aber es ist wirklich so. Übrigens spielt Kalkbrenner sein Stück ganz wunderbar schön, mit einer Nettigkeit, Eleganz und Vollkommenheit, der Nichts gleich kommt. Das war der erste Theil des Concerts; der zweite bestand aus Le Christ du mont des olives mit den Chören des Conservatoire und den Sängern der großen Oper, die sämmtlich daraus hervorgegangen sind. Das nächste Concert fängt mit der F dur-Symphonie von Beethoven an, dann ein Duett aus Armide (Esprits de haine) und ein Violoncellconcert. Der zweite Theil ist Kyrie und Gloria aus der neuen Beethoven'schen Messe und meine Ouvertüre. Wenn Das nicht bunt ist! —

Außerdem sollte ich Ihnen noch von Baillot's Soiréen, von der großen Oper und der nun wieder eröffneten Opéra-comique erzählen; ich spare es mir aber für einen nächsten Brief auf, sonst verlieren Sie die Geduld für meine langen Briefe. Aber bitte, lieber Herr Professor, schreiben Sie mir ein paar Zeilen Antwort, wenn es auch nur ein paar Worte sind, damit ich wisse, ob Sie eine Fortsetzung von meinem Pariser Leben und Treiben haben wollen, und ob Sie mir noch unverändert und freundlich sind. Auch von meinen neuen Sachen muß ich Ihnen noch schreiben; denn ich bin ziemlich

fleißig gewesen in der Zeit. Wie freue ich mich darauf, sie Ihnen vorzuspielen und zu erfahren, ob Sie damit zufrieden sind, und was Ihnen nicht recht ist, und was ich besser machen soll; denn Sie werden eine Menge Instrumental- und Kirchenmusiken mit anhören müssen!

Ihr treuer Schüler
Felix Mendelssohn Bartholdy.

An seinen Vater.

Paris, den 21. Februar 1832.

Es bezeichnet jetzt fast jeder Eurer Briefe, der zu mir ankommt, einen bittern Verlust. Gestern erhielt ich den mit der Nachricht von der lieben U., die ich nicht mehr bei Euch finde, — da ist zum Mittheilen und Plaudern keine Zeit; man muß arbeiten und sich weiter zu bringen suchen. Ich habe ein großes Adagio componirt in das Quintett hinein als ein Intermezzo. Es heißt „Nachruf" und ist mir eingefallen, wie ich eben Etwas für Baillot componiren mußte, der so schön spielt und mir so gut ist, und der es öffentlich spielen will vor den Leuten, und der mir doch so fremd ist. Vorgestern ist im Concert des Conservatoire zum ersten Male meine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" gegeben worden. Sie hat mir großes Vergnügen gemacht; denn sie ging ganz vortrefflich und schien auch den Leuten zu gefallen. In einem der nächsten Concerte wird sie noch einmal aufgeführt, und meine Symphonie, die deswegen ein wenig verzögert worden ist, soll Freitag oder Sonnabend vorgenommen werden. Auch werde ich im 4ten oder 5ten Concert Beethoven's G dur-Concert spielen. Die Musiker kreuzigen und segnen sich über all' die Ehre, die mir das Conservatoire anthut. Das A moll-Quartett haben sie am Dienstag wundervoll gespielt, mit einem Feuer und alle so einig, daß es eine Freude war, und da ich Rietz nicht mehr hören kann, so werde ich es wohl so bald nicht besser haben. Es schien den Leuten vielen Eindruck zu machen, und beim Scherzo wurden sie ganz toll.

Es ist nun aber einmal wieder Zeit, daß ich Dir, lieber Vater, über meinen Reiseplan ein paar Worte schreibe, und zwar dieses Mal aus vielen Gründen ernster, als gewöhnlich. Da möchte ich denn erst einmal das Allgemeine zusammenfassen und an Das denken, was Du mir vor meiner Abreise als meine Zwecke hingestellt hast und festzuhalten befahlst: ich solle mir nämlich die verschiedenen Länder genau betrachten, um mir das auszusuchen, wo ich wohnen und wirken wolle; — ich solle ferner meinen Namen und Das, was ich kann, bekannt machen, damit die Menschen mich da, wo ich bleiben wolle, gern aufnehmen, und ihnen mein Treiben nicht fremd sei; und endlich, ich soll mein Glück und Deine Güte benutzen, um meinem späteren Wirken vorzuarbeiten. Es ist mir ein freudiges Gefühl, Dir nun sagen zu können, ich glaube, Das sei geschehen. Die Fehler abgerechnet, die man zu spät einsieht, denke ich diese Deine hingestellten Zwecke erfüllt zu haben. Die Leute wissen jetzt, daß ich lebe, und daß ich Etwas will; und was ich Gutes leiste, werden sie wohl gut annehmen. Sie sind mir hier entgegen gekommen und haben von meinen Sachen verlangt, was sie sonst nie gethan haben, da sich alle Andern, sogar Onslow, darum haben melden müssen. Von London aus hat mich das Philharmonic zum 10. März einladen lassen, um etwas Neues von mir aufzuführen; meinen Münchener Auftrag habe ich ebenfalls bekommen, ohne den geringsten ersten Schritt zu thun, und zwar erst nach meinem Concert. Nun will ich noch hier (wenn es sich macht) und gewiß in London, falls die Cholera mich nicht an dem Hinreisen im April verhindert, ein Concert für meine Rechnung geben und mir etwas Geld verdienen, damit ich mich auch darin versucht habe, ehe ich zu Euch zurückkomme, so daß ich hoffe, den Theil Deiner Absicht, mich den Leuten bekannt zu machen, erfüllt nennen zu können. Aber auch die andere Absicht, daß ich mir ein Land aussuchen solle, wo ich leben möge, ist mir wenigstens im Allgemeinen gelungen. Das Land ist Deutschland; darüber bin ich jetzt in mir ganz sicher geworden. Die Stadt aber wüßte ich nicht zu sagen; denn die wichtigste, zu der es mich aus so vielen Gründen hinzieht, kenne ich noch nicht in dieser Beziehung: — ich meine Berlin; ich muß also erst bei meiner Rückkunft prüfen, ob ich da werde bleiben und stehen können, wie ich mir es denke

und wünsche, nachdem ich alles Andere gesehen und genossen habe. — Das ist auch der Grund, warum ich mich hier um keine Oper bewerbe. Wenn ich eine recht gute Musik mache, wie sie heut sein muß, so wird sie in Deutschland auch schon verstanden und geliebt werden (es ist mit allen ihren guten Opern so gewesen). Wenn ich eine mittelmäßige Musik mache, so wird sie in Deutschland vergessen; hier aber würde sie doch oft gegeben, gelobt, nach Deutschland geschickt und dort auf die Pariser Autorität hin gegeben, wie wir es täglich sehen; Das will ich aber nicht, und wenn ich keine gute Musik habe machen können, so will ich auch nicht dafür gelobt sein. Drum will ich es erst in Deutschland anfangen, und geht es da so arg, daß ich nicht mehr dort leben kann, so bleibt mir die Fremde noch immer. Zudem ist die Opéra-comique hier so verfallen und schlecht, wie wenig deutsche Theater, und sie fällt von einem Banquerott in den andern. Wenn man Cherubini fragt, warum er seine Opern nicht dort zu geben erlaubt, so antwortet er: „Je ne fais pas donner des opéras sans choeur, sans orchestre, sans chanteurs et sans décorations." Die große Oper aber hat schon auf Jahre hinaus bestellt, und man könnte nur auf drei bis vier Jahre hin einen Auftrag erhalten. — So will ich denn für's Erste zu Euch zurückkehren, meinen „Sturm" schreiben und sehen, wie er geräth. Der Plan also, den ich Dir vorlegen wollte, lieber Vater, ist der, hier bis Ende März oder Anfang April zu bleiben (das Philharmonic für den 10. März habe ich natürlich abgeschrieben und mir's vorbehalten), dann nach London auf ein paar Monate zu gehen, dann, wenn das rheinische Musikfest zu Stande kommt, zu dem sie mich haben rufen wollen, über Düsseldorf, wo nicht, auf dem kürzesten Wege zu Euch zurückzukehren und bald nach Pfingsten bei Euch zu sein im Garten.

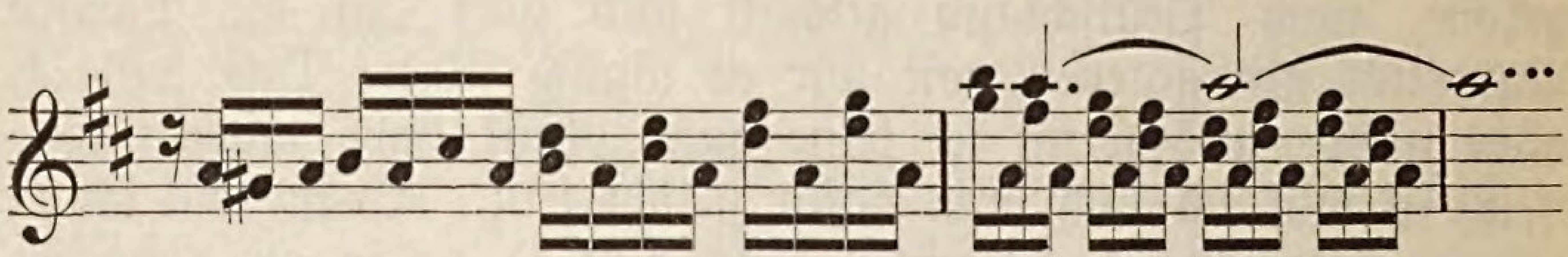
Lebt wohl.

Felix.

An seine Mutter.

Paris, den 15. März 1832.

Liebe Mutter!



Das ist der 15. März 1832. Geh' es Dir heute wohl und fröhlich! Du willst lieber, daß die Briefe am Geburtstage ankommen, als daß sie an dem Tage geschrieben werden; aber nimm es mir nicht übel, ich kann mich nicht daran gewöhnen. Vater sagte, man könne nicht wissen, wie es später aussehe, drum müsse der Brief zum Tage ankommen; aber dies Gefühl habe ich dann doppelt; denn ich weiß nicht, wie Ihr den Tag leben werdet, und weiß es von mir noch dazu auch nicht. Ist aber das Fest herangekommen, dann ist mir, als wäre ich beinahe bei Euch, und Ihr könntet meinen Glückwunsch eben nur nicht hören; dann kann ich ihn ohne andere Sorge bringen, als die Sorge der Entfernung. Die aber wird bald vorüber sein, so Gott will, und er erhalte Dich und Euch Alle mir zu meinem Glück. —

Jetzt habe ich angefangen, mich recht in's Musikleben zu werfen, und da Euch das freut, so will ich auch Etwas davon schreiben; denn ein Brief, den ich sammt einem Zeichenbuch vor einigen Tagen durch den Adjutanten von Mortier zu Euch schicken wollte, wartet noch immer, so wie ganz Paris auf die Abreise des Marschalls, die aber nicht erfolgt. Sollte aber doch der Brief mit dem Buch durch den Mann in Eure Hände gelangen, so nehmt die ganze Sendung, besonders aber den Mann (einen Grafen Perthuis) freundlich auf; denn er ist einer der freundlichsten, liebenswürdigsten Menschen, die mir begegnet sind. Ich hatte Euch darin schon geschrieben, daß ich übermorgen im Conservatoire das G dur-Concert von Beethoven spiele, und daß der ganze Hof zum erstenmale in's Con-

cert kommt. K. möchte mich todt beißen vor Neid; er wollte mich erst durch tausend Intriguen nicht zum Spielen kommen lassen, und als er nun gar erfuhr, daß die Königin komme, so hat er alles Mögliche gethan, um mich aus dem Wege zu schaffen. Zum Glück sind alle Anderen vom Conservatoire, namentlich der allmächtige Habeneck, meine wahren Freunde, und so hat's ihm Nichts geholfen. Er ist der einzige Musiker hier, der sich wirklich mißgünstig und falsch gegen mich nimmt; und obwohl ich ihm nie getraut habe, so ist es doch immer ein beängstigendes Gefühl, Jemand gegenüber zu stehen, der Einen haßt und es nicht zeigen will.

Den 17ten.

Der Brief hat nicht fertig werden können, weil besagtes Musiktreiben diese Tage so toll geworden ist, daß ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Ein bloßer Katalog von Dem, was ich zu thun habe und hatte, muß also für heute genügen und mich zugleich entschuldigen. Eben komme ich aus der Probe vom Conservatoire. Wir haben ordentlich probirt; gestern zweimal und heut auch beinahe Alles wiederholt; nun geht es aber auch wie geschmiert. Wenn die Leute morgen halb so entzückt sind, wie das Orchester, so ist es gut; das hat gestern das Adagio wüthend da capo gerufen, und heut hat Habeneck eine kleine Rede halten müssen, um anzuzeigen, daß am Ende noch ein Tact Solo wäre, den sie doch gütigst abwarten möchten. Es würde Euch freuen, all' die Freundlichkeiten und kleinen Artigkeiten zu sehen, die Der für mich hat; nach jedem Symphoniestück frägt er mich, ob mir irgend Etwas nicht recht sei, und so habe ich einige Lieblingsnüancen hier im französischen Orchester zuerst durchsetzen können. Nach der Probe hat Baillot in seiner Classe mein Octett gespielt, und wenn es auf der Welt ein Mensch noch spielen kann, so ist Er es. Er war so außerordentlich, wie ich ihn nie gehört habe, und eben so auch Urhan, Norblin und die Andern, die alle wüthend und rasend hineinhieben. — Außerdem muß ich nun die Ouvertüre und das Octett fertig arrangiren, muß das Quintett in Ordnung bringen, da Simrock es gekauft hat, muß Lieder aufschreiben und erlebe die Autorfreude, mein

H moll-Quartett etwas umarbeiten zu können, da es hier bei zwei verschiedenen Verlegern herauskommt, die mich um nachträgliche Änderungen gefragt haben, ehe sie es publicirten, endlich alle Abend Soirées; heut Bohrers; morgen eine Fête mit allen Geigengamins des Conservatoire; übermorgen Rothschild; Dienstag die Société des beaux arts; Mittwoch mein Octett beim Abbé Bardin; Donnerstag mein Octett bei Mme. Kiéné; Freitag Concert bei Erard; Sonntag Concert bei Leo und endlich Montag — lache, wer lachen kann — wird zu Beethoven's Sterbefeier in einer Kirche mein Octett gespielt; dies ist das Dummste, was die Welt gesehen hat; aber es war nicht abzuschlagen, und ich freue mich einigermaßen, es zu erleben, daß während des Scherzo eine stille Messe gelesen werden soll. Man kann es sich nicht toller erdenken, als einen Priester am Altar und mein Scherzo dazu — man reis't eigentlich incognito. Endlich giebt Baillot am 7. April ein großes Concert, und ich habe ihm versprochen, bis dahin noch hier zu bleiben und darin ein Concert von Mozart und noch Etwas zu spielen. Den 8ten sitze ich dann auf der Post und fahre nach London, habe vorher noch meine Symphonie im Conservatoire gehört und einige Stücke verkauft und freue mich dann über die freundliche Aufnahme, die mir die Musiker hier gemacht haben. —

Lebt wohl!

Felix.

An seine Familie.

Paris, den 31. März 1832.

Verzeiht mein langes Stillschweigen: — ich wußte Euch nichts Erfreuliches mitzutheilen, und verstimmte Briefe schreibe ich ungern. So hätte ich auch jetzt lieber noch schweigen sollen; denn mir ist nicht gar lustig zu Muthe. — Aber seit wir das Gespenst* hier haben, will ich Euch nun regelmäßig schreiben, damit Ihr wisset, ich sei wohlauf und arbeite weiter. Nur

* Die Cholera.

Goethe's Verlust ist eine Nachricht, die Einen wieder so arm macht! Wie anders sieht das Land aus! Es ist so eine von den Botschaften, deren ich manche schon hier bekommen habe, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden, und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Sausen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird. Möge mich Gott nur vor noch schlimmeren Nachrichten bewahren und mich zu Euch Allen zur fröhlichen Wiederkunft bringen; das ist die Hauptsache! Durch mehrere Umstände bin ich bewogen worden, meinen Aufenthalt hier wenigstens noch um vierzehn Tage, also bis Mitte April zu verlängern, und die Concertidee hat sogar wieder zu spuken angefangen; ich werde sie auch ausführen, wenn die Cholera nicht die Leute von musikalischen und sonstigen Vereinigungen abhält. Das zeigt sich in acht Tagen, die ich auf jeden Fall noch hier bleibe; ich glaube aber, es wird Alles seinen ruhigen Gang fortgehen, und der „Figaro" Recht behalten, der einen Artikel schreibt, der „Enfoncé le Choléra" heißt, in dem er behauptet, Paris sei das Grab aller Reputationen: man hätte da vor Nichts Achtung; man gähne bei Paganini (er gefällt diesmal sehr wenig), man sehe sich nach einem Kaiser oder Dey auf der Straße nicht um, und so würde die Krankheit ihren sauer erworbenen schlechten Namen hier auch verlieren. — Von meinem Spielen im Conservatoire wird Euch der Graf Perthuis wohl erzählt haben; die Franzosen sagen, es sei ein beau succès gewesen, und es hat den Leuten Plaisir gemacht. Auch hat mir die Königin alles mögliche Schöne darüber sagen lassen. Am Sonnabend muß ich wieder zweimal öffentlich spielen. Mein Octett am Montag in der Kirche hat aber an Absurdität Alles übertroffen, was die Welt bis jetzt gesehen und gehört hat. — Wie der Priester während des Scherzo am Altar fungirte, da klang es wirklich ganz wie „Fliegenschnauz und Mückennas, verfluchte Dilettanten", die Leute fanden es aber, wer weiß wie kirchlich und sehr schön.

Daß Dir mein H moll-Quartett gefallen hat, lieber Vater, erfreut mich gar zu sehr; es ist ein Ding, das mir lieb ist, und das ich sehr gern spiele, obwohl das Adagio viel zu süß gerathen ist; das Scherzo thut dann desto besser darauf. Du scheinst Dich aber etwas über mein A moll-Quartett zu

moquiren, wenn Du von einer andern Instrumentalmusik sagst, sie koste Kopfzerbrechen, um herauszukriegen, was der Verfasser gedacht habe, der aber Nichts gedacht habe. — Das Stück müßte ich denn vertheidigen; denn es ist mir auch lieb; aber es kommt nur gar zu viel auf die Ausführung an, und ein Einziger dabei, der mit Eifer und Liebe spielt, wie es Taubert gethan haben soll, macht da einen großen Unterschied.

Euer

Felix.

Aus Briefen aus London

vom Jahre 1832.

London, den 27. April 1832.

Ich wollte, ich könnte beschreiben, wie froh ich bin, hier zu sein; wie mir Alles so lieb hier ist; wie ich über die Freundlichkeit der alten Freunde vergnügt bin. Aber eben, weil das Alles noch im Gange ist, fasse ich mich heute kurz.

Ich muß eine Menge Leute aufsuchen, die ich noch gar nicht gesehen habe, während ich mich mit Klingemann, Rosen und Moscheles schon wieder so zusammen eingelebt habe, als seien wir nie auseinander gewesen. Die bilden den Kern meines hiesigen Aufenthaltes. — Wir sehen uns alle Tage; es ist mir wieder gar zu wohl, unter guten, ernsthaften Menschen und unter wahren Freunden zu sein, vor denen ich mich weder in Acht zu nehmen, noch sie zu beobachten brauche. Moscheles und seine Frau sind wirklich von einer rührenden Freundlichkeit gegen mich, die mir um so werther ist, je lieber ich sie Beide habe und gewinne; und dann das Gefühl der ganz zurückgekehrten Gesundheit, als ob ich wieder aufgelebt, von Neuem auf die Welt gekommen wäre, — das Alles vereinigt sich!*

---

* Felix Mendelssohn hatte in den letzten Wochen seines Pariser Aufenthaltes einen Anfall von Cholera gehabt.

Den 11. Mai.

Wie glücklich diese ersten Wochen hier waren, kann ich Euch nicht beschreiben. Wenn von Zeit zu Zeit sich alles Schlimme häuft, wie den Winter in Paris, wo ich die liebsten Menschen verlieren mußte, mich nie heimisch fühlte, endlich sehr krank wurde, so kommt denn auch wieder einmal das Gegentheil, und so ist es hier im lieben Lande, wo ich meine Freunde wiederfinde, mich wohl und unter wohlwollenden Menschen weiß, und wo ich das Gefühl der zurückgekehrten Gesundheit im vollsten Maße genieße. Dazu ist es warm, der Flieder blüht, und es giebt Musik zu machen; denkt Euch mein Glück! Einen lustigen Morgen der letzten Woche muß ich Euch doch beschreiben. Es war von allen äußerlichen Anerkennungen, die ich bis jetzt gehabt habe, die, welche mich am meisten gefreut und gerührt hat, und vielleicht die einzige, an die ich immer neu erfreut denken werde. Sonnabend Morgen war Probe des Philharmonic, in dem aber Nichts von mir gegeben werden konnte, weil meine Ouvertüre noch nicht ausgeschrieben war. Nach der Pastoralsymphonie von Beethoven, während welcher ich in einer Loge war, wollte ich in den Saal, um einige alte Freunde wieder zu begrüßen. Kaum komme ich aber unten hinein, so ruft Einer aus dem Orchester: „There is Mendelssohn", und darauf fangen sie Alle dermaßen an zu schreien und zu klatschen, daß ich eine Weile nicht wußte, was ich anfangen sollte; und als es vorbei war, ruft ein Anderer: „Welcome to him", und darauf fangen sie wieder denselben Lärm an, und ich mußte durch den Saal und auf's Orchester klettern und mich bedanken. Seht, Das werde ich nicht vergessen; denn es war mir lieber, als jede Auszeichnung; es zeigte, daß die Musiker mich lieb hatten und sich freuten, daß ich kam, und es war mir ein froheres Gefühl, als ich sagen kann.

Den 18. Mai.

Lieber Vater!

Deinen Brief vom 9ten habe ich in Händen; Gott gebe, daß Zelter in diesem Augenblicke gerettet und außer aller

Gefahr sein möge! Du sagst, er sei es; — aber ich erwarte sehnlichst Euren nächsten Brief, um die Besserung bestätigt zu sehen. Ich habe es längst gefürchtet seit Goethe's Tode; aber das Eintreffen ist doch noch immer anders. Der Himmel mag es abwenden! —

Sage mir auch, ich bitte Dich darum, was Du damit meinst, wenn Du schreibst: „Der nicht zu bezweifelnde Wunsch und das Bedürfniß Zelter's, Dich jetzt in seiner Nähe zu haben, wo es ihm gewiß für's Erste, wenn nicht überhaupt, unmöglich sein wird, sich der Akademie anzunehmen, woraus folgt, daß wenn Du nicht eintrittst, es ein Anderer thun muß u. s. w." — Hat Zelter diesen Wunsch gegen Dich ausgesprochen, oder glaubst Du nur, daß er ihn haben müsse? Wäre das Erste der Fall, so würde ich sogleich nach Deiner Antwort an Zelter schreiben, und in welcher Art es auch sei, ihm jeden Dienst anbieten und ihm jede Arbeit abzunehmen suchen, so lange er es wollte; denn das wäre dann natürlich meine Pflicht. Ich hatte mir vorgenommen, vor meiner Rückkunft auch an Lichtenstein zu schreiben wegen des mir damals gemachten Antrags*; aber daran ist jetzt natürlich nicht zu denken; denn ich möchte auf keine Weise annehmen, daß Zelter nicht wieder eintreten könnte, und selbst in diesem Falle würde ich mich nun nicht mehr mit irgend jemand Anders darüber besprechen, als mit ihm selbst. Alles Andere käme mir wie ein Unrecht gegen ihn vor. Wenn er aber meine Dienste braucht, so bin ich bereit und will mich freuen, wenn ich ihm irgend behülflich sein kann, und noch mehr, wenn er es nicht braucht und ganz wieder hergestellt ist. Hierüber bitte ich Dich um ein paar Worte. — Nun will ich Dir noch meine Pläne und Arbeiten bis zur Abreise mittheilen. Gestern früh ist das Rondo brillant fertig geworden; das spiele ich heute über acht Tage öffentlich in Morris' Evening concert; den Tag darauf probire ich im Philharmonic mein Münchener Concertstück und spiele es dann Montag, den 28sten, in ihrem Concert; am 1. Juni ist Moscheles' Concert; da spiele ich mit ihm ein Concert für zwei Claviere von Mozart und dirigire meine beiden Ouvertüren, die „Hebriden" und den „Sommernachtstraum"; endlich den 11ten ist das letzte Phil-

* In Betreff einer Stellung bei der Singakademie.

harmonic, in dem ich irgend Etwas dirigiren soll. Für Cramers muß ich das Arrangement fertig machen und einige Lieder für's Clavier; dann auch einige mit englischen Worten und endlich für mich mehrere deutsche; denn es ist doch am Ende einmal Frühling, und der Flieder blüht. Vorigen Montag wurden die „Hebriden" im Philharmonic zum ersten Male gegeben; es ging prächtig und machte sich ganz seltsam zwischen mancherlei Rossini; die Leute haben aber mich und das Stück ungemein freundlich aufgenommen; heut Abend ist Mr. Vaughans' Concert; — jetzt wird Dir aber übel vor lauter Concerten: — ich schließe auch! —

Norwood, Surrey, den 25. Mai.

Es ist eine harte Zeit und verlöscht Vieles!* — Gott erhalte Euch mir und gebe uns ein frohes Wiedersehen und lasse keinen von den Unsrigen dabei fehlen. Ihr empfangt diesen Brief wieder von dem Landhause her, von wo Ihr vor drei Jahren im November meinen letzten vor der Rückkunft bekamt. Ich bin auf ein paar Tage hergezogen, um mich ein wenig zu sammeln und zu erholen, so wie ich es damals körperlich thun mußte. Da ist nun Alles ziemlich ebenso: mein Zimmer ganz dasselbe; alle Noten im Spinde stehen auf dem alten Flecke; die Leute ganz so schonend und ruhig aufmerksam wie damals, und an ihnen, wie an ihrem Hause sind die drei Jahre so gelind vorübergezogen, als hätten sie nicht die halbe Welt aufgewühlt. Das thut wohl zu sehen; nur ist es jetzt lustiger Frühling mit Apfelblüthen und Flieder und allen Blumen, und damals war es Herbst mit Nebel und Kaminfeuer; aber dafür fehlt jetzt Vieles, was damals noch da war; es giebt sehr zu denken. So wie ich Euch aber damals schrieb, ohne etwas Anderes zu sagen als: „Auf Wiedersehen!", so ist es mir auch jetzt; es wird zwar viel ernsthafter sein, und ich bringe kein Liederspiel mit, das ich hier in der Stube componiren könnte, wie das erste; aber der Himmel lasse mich nur Euch Alle gesund wiederfinden. —

* Er hatte Nachricht von Zelter's Tode erhalten.

Du schreibst, liebe Fanny, ich möchte nun doppelt eilen zurückzukommen, um wo möglich die Anstellung bei der Akademie zu erhalten. Das werde ich aber nicht thun. Ich komme zurück, sobald ich kann, weil Vater mir schrieb, er wünsche es. In vierzehn Tagen denke ich abzureisen. Aber nur aus dem Grunde; der andere könnte mich eher zurückhalten, wenn es in diesem Falle irgend einer könnte; denn ich will mich auf keine Weise darum bewerben. Die Gründe, die mir Vater damals dagegen angab, als ich ihn an den Antrag der Vorsteher erinnerte, und worin er mir sagte, daß er diese Stelle mehr wie eine Sinecur für spätere Jahre ansähe, „wo mir die Akademie als ein Hafen übrig bliebe", sind gewiß vollkommen richtig, und ich möchte diese Stelle ebensowenig wie irgend eine andere für die nächsten Jahre ambiren; denn da will ich von dem leben, was ich schreibe, wie ich es jetzt hier thue, und will ungebunden sein. Dazu kommt noch, daß bei der besonderen Stellung der Akademie, — bei dem kleinen Gehalt, das sie geben, und der großen Wirksamkeit, die sie besitzen könnte, mir die Directorstelle wie eine Art Ehrenstelle vorkommt, um die ich mich nicht bewerben möchte. Wenn sie sie mir anböten, würde ich sie annehmen, weil ich es ihnen damals versprach; aber nur auf bestimmte Zeit und Bedingungen; und wenn sie es nicht thun, so ist meine Gegenwart zu Nichts nutz; denn meine Fähigkeit dazu brauche ich ihnen nicht erst zu beweisen, und intriguiren kann und mag ich nicht. Zudem darf ich aus den Gründen, die ich im vorigen Briefe angab, England nicht eher, als nach dem 11ten verlassen, und bis dahin wird die Sache wohl entschieden sein. Ich wünsche also, daß für mich kein Schritt in irgend einer Art geschehe, ausgenommen den, von dem mir Vater schon geschrieben hat, meine baldige Rückkunft betreffend; aber Nichts, was einer Bewerbung ähnlich sähe; und wenn sie ihre Wahl treffen, so wünsche ich ihnen einen Mann, der es mit solcher Liebe weiter führt, wie es der alte Zelter gethan hat. Die Nachricht empfing ich Morgens, als ich eben an ihn schreiben wollte; dann kam eine Probe meines neuen Clavierstücks mit seiner tollen Lustigkeit, und wie die Musiker nun klatschten und Complimente machten, da war mir es wieder recht, als ob ich in der Fremde sei. Dann ging ich hier hinaus und fand die unveränderten Stellen und Menschen; dann kam plötzlich Hauser an, und wir

fielen uns in die Arme und dachten der lustigen Zeit des vorigen Herbstes in Süddeutschland, und was alles verschwunden sei in diesem halben Jahre; und Eure Nachricht blieb immer da und wahr, und kam immer wieder vor die Sinne; so habe ich die letzten Tage hier gelebt. Verzeiht, daß ich nicht gut schreiben kann. Heut Abend muß ich wieder in die Stadt, um zu spielen, und ebenso morgen, Sonntag und Montag. —

Noch habe ich eine Bitte an Dich, lieber Vater. Sie betrifft die Seb. Bach'schen Cantaten, die Zelter besaß. Wenn Du es irgend verhindern kannst, daß über sie disponirt wird, bis ich zurückkomme, so thue es; denn ich wünsche sie um jeden Preis wenigstens noch zusammen zu sehen, ehe sie sich zerstreuen sollten.

Ich hatte Euch wohl sonst manches Erfreuliches aus den vorigen Wochen schreiben wollen; denn es bringt mir jeder Tag neue Beweise, daß mich die Leute lieb haben und gern mit mir leben, und Das freut mich wieder und macht mir das Leben leicht und lieb; aber heute kann ich's nicht. Vielleicht bin ich das nächstemal wieder zerstreut genug, um historisch zu sein. Von Moscheles viele Grüße; es sind vortreffliche Menschen, und für mich ist es Erquickung, seit Langem wieder einmal einem Künstler zu begegnen, der nicht von Eifersucht, Neid und elender Selbstsucht zerrissen ist. Er macht fortwährend Fortschritte in seiner Kunst. —

Draußen scheint aber warme Sonne, und nun will ich hinaus in den Garten, etwas turnen und an den Fliederbüschen riechen; Ihr seht daraus, daß ich gesund bin.

London, den 1. Juni.

An dem Tage, an welchem ich die Nachricht von Zelter's Tode empfing, glaubte ich, ich würde sehr krank davon werden, — habe mich auch die ganze vorige Woche nicht erholen können. Die vielfachen Beschäftigungen haben mich nun aber herausgerissen und mich wieder zu mir selbst oder von mir selbst fortgebracht. Da geht es mir wieder gut, und ich bin fleißig.

Vor Allem muß ich nun Dir, lieber Vater, für Deinen freundlichen Brief danken. Er ist wohl schon großentheils durch meinen vorigen beantwortet, doch will ich wiederholen, warum ich das Schreiben an die Vorsteherschaft nicht schicken werde.

Erstlich bin ich damals Deiner ersten Meinung beigetreten, daß die Stellung bei der Akademie mir für den Anfang meiner Laufbahn nicht eine wünschenswerthe sei, so daß ich sie also nur auf gewisse Zeit und unter gewissen Bedingungen annehmen möchte und nur, um mein damaliges Versprechen zu halten. Bewerbe ich mich aber darum, so müßte ich sie nehmen, wie sie sie geben, und mich ihren Bedingungen hinsichtlich Gehalt, Verpflichtungen u. s. w. unterziehen, obgleich ich sie nicht einmal kenne. Zweitens scheint mir der Grund, den sie Dir angegeben, warum ich schreiben solle, nicht ein gerader, wahrer zu sein. Sie sagen, sie wollten gewiß sein, daß ich's annehme, und darum möcht' ich mich unter die Competenten stellen; aber als sie es mir vor drei Jahren anboten, sagte mir Lichtenstein schon, es geschehe nur, um zu wissen, ob ich es annehmen würde, und ich möchte mich bestimmt darüber erklären. Damals sagte ich Ja; ich wollte es mit Rungenhagen zusammen fortführen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt noch so denken würde; aber ich habe es damals zugesagt, kann Nichts mehr daran ändern und muß es darum halten. Mein Ja noch einmal zu wiederholen, ist nicht nöthig; denn wenn ich es einmal gegeben habe, so bleibt es dabei. Ich kann es aber um so weniger, da ich mich jetzt zu Dem anbieten müßte, was damals mir angeboten wurde. — Wenn sie gesonnen wären, ihr Wort zu halten, so würden sie nicht von mir einen Schritt verlangen, den sie vor drei Jahren selbst gethan haben, sondern würden sich meiner Zustimmung entsinnen und müßten wissen, daß ich ein solches Wort nicht brechen kann. —

Einer Bestätigung meines Versprechens bedarf es also nicht; mein Brief könnte in dieser Hinsicht Nichts ändern, und wenn sie die Stelle einem Anderen zuerkennen wollen, so wird sie mein Brief davon nicht abhalten. — Ferner muß ich mich auf einen Brief aus Paris berufen, in dem ich Dir sagte, ich wolle im Frühjahr nach Berlin zurück, weil das die einzige Stadt von Deutschland sei, die ich noch nicht kenne. Das ist meine ernstliche Meinung; ich weiß nicht, wie ich mich in Berlin stellen werde, und ob ich dort werde bleiben können, d. h. ob ich dort eben so leicht Aussicht zum Wirken und Schaffen haben werde, wie sie mir an anderen Orten eröffnet ist. Das einzige Haus, das ich in Berlin kenne, ist das unsrige, und daß

ich mich dort wieder glücklich fühlen werde, weiß ich. Aber ich muß auch thätig sein können, und das wird sich erst bei der Rückkunft zeigen. Ich hoffe, es geht wie ich wünsche; denn natürlich wird mir immer der Ort der liebste sein, wo Ihr lebt; aber ehe ich es ganz sicher weiß, möchte ich mich nicht durch diese Stellung binden.

Ich muß schließen, weil ich unendlich viel zu thun habe, um nach dem nächsten Philharmonic abzureisen. Ich muß verschiedene Sachen herausgeben, ehe ich reise; bekomme aber von so vielen Seiten Aufträge und zum Theil so angenehme, daß es mir wirklich schwer fällt, sie nicht noch anzufangen. Unter Andern erhielt ich heut früh von einem Verleger ein Billet, der zwei große Kirchenstücke in Partitur, eins für den Morgen, das andere für den Abend, herausgeben will. Ihr könnt Euch denken, wie mir der Auftrag gefällt, und wie ich ihn in der Leipzigerstraße sogleich ausführen werde. Die „Hebriden" will ich aber noch ein Weilchen für mich behalten, ehe ich sie vierhändig zustutze; aber das neue Rondo kommt, und die ewigen Clavierlieder muß ich fertig machen und mehrere Arrangements und wahrscheinlich das Concert. Das habe ich vorigen Montag im Philharmonic gespielt und habe wohl noch niemals in meinem Leben so vielen Erfolg gehabt. Die Leute waren wie toll und meinten, es sei mein bestes Stück. — Jetzt gehe ich in's Concert von Moscheles, um zu dirigiren und das Mozart'sche Concert zu spielen, in das ich zwei lange Cadenzen für uns Beide gemacht habe.

Felix.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn Bartholdy, Felix, 1809-1847

Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn Bartholdy

Bd.: 1.

Leipzig 1889

B.Sandb. 460 a-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11556989-0